Königlich Sächſiſche Forſchungsinſtitute in Leipzig

Inſtitut für Völkerkunde

Erſte Reihe: Ethnographie und Ethnologie

Erſter Band:

Die Barundi

Eine völkerkundliche Studie aus Deutſch-Oſtafrika

von

Hans Meyer

Leipzig 1916

[p. iv]

Die Barundi

Eine völkerkundliche Studie aus Deutſch-Oſtafrika

von

Hans Meyer

Mit 1 farbigen Karte, 32 Lichtdrucktafeln, 23 Tafeln in Ätzung
und 19 Textbildern

1916
Verlag von Otto Spamer in Leipzig

[p. v]

2: Meyer FO42 Rundi

Copyright 1916 by Otto Spamer, Leipzig

Druck
der Spamerſchen
Buchdruckerei in Leipzig

2: Meyer
FO42 Rundi

Vorwort

Das vorliegende Buch enthält die Zuſammenfaſſung eigener und fremder Beobachtungen und Studien über das in den weſtlichen Hochlanden Deutſch-Oſtafrikas anſäſſige Volk der Barundi, das in ſehr eigentümlicher Art aus Bantu, pygmoiden Batwa und reinraſſigen Hamiten zuſammengeſetzt iſt. Ich habe Urundi im Sommer 1911 bereiſt und meine Beobachtungen im weſentlichen durch das reiche Material ergänzt, das der lange Jahre in Urundi miſſionierende Pater J. M. M. van der Burgt (Miſſionsgeſellſchaft der „Weißen Väter“) in ſeinem Dictionnaire Français-Kirundi zuſammengetragen hat. Für die freundliche Erlaubnis der Benutzung dieſes Materials zum Zweck meiner methodiſchen Darſtellung bin ich dem Herrn Verfaſſer zu wärmſtem Dank verpflichtet; ebenſo für die wertvollen genealogiſchen Tabellen der Barundifürſten mit den erklärenden Begleitworten, die ich am Ende dieſes Buches veröffentliche, ferner für mehrere intereſſante Photographien der Barundi und für die Mühewaltung, der ſich Herr Pater van der Burgt durch Mitleſen der Korrekturbogen unterzogen hat. Was die Literatur ſonſt noch über die Barundi bot — leider iſt es ſehr wenig — habe ich mit verarbeitet; dazu eine Reihe mündlicher und brieflicher Erkundigungen, die ich von Landeskennern, namentlich von Offizieren unſerer Schutztruppe, eingezogen habe. Vor allem habe ich für ſolche ſchätzenswerte Auskünfte den Herren Hauptmann von Langenn-Steinkeller und Hauptmann W. von Grawert zu danken. Erſterer hat in freundlichſtem Entgegenkommen auch eine Überſichtskarte der Häuptlingsſitze Urundis und eine Anzahl ausgezeichneter photographiſcher Aufnahmen aus Urundi beigetragen. Desgleichen bin ich für die Überlaſſung mehrerer guter Photographien Herrn Hauptmann Kraut verbunden.

Meiner Darſtellung liegt das bekannte ethnologiſche Schema F. von Luſchans zugrunde, das ich auch auf dieſer Reiſe wieder vorzüglich bewährt gefunden habe. Wenn ich in einzelnen Punkten davon abgewichen bin, ſo geſchah es hauptſächlich mit Rückſicht auf die beſondere Eigenart der Barundi. Sehr nützlich war es mir ferner, daß ich während der letzten Ausfeilung meines Manuſkriptes Einblick in die Aushängebogen des vortrefflichen neuen Buches „Ruanda“ von J. Czekanowski (Bd. VI

[p. vii]

der „Wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe der deutſchen Zentralafrika-Expedition 1907—1908 S. H. des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg“, Leipzig bei Klinkhardt & Biermann) nehmen konnte, wodurch ich auf zahlreiche ethnologiſche Parallelerſcheinungen bei dem ſehr ähnlich gearteten Nachbarvolk, den Banjaruanda, aufmerkſam gemacht wurde, die mir manches im Leben der Barundi verſtändlicher machten. Auch hierfür ſage ich ſowohl dem Autor wie dem Verleger meinen beſten Dank. Ich muß das Entgegenkommen um ſo höher ſchätzen, als das Czekanowskiſche Buch wegen des Krieges, an dem ſowohl der Verfaſſer als auch der Verleger kämpfend teilnehmen, noch nicht erſcheinen konnte. Da aber das Werk bis auf die Bildertafeln fertig gedruckt iſt und gleich nach dem Krieg erſcheinen wird, konnte ich in meinem Text die mehrfachen Verweiſungen auf dieſes Buch ſtehen laſſen, ohne die Gefahr zu laufen, ihm etwas vorauszunehmen.

Ferner danke ich der Leitung des Kgl. Muſeums für Völkerkunde in Berlin für die Erlaubnis, aus den Schätzen dieſes Muſeums eine größere Anzahl ethnographiſcher Gegenſtände der Barundi abbilden zu dürfen, die entweder photographiert oder von der vielgewandten Künſtlerhand Wilhelms von den Steinen für mein Buch gezeichnet wurden. Die übrigen abgebildeten Objekte gehören meiner eigenen Sammlung an und befinden ſich im Muſeum für Völkerkunde zu Leipzig. Desgleichen ſind die Typen-, Gruppen- und Landſchaftsbilder dieſes Buches von mir aufgenommen, ſoweit ihre anderweitige Provenienz nicht beſonders angegeben iſt. Dem Aſſiſtenten am Forſchungsinſtitut für Völkerkunde in Leipzig, Herrn Dr. H. Pliſchke, bin ich für ſeine ſorgſame Mitarbeit am Regiſter des Buches aufrichtig dankbar.

Schließlich iſt es mir eine angenehme Pflicht, dem Leiter des neuen Kgl. Sächſ. Forſchungsinſtituts für Völkerkunde in Leipzig, Herrn Prof. Dr. K. Weule, hiermit auch öffentlich meinen Dank dafür abzuſtatten, daß er mir Gelegenheit gibt, die Reihe der Abhandlungen dieſes Inſtitutes, die ſich auf alle Zweige der wiſſenſchaftlichen Völkerkunde erſtrecken ſollen, mit meiner in ethnologiſcher Methodik angelegten Arbeit über ein wenig bekanntes Volk unſerer oſtafrikaniſchen Kolonie zu eröffnen.

Eine allgemeine illuſtrierte Schilderung meiner Reiſe von 1911 wird unter dem Titel „Im Lande der Nilquellen“ vorausſichtlich im übernächſten Jahr in einem anderen Verlag erſcheinen. Für geographiſch Intereſſierte ſei bemerkt, daß über verſchiedene Reſultate meiner Expedition bereits folgende Schriften veröffentlicht ſind:

1. Hans Meyer, Reiſeberichte aus Ruanda und Urundi an das Reichskolonialamt. (Mitteil. aus d. Deutſch. Schutzgeb., Berlin 1911, Bd. 24, Heft 4 u. 5.)

2. Hans Meyer, Auf neuen Wegen durch Ruanda und Urundi. (Zeitſchrift d. Geſellſch. f. Erdkunde zu Berlin, 1912, Nr. 2.)

3. Hans Meyer, Ergebniſſe einer Reiſe durch das Zwiſchenſeengebiet Oſtafrikas 1911. Mit Beiträgen mehrerer Fachmänner, 8 Bildertafeln und 4 farbigen Karten. (Mitteil. aus d. Deutſch. Schutzgeb., Berlin 1913, Ergänzungsheft 6.)

4. Hans Meyer, Der Kagerafluß in Oſtafrika und die Ruandabahn. (Koloniale Monatsblätter, Berlin 1914, S. 6—21.)

Die dem vorliegenden Buch am Ende beigegebene vierteilige Karte des mittleren Zwiſchenſeengebietes, deſſen Hauptteile die Hochländer Urundi und Ruanda bilden, iſt nach dem bis Anfang 1916 veröffentlichten neueſten Material bearbeitet.

Dazu iſt kurz zu bemerken:
1. die oro- und hydrographiſche Karte enthält im weſentlichen nur Höhenſchichten von 500 m, wodurch bloß die großen Formen hervorgehoben werden. Die Höhenzahlen ſind nach dem deutſchen Kolonialatlas, den Aufnahmen der verſchiedenen Grenzexpeditionen, den Karten des Oberleutnant Weiß und nach meinen eigenen Meſſungen eingetragen. Im Flußnetz ſind nur die Hauptadern eingezeichnet. — 2. Die Karte der Niederſchläge beruht auf den Arbeiten von H. Maurer, ergänzt durch die fortlaufenden Publikationen von G. Heidke in den Mitt. a. d. Deut. Schutzgeb. und durch die Karte in der Diſſertation von W. Pietſch über das Abflußgebiet des Nils, 1910. Die Regenmeſſungen auf dem hohen Randgebirge des Zentralafrikaniſchen Grabens ſind unſicher. Wahrſcheinlich muß die 1500-mm-Kurve auf lange Strecken des Gebirges öſtlich vom Ruſſiſſi und vom Nord-Tanganika ausgedehnt werden. — 3. Der Vegetations-Karte liegt die Englerſche Karte in meinem Buch „Das Deutſche Kolonialreich", Band Oſtafrika, zugrunde, ergänzt durch meine Aufnahmen von 1911 in den Mitt. a. d. Deutſch. Schutzgeb. 1913, Ergänzungsheft 6. — 4. Die Völker-Karte beruht auf K. Weules Karte im Band Oſtafrika des Werkes „Das Deutſche Kolonialreich" und auf J. Czekanowskis Karte zur Ethnographie des Nil-Kongozwiſchengebiets in Peterm. Mitt. 1912, Januarheft. — Für die Redaktion der Karten bin ich Herrn Kartographen P. Krauß in Leipzig zu Dank verpflichtet.

Mein Buch ſtellt die Dinge in Urundi dar, wie ſie kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges lagen. Seitdem wütet die Kriegsfurie zwei volle Jahre lang in unſerer Oſtafrikaniſchen Kolonie, dank der Raubgier Englands und ſeiner belgiſchen, portugieſiſchen und ſüdafrikaniſchen Spießgeſellen, und der Zeitpunkt wird nicht mehr fern ſein, wo unſern braven, von aller Außenverbindung abgeſchnittenen Verteidigern die Kräfte erlahmen werden. Die ſchönen, reichen Hochländer Urundi und Ruanda ſind von den plündernden Horden der kongoleſiſchen Belgier durchzogen und beſetzt worden. Was für Greuel und Jammer dies bedeutet, weiß nur, wer die belgiſche Koloniſationspraxis vom Kongoſtaat her kennt. Geſchwächt und verarmt wird Oſtafrika aus dem Krieg hervorgehen, und die großen, von deutſchem Fleiß und deutſcher Umſicht geſchaffenen Werte werden vernichtet oder geſtohlen ſein; der wahnwitzige Konkurrenzneid unſeres britiſchen kolonialen Nebenbuhlers wird hier wie in Kamerun gründlich dafür geſorgt haben, bis es zum Frieden kommt. Und trotzdem laſſen wir uns den Glauben an unſere koloniale Auferſtehung nicht erſchüttern!

Mit freudiger Zuverſicht und mit zähem Machtwillen erwarten wir vom Endſieg auf den europäiſchen Schlachtfeldern und Meeren auch die Wiedergeburt eines deutſchen Kolonialreiches, eines größeren, ſchöneren und ſtärkeren, als das vorige geweſen, eines Kolonialreiches, deſſen mittelafrikaniſches Kernſtück von Oſtafrika durch den ganzen Kontinent bis zur Kamerunküſte und weiter reichen ſoll, und deſſen geſchloſſene Einheit uns endlich die natürlichen, wirtſchaftlichen, kulturellen, politiſchen und militäriſchen Vorteile bieten ſoll, die wir in der Zerſplitterung unſerer früheren Kolonialgebiete ſo lange haben entbehren müſſen. Es wird eine Luſt ſein, in dem neuen deutſchen Kolonialreiche zu leben, zu arbeiten, zu organiſieren, zu ſchaffen, zu forſchen. In unſeren alten Schutzgebieten wird aus den Trümmern feindlicher Zerſtörung durch den Zauber deutſcher Kraft und Kenntnis der Phönix junger ſchöner Wirtſchafts- und

Kulturblüte erſtehen, am ſchönſten und ſtärkſten vielleicht in den oſtafrikaniſchen Hochländern Ruanda und Urundi, wo ein der Menſchenarbeit förderliches Klima, günſtige Boden- und Bewäſſerungsverhältniſſe und eine dichte, arbeitſame Bevölkerung natürliche Grundlagen für die Koloniſation bieten, die wohl vorübergehend geſchwächt ſein können, aber über alle Kriegsnöte hinweg Beſtand haben werden. Der nächſten Generation, die jetzt um Deutſchlands Exiſtenz und Zukunft kämpft, iſt es vorbehalten, all das fortzuſetzen, was wir Älteren in langer wirtſchaftlicher, politiſcher und wiſſenſchaftlicher Kolonialarbeit begonnen und ein gutes Stück vorwärts gebracht haben. Auf ſie, deren Willen und Kraft der Weltkrieg geſtählt, deren Einſicht und Weitſicht er geklärt und geſchärft hat, ſetzen wir Älteren unſere kolonialen Zukunftshoffnungen. Könnte ihnen mein Buch ein Wegweiſer zur rechten Erkenntnis und demnach zur richtigen Behandlung eines der meiſtverſprechenden Eingebornenvölker unſerer bisherigen Kolonien werden, ſo wäre ſein praktiſcher Zweck, der dem wiſſenſchaftlichen nicht nachſtehen will, erfüllt. Sei dem Buch ein freundliches Geſchick in Deutſchlands ſchwerſter Zeit beſchieden!

Leipzig, im Herbſt 1916.

Hans Meyer.

Inhaltsverzeichnis

Seite
Zur Einführung III
Vorwort VII
1. Land. Bevölkerung. Körperbeſchaffenheit. Geiſtige Eigenſchaften 1
2. Siedelung. Wohnung. Nahrung 17
3. Schmuck. Kleidung. Waffen 27
4. Jagd. Fiſchfang. Viehzucht. Ackerbau. Genußmittel 36
5. Spiele. Tänze. Muſik 63
6. Verkehrsmittel. Handel. Handwerk 71
7. Politiſches. Recht. Soziales. Clans. Totemismus 86
8. Ehe. Geburt. Tod 106
9. Religion. Mythus. Kultus. Miſſion 117
10. Medizin. Zeitrechnung. Zählen. Sprache 140
11. Geſchichte. Kolonialpolitiſches 151
12. Bemerkungen zur genealogiſchen Tabelle der Barundifürſten, von J. M. M. van der Burgt 178
Anhang I: Genealogiſche Tabelle der Barundifürſten 190
Anhang II: Literaturverzeichnis 195
Regiſter 198

Verzeichnis der Textabbildungen

Seite
Fig. 1. Gehöft eines Barundi-Großen 18
„ 2. Dorf der Barundi 20
„ 3. Kupferne kegelförmige Anhängſel, Halsſchmuck und Amulett 27
„ 4. Eiſerne Glöckchen als Halsſchmuck 27
„ 5. Hölzerner Kamm zum Haarſträhnen 28
„ 6. Meſſer zum Tätowieren und Aderlaſſen 28
„ 7. Narbentätowierung eines Murundi 29
„ 8. Flechtmuſter an der Pfeilfiederung 33
„ 9. Meſſer mit ornamentierten Scheiden 34
„ 10. Pfeil zum Aderlaß der Rinder 45
„ 11. Doppelte Tabakspfeifen aus ſchwarzem Ton 58
„ 12. Kleine Holzſchale zum Anrühren von Schnupftabaksſaft 59
„ 13. Hölzerner Naſenklemmer für Tabaksſchnupfer 59
„ 14. Behälter für Saugrohre zum Biertrinken 61
„ 15. Kinderſpielzeug: Rohrflinte zum Abſchnellen von Holzpfeilen 63
„ 16. Arbeitsmeſſer der Barundi 81
„ 17. Eiſerner Hammer. Steinerner Amboß. Feile. Stift zum Einſchlagen von Verzierungen. Eiſenbolzen zum Schmieden von Hohlformen 84
„ 18. Schröpfkopf aus Rindshorn 141

Verzeichnis der Tafeln und Karten

Tafeln

(Nr. 1—32 Lichtdrucke, Nr. 33—55 Ätzungen).

Tafel 1a. Hochweideland in Südweſt-Urundi.
„ 1b. Waſſerfall im öſtlichen Randgebirge des Tanganika, Weſt-Urundi.
„ 2a. Von Papyrusſumpf erfülltes Tal in Nordweſt-Urundi.
„ 2b. Quarzitrücken öſtlich von Mujaga, Oſt-Urundi.
„ 3a. Grasſteppe im untern Ruſſiſſital, Landſchaft Bulinga.
„ 3b. Baumgrasſteppe am Kajongoſifluß, Mittel-Urundi.
„ 4a. Urwald auf dem Randgebirge in Nordweſt-Urundi.
„ 4b. Bambuswald auf dem Randgebirge öſtlich von Uſumbura.
„ 5a. Furt des Ruwuwu öſtlich von Mugera.
„ 5b. Überfahrt über den Ruwuwu bei Kihanſa.
„ 6a. Barundi am Ruwuwu bei Kihanſa, Mittel-Urundi.
„ 6b. Barundi am Oſtufer des Tanganikaſees bei Uſumbura.

Tafel 7a. Batwa bei Kilima, Nordweſt-Urundi.
„ 7b. Töpfernde Batwa bei Kilima, Nordweſt-Urundi.
„ 8a. Barundi weſtlich von Mujaga, Oſt-Urundi.
„ 8b. Barundi bei Kilima, Nordweſt-Urundi.
„ 9a. Barundi vom oberen Muwaraſi, Weſt-Urundi.
„ 9b. Barundi von Migeni, weſtlich von Mugera, Mittel-Urundi.
„ 10a. Schlafkranke Weiber in Uſumbura.
„ 10b. Kettenſträflinge in Uſumbura.
„ 11a. Batuſſigeſandtſchaft des Königs Mutaga in Uſumbura.
„ 11b. König Mutaga von Urundi mit Batuſſigefolge.
„ 12a. Gefolge des Muganwa Luſokoſa vor Station Gitega, Mittel-Urundi.
„ 12b. Junge Batuſſi, Mittel-Urundi.
„ 13a. Urundikönig Mweſi Kiſabo, † 1908.
„ 13b. Urundikönig Mweſi Kiſabo, auf einer Reiſebahre getragen.
„ 14a. Muganwa Seruſchanja mit zwei Brüdern.
„ 14b. Chriſtliche Barundimädchen, Nord-Urundi.
„ 15a. Mutuſſimädchen, Urundi.
„ 15b. Muhutuweib, Urundi.
„ 15c. Chriſtliches Mutuſſimädchen, Urundi.
„ 16a. Batuſſikinder mit Europäer.
„ 16b. Weiber und Kinder der Bahutu, Mittel-Urundi.
„ 17a. Mutter des Königs Mutaga.
„ 17b. Häuptling Kilima, Nordweſt-Urundi.
„ 17c. Muganwa Sindiwironga.
„ 17d. Muganwa Kambi.
„ 18a. Hütte in Nordweſt-Urundi mit Geiſterhüttchen.
„ 18b. Hütte in Nordweſt-Urundi mit Bahutuweibern.
„ 19a. Barundidorf bei Kilima, Nordweſt-Urundi.
„ 19b. Barundigehöft öſtlich des Muwaraſi, Weſt-Urundi.
„ 20a. Dorf mit Euphorbienzaun in der Hyphaenenſteppe des unteren Ruſſiſſi.
„ 20b. Euphorbienhecken zum Schutz der Felder, bei Mugera.
„ 21a. Barundi, Bambusſtangen zum Hausbau tragend; bei Gitega, Mittel-Urundi.
„ 21b. Gehöft mit Rindenſtoff-Fikusbäumen öſtlich von Mujaga, Oſt-Urundi.
„ 22a. Feldanlage im abgebrannten Papyrus, Mittel-Urundi.
„ 22b. Batatenfelder in einem Sumpftal, Weſt-Urundi.
„ 23a. Rinder bei Mugera, Mittel-Urundi.
„ 23b. Rinder mit Kuhreihern im Ruſſiſſital, Nordweſt-Urundi.
„ 24a. Viehherde (Rinder, Schafe, Ziegen) in Süd-Urundi.
„ 24b. Leopardenfalle in Süd-Urundi.
„ 25a. Viehärzte des Königs Mutaga bei der Beſchwörungszeremonie.
„ 25b. Murundiweib mit geflochtenen Bienenkörben.
„ 26a. Stakboote am Nordufer des Tanganikaſees.
„ 26b. Papyrusfloß auf dem mittleren Ruwuwu.
„ 27a. Salzkiſten der Saline Gottorp, am Tanganikaſtrande bei Uſumbura.
„ 27b. Tagesmarkt in Uſumbura.

Tafel 28a. Schnupfender Murundi mit Naſenklemmer.
" 28b. Schnupfende Barundi, Tabakſaft in die Naſe ziehend.
" 29a. Heilige Haine (Jmana) in Mittel-Urundi.
" 29b. Kirche der Miſſionsſtation Mujaga, Oſt-Urundi.
" 30a. } Bogenſchützen in Uſumbura.
" 30b. }
" 31a. Barundi-Batuſſi, zum Tanz antretend.
" 31b. Tanzende Barundi bei Uſumbura.
" 32a. Kriegstanz der Barundi im Feſtſchmuck.
" 32b. Kriegstanz der Barundi bei Station Gitega.
" 33. Schmiedſachen und Flechtarbeiten.
" 34. Hölzerne Armringe, teilweiſe mit Metallblättchen eingelegt, Schutz des Handgelenkes gegen das Zurückſchnellen der Bogenſehne.
" 35. Hölzerne Armringe, mit Metallblättchen eingelegt, Schutz des Handgelenkes gegen das Zurückſchnellen der Bogenſehne.
" 36. } Rindenſtoffe und Rindenſtoffhammer.
" 37. }
" 38. Hüftenſchürze aus Bananenbaſt, für kleine Mädchen.
" 39. Eiſerne Speerſpitzen.
" 40. Eiſerne Speerſpitzen und ganze Speere.
" 41. Pfeile und Bogen.
" 42. Köcher und Pfeile.
" 43. Meſſer in hölzernen, mit Kupferdraht umflochtenen Scheiden und mit ledernen Binderiemen.
" 44. Hölzerne bemalte Schilde.
" 45. Haus-, Fiſch- und Feldgeräte.
" 46. Acker- und Hausgeräte.
" 47. Muſikinſtrumente.
" 48. Tongefäße.
" 49. Tabakspfeifen aus ſchwarzem Ton.
" 50. Aus Stroh geflochtene Körbe und Teller für Getreide und Mehl uſw.
" 51. Geflochtene Seile zum Laſtentragen und geflochtene Tragſäcke für Proviant, Tabak uſw.
" 52. Hausgeräte aus Holz und Kürbis.
" 53. Aus Rohr geflochtener Schild.
" 54. Kopfſchmuck und Amulette.
" 55. Halsſchmuck und Amulette, mit „Medizin" gefüllt.

Karten

Seite
Geologiſche Skizze des mittleren Zwiſchenſeengebietes 3
Die Sitze der Groß-Batuſſi und Häuptlingsleute in Urundi 171
Farbige Karte des mittleren Zwiſchenſeengebietes . . . . Am Ende

Erklärung: Die im Text in Klammern ſtehenden Nummern, z. B. (Nr. 38, S. 15), beziehen ſich auf die fortlaufend numerierten Werke im Literaturverzeichnis, Anhang I dieſes Buches.

Erſtes Kapitel

Überſicht über Land und Volk[1]

(Vgl. hierzu die farbige Karte am Ende des Buches.)

1. Das Land Urundi

Im äußerſten Weſten Deutſch-Oſtafrikas liegt eines der bisher am wenigſten bekannten Länder Afrikas: Urundi. Im Norden grenzt es an Ruanda, im Oſten an Uſſuwi und Uha, im Süden ebenfalls an Uha, im Weſten an den Tanganikaſee und den Ruſſiſſifluß. Da Urundi nahezu 29000 qkm groß iſt, alſo etwa doppelt ſo groß wie das Königreich Sachſen und über 1½ Million (nach van der Burgt ſogar zirka 2½ Mill.) Einwohner hat, ſo iſt es ſchon deshalb der Beachtung wert; aber obwohl es nun ſchon über 25 Jahre deutſches Gebiet iſt, wiſſen wir doch nur wenig von ihm. Wegen der Schwierigkeit ſeiner Bevölkerung hatte das Gouvernement das Land für den Außenverkehr faſt ganz geſperrt, und die politiſche Beeinfluſſung beſchränkte ſich bis zum Jahre 1911 darauf, daß in Uſumbura am Tanganikaſee eine Station mit einem Reſidenten und einer Schutztruppenkompagnie errichtet war. Erſt 1912 iſt die Reſidentur verſuchsweiſe ins Landesinnere nach Gitega verlegt worden.

Oskar Baumann war der erſte Europäer, der 1892 durch Nord-Urundi nach der Nilquelle am oberen Ruwuwu wanderte, worauf 1896—98 mehrere militäriſche Streifzüge der Schutztruppenoffiziere Ramſay, v. Trotha, Langheld, v. Langenn-Steinkeller, Fonck und des Dr. Kandt folgten; und 1896—99 errichtete die katholiſche Miſſion der „Weißen Väter“ die Stationen Uſumbura (ſpäter nach Marienheim verlegt), Mujaga und Mugera in Mittel-Urundi. Dieſem Vorgehen der Europäer begegneten aber die Barundi feindlich, ſo daß die deutſche Schutztruppe unter ihren Führern Bethe, v. Beringe, v. Grawert ſich von 1900 ab mit dem Urundikönig Kiſabo herumſchlagen mußte, worauf endlich die Barundi die Oberhoheit der Deutſchen anerkannten. Dieſe Anerkennung iſt aber nur nominell, denn unſre Macht iſt dort viel zu klein, als daß ſchon eine deutſche Verwaltung in Urundi eingerichtet werden könnte.

Unter ſolchen Umſtänden hat auch die Erforſchung Urundis keine weſentlichen Fortſchritte machen können. Bloß die Völkerkunde iſt in hohem Maß gefördert worden durch den Pater J. M. M. van der Burgt, der viele Jahre in Urundi als Miſſionar tätig war und ſeine ausgezeichneten völkerkundlichen Studien in einem Dictionnaire Français-Kirundi niedergelegt hat, das 1903 im holländiſchen Miſſionsverlag zu Bois le Duc erſchienen iſt. Aber die überaus zahlreichen ethnologiſchen und ethnographiſchen Angaben ſind in dieſem Buch ſo eng mit allerlei hiſtoriſchen und linguiſtiſchen Exkurſen verbunden, daß es ſchwer iſt, das wiſſenſchaftlich brauchbare völkerkundliche Tatſachenmaterial herauszuleſen und methodiſch zuſammenzuſtellen.

---

[1] Ein Teil dieſes Kapitels iſt einem Vortrag entnommen, den ich im Frühjahr 1914 auf dem 19. Deutſchen Geographentag in Straßburg gehalten habe.

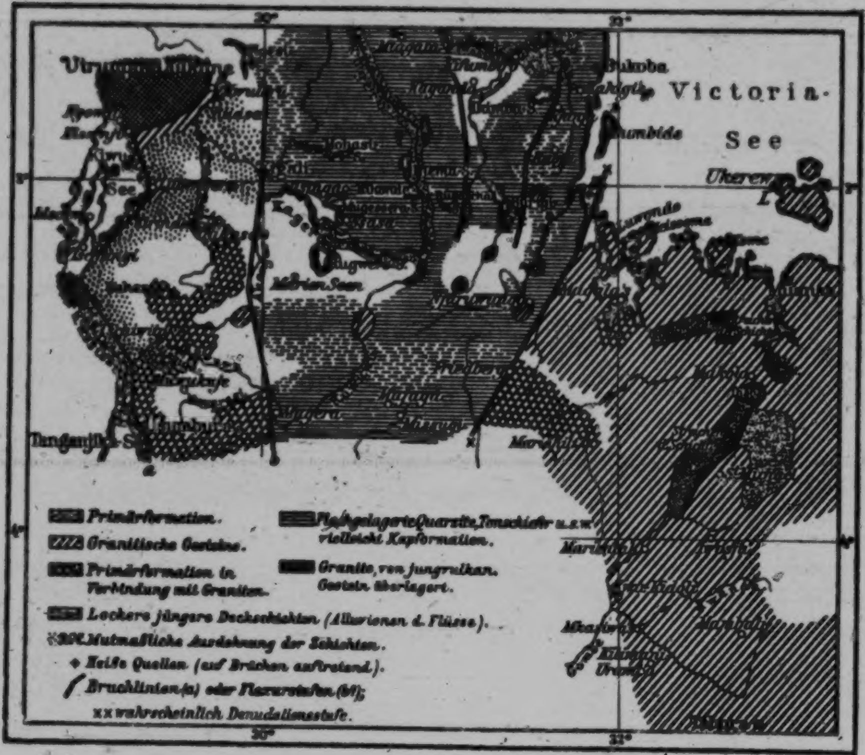
In Anbetracht dieſer Lage der Dinge entſchloß ich mich, einen Teil meiner Expedition 1911 der Unterſuchung Urundis zu widmen; und ſo habe ich denn einige Monate dort gearbeitet, Zeit genug, um einen Überblick zu gewinnen, den ich durch Erkundigungen, Korreſpondenzen und anderweitige Studien möglichſt zu ergänzen bemüht war. Von Ruanda aus Nordweſt kommend, habe ich mit meinen beiden Begleitern, Herrn Oberleutnant Tiller und Herrn Dr. Houy, zuerſt das nordweſtliche Gebirgsland, die „Mondberge", überſchritten, bin dann zur großen Zentralafrikaniſchen Grabenſenke in das Ruſſiſſital abgeſtiegen, habe mit Einbäumen den Nordzipfel des Tanganikaſees bis zur Reſidentur Uſumbura überquert und bin darauf durch ganz Zentral-Urundi von Weſt nach Oſt in einem Monat und weiter durch Nord-Uha und die Uſſumbwaſtaaten gezogen, bis ich ſchließlich bei Tabora die Zentralbahn erreichte, auf der ich nach Dareſſalam fuhr.

Wenn ich nun die Bevölkerung Urundis, die Barundi[1], zu ſchildern verſuche, ſo iſt voraus die Frage kurz zu beantworten: Wie ſieht das Land aus, der Boden, der das Volk trägt und nährt, und auf dem ſich ſein wirtſchaftliches, ſoziales und politiſches Leben abſpielt? Urundi iſt ein Hochland, der Südteil des Zwiſchenſeengebietes, zu welchem im Norden Ruanda, im Oſten die Kiſibaſtaaten und Uha, im Süden ebenfalls Uha und ein Stück von Udjidji gehören. Nach allen Seiten hat Urundi gute natürliche Grenzen: im Norden die Flüſſe Akanjaru und Kagera, im Oſten die lange, nach Uha abfallende Plateauſtufe, im Süden den Oberlauf des Mlagaraſſi, im Weſten den Tanganikaſee und Ruſſiſſifluß. Das Land hat nach Norden eine breite Front gegen Ruanda, während es nach Südweſten keilförmig zum Tanganikaſee ausläuft.

Seinem geologiſchen Bau nach iſt Urundi in zwei große, landſchaftlich verſchiedene Gebiete gegliedert, von denen der größere, öſtliche Teil ein Stück des paläozoiſchen, wahrſcheinlich der Kapformation angehörenden Tonſchiefer- und Quarzitplateaus (Tafel 2b) iſt, das faſt durch das ganze Zwiſchenſeengebiet geht, während der ſchmälere, langgeſtreckte Weſtteil der Rumpf eines archäiſchen Faltengebirges iſt, das aus kriſtallinen Schiefern mit vielen Granitintruſionen und -durchbrüchen beſteht. Die Grenze zwiſchen den beiden Formationen iſt eine ſtarke Geländeſchwelle oder -ſtufe, die in Nordſüd-Richtung ungefähr im Meridian der Miſſionsſtation Mugera verläuft. Nach Oſten fällt das Tonſchiefer-Quarzitplateau zur großen Gneis- und Granittafel von Unjamweſi ebenfalls in einer hohen langgeſtreckten Stufe ab, die ich für eine Denudationsſtufe halte. Aber eine gewaltige tektoniſche Bruchſtufe iſt der ſteile Weſtabfall des Hochlandes zum Zentralafrikaniſchen Graben und zum Tanganikaſee. Und kleinere Bruchſenken durchziehen an mehreren Stellen das Land Urundi, wie ja das ganze Zwiſchenſeengebiet reich an ſolchen tektoniſchen Brüchen iſt. (Vgl. die nebenſtehende Karte.)

---

[1] In der Schreibung Barundi, Bahima, Batuſſi, Bahutu, Batwa, Baganda, Banjoro, Banjaruanda, Banjankole uſw. folge ich dem Beiſpiel J. Czekanowſkis (Nr. 38 u. 48). Hierzu iſt zu bemerken, daß der Lautwert dieſes B oft unſerm W naheſteht und phonetiſch-korrekt durch ein beſonders gekennzeichnetes B verdeutlicht werden könnte; aber dem Zweck meiner Arbeit entſpricht das allgemeine B für die Schreibung der Zwiſchenſeenſtämme beſſer. Dagegen muß Wanjamweſi, Waſukuma, Waſchaſchi uſw. geſchrieben werden, weil von dieſen Stämmen das W in aller Deutlichkeit ausgeſprochen wird.


30°
31°
Victoria-See
Bukoba
Ukerewe
Tanganjika-See
Kagera
Primärformation.
Granitische Gesteine.
Primärformation in Verbindung mit Graniten.
Flachgelagerte Quarzite, Tonschiefer u.s.w. vielleicht Kapformation.
Granite, von jungvulkan. Gestein überlagert.
Lockere jüngere Deckschichten (Alluvionen d. Flüsse).
Mutmaßliche Ausdehnung der Schichten.
Heiße Quellen (auf Brüchen auftretend).
Bruchlinien (a) oder Flexurstufen (b);
x x wahrscheinlich Denudationsstufe.

Geologiſche Skizze des mittlern Zwiſchenſeengebietes.

Auf Grund eigner Beobachtungen und Sammlungen (bearbeitet von K. Schloßmacher; vgl. Hans Meyer, Ergebniſſe einer Reiſe durch das Zwiſchenſeengebiet Oſtafrikas 1911, Berlin 1913) und mit Berückſichtigung der älteren Veröffentlichungen von Stuhlmann, Baumann, Graf v. Goetzen, Kandt, Herrmann, Dantz, Stromer v. Reichenbach, Gagel, Koert und andern.

2: Meyer
Das Land Urundi
FO42 Rundi
3

Über die hohen Schwellen und Stufen im Weſten und Südoſten ſind nur einige Male ernſtliche Feinde nach Urundi eingedrungen, aber um ſo mehr auf den ebeneren, offneren Fronten im Norden und Nordoſten. Im Norden liegt der ſtolze ſtreitbare Nachbar Ruanda, im Nordoſten die unruhigen Völkerſchaften der Victoriaſeeregion: die Baſſuwi, Baſindja, Waſſumbwa u. a.

Das Tonſchiefer-Quarzitplateau Oſt-Urundis iſt in vieltauſendjähriger Abtragung durch die meteoriſchen Kräfte zu einer großen Rumpffläche mit langen, breiten Bodenwellen ausgeglichen worden (Taf. 1a), während im Weſten das ältere Randgebirge noch hoch aufragt, aber ebenfalls größtenteils runde Formen erhalten hat. Das Plateauland hat eine durchſchnittliche Höhe von 1600—1800 m, das Randgebirge ſteigt bis zu 3000 m empor. Jüngere Schollenbewegungen haben den zur Ruhe gehenden Eroſionsprozeß neu belebt, ſo daß in vielen Gegenden die Gewäſſer von neuem in die Plateaumaſſen und in die Gebirgsgewölbe junge, tiefe Täler eingeſchnitten haben, die nun das Land in eine Unmenge von großen Blöcken und Baſtionen zerteilten. In noch jüngerer Zeit jedoch iſt dieſer Eroſionsprozeß durch andere Vorgänge wieder ſehr verlangſamt worden. Dies zeigt ſich darin, daß es jetzt nur im Gebirge des Weſtens muntere, ſchnelle Bäche gibt (Taf. 1b), während im Plateauland des Oſtens faſt überall nur träge Gewäſſer in den relativ jungen Tälern fließen. Allem Anſchein nach hat durch junge Schollenbewegungen eine allgemeine Stauung der Gewäſſer ſtatt gefunden, die eine koloſſale Verſumpfung der Täler in Urundi, beſonders im Norden und Nordoſten, wie im ganzen Zwiſchenſeengebiet verurſacht hat. Ihre Haupturſache iſt der mangelhafte Abfluß der Gewäſſer im Flußnetz des Kagera einerſeits und in dem des Mlagaraſſi anderſeits, weil ihre Eroſionsbaſis hier wie dort offenbar durch jüngere Schollenbewegungen wieder gehoben worden iſt.

Die genannten beiden großen Flüſſe teilen Urundi in zwei hydrographiſche Syſteme: der größere Norden entwäſſert ſich zum Kagera, Victoriaſee, Nil, alſo zum Mittelmeer; der kleinere Süden zum Mlagaraſſi, Tanganikaſee, Kongo, alſo zum Atlantiſchen Ozean.

Da Urundi zwiſchen $2^{1}/_{2}$ und $4^{1}/_{2}$° ſüdl. Br. liegt, hat es, wie Ruanda, Äquatorialklima mit zwei Regenzeiten und zwei Trockenzeiten. Die Regen treten bald nach dem Zenitſtand der Sonne im April und im Oktober ein. Die Regenmenge iſt mit zirka 1250 mm im Norden und unter 1000 mm im Süden nicht groß für ein tropiſches Land, aber doch reichlich und gleichmäßig verteilt. Die mittlere Jahrestemperatur ſchwankt um 20°, iſt im Oſten höher, und das Thermometer ſinkt in den Gebirgen des Weſtens bis nahe an Null im Juli herab. Tagein, tagaus bläſt ein ſtrammer Oſtwind über die Hochflächen. Morgens liegen ſehr oft dichte Nebel in den Tälern.

Die Wärme, die Niederſchlagsmenge und die Regenverteilung laſſen ausgedehnten Waldwuchs in Urundi erwarten; aber dies iſt ein Irrtum. Urundi iſt ganz überwiegend Grasland (Taf. 1a), Hochweideland wie Ruanda, denn die Eingeborenen zerſtören den Wald für ihre Äcker und Viehweiden. Nach Oſten, nach Uha, wo das Land niedriger wird, geht das Grasland allmählich in Baum- und Buſchgrasſteppe über (Taf. 3b). Der Graswuchs Urundis iſt höher und wilder als in Ruanda, weil die Grasflächen nicht ſo regelmäßig abgebrannt werden, und Urundi iſt nicht ſo abſolut baumlos wie Ruanda, weil bei jedem Kral einige Fikusbäume zur Nutzung ihrer Rinde gehegt werden. Auch ſind die größern Flüſſe, wie der Ruwuwu oder der Malagaraſſi, ſtreckenweiſe mit ziemlich dichtem Uferwald geſäumt (Taf. 5). Aber die große Mehrzahl der Täler iſt ſumpfig und von mächtigen Papyrusdickichten erfüllt, die man nur an wenigen Stellen durchdringen kann (Taf. 2a). Während bei uns die Täler die gegebenen Verkehrswege und die geeignetſten Siedelſtätten für die Menſchen ſind, können ſie das in den meiſten Gegenden Urundis und Ruandas nie ſein. Die Talſümpfe und die oft ſehr ſteilen Talhänge drängen die Bevölkerung mit ihren Wegen und Siedelungen auf die Plateauhöhen und obern Hügelflanken hinauf. Alle Gehöfte liegen deshalb oben auf den Bergrücken und den höhern Talſtufen; in den Tälern nur Äcker von ſolchen Feldfrüchten, die, wie Bataten, viel Feuchtigkeit brauchen. Dieſe Beſchaffenheit der Täler wird die künftige Erſchließung des Landes durch Straßen oder gar Eiſenbahnen außerordentlich erſchweren. Die Papyrusſümpfe ſind neben den meilenweit überſehbaren Grashügeln der charakteriſtiſchſte Zug in der Landſchaft Urundis wie auch Uhas und Ruandas, alſo des größten Teils des Zwiſchenſeengebietes.

Richard Kandt, der Poet unter den Oſtafrika-Reiſenden, widmet ihnen daher die folgende ſtimmungsvolle Schilderung:

„Seitdem wir das Gebiet von Urundi betreten hatten, auch ſchon die letzten Tage in Uha, bildeten Papyrusſümpfe das charakteriſtiſche Merkmal der Landſchaft. Oft liegen Bäche, die kaum zwei Meter breit ſind, in einem Tal von Papyrus, das mehrere hundert Meter breit iſt. Aber nicht nur die Haupttäler werden von ihm ausgefüllt, ſondern er dringt auch in alle Nebentäler und ſteigt ſelbſt die Furchen und Schluchten hinauf, ſo daß, von einer Höhe geſehen, das Land einem rieſigen Netz grüner Bänder gleicht, in deſſen Maſchen die Berge wie Inſeln liegen. Ich habe manches ſeltſame und ſchöne Landſchaftsbild in Afrika geſehen; ich habe die unſägliche Melancholie kennengelernt, die auf verbrannten, bebend heißen Steppen liegt, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne blutrot den flimmernden Dunſt durchbrechen; ich habe auf kongoſtaatlichem Boden die Herrlichkeit und die Schrecken des Urwaldes bis zur Neige gekoſtet; ich habe mich an der heiteren Anmut zentralafrikaniſcher Seen erfreut und die grandioſe Wunderwelt der Vulkane angeſtaunt; ich kenne die herbe Größe der Flüſſe, die ſchweigend den Schatten der Galeriewälder durchſtrömen, und die Tragik der von allen guten Geiſtern verlaſſenen Lavawildnis, und doch muß ich ſagen, daß kaum eine dieſer Landſchaftsſtimmungen ſich meinem Geiſte tiefer eingeprägt hätte als das Bild einer ſolchen Papyruslandſchaft. Sie iſt immer wechſelnd, nicht nur mit der Jahreszeit, ſondern faſt mit jeder Stunde des Tages und dem Einfallswinkel der Sonnenſtrahlen; ſie iſt anders bei klarem und bei trübem Wetter, des Morgens anders als des Abends. Stundenlang konnte ich von der Höhe eines Berges auf ſie hinabblicken und ward nicht ſatt zu ſchauen, wie die violetten Schatten der wandernden Wolken über die grünen Gefilde zogen oder wie der Wind mit ihnen ſpielte, ſo daß erſt eine leiſe Unruhe in ihnen wie in einer dichtgedrängten Herde entſtand, bis er zum Sturm anſchwoll und lange tiefe Furchen zwiſchen ſie pflügte, die ſich immer wieder ſchloſſen und wieder öffneten und wieder ſchloſſen.“ (Nr. 22, S. 246.)

Hochſtämmiger Urwald wächſt in Urundi nur noch auf den höchſten Gebirgsrücken des Weſtens (Taf. 4a), aber auch dort nur in verhältnismäßig kleinen Reſten, wie in Ruanda und in einigen Winkeln des Victoriaſees. Überall wird er von der ſich ausbreitenden Bevölkerung zurückgedrängt, vernichtet. Sehr wahrſcheinlich war vor wenigen Jahrhunderten noch das ganze Zwiſchenſeengebiet von Urwald bedeckt, da ſowohl die Höhenlage als auch die Temperatur und die Niederſchläge im Zwiſchenſeengebiet dem Waldwuchſe günſtig ſind. Aber die ſtarke Bevölkerungszunahme der ackerbauenden Bantu brauchte Raum, der Wald mußte weichen; und noch größer wurde die Waldverwüſtung, als die viehzüchtenden Batuſſi ins Zwiſchenſeengebiet eindrangen und immer größere Flächen Grasweide für ihre Viehherden in Anſpruch nahmen. An Stelle des abgebrannten Waldes iſt in den Hochtälern des Gebirges vielfach Bambus (Arundinaria alpina) emporgewachſen, der den periobiſchen Grasſtänden beſſer widerſteht und nun einen eigenartigen Zug ins Landſchaftsbild der Berge bringt (Taf. 4b). Ganz ſteppenhaft hingegen iſt der Gras- und Baumwuchs in der heißen, trocknen Ebene der Ruſſiſſiniederung (Taf. 3a).

Durch die Ausbreitung der Menſchen und die Vernichtung des Waldes iſt auch das freie Tierleben außerordentlich eingeſchränkt worden. Im Grasland gibt es nur noch ſehr wenigg Antilopen (Zimela, Schopfantilopen, Gazellen) und von großen Vögeln nur noch Kronenkraniche, die man wegen ihrer Häufigkeit das Wappentier Urundis und Ruandas nennen könnte, ferner Trappen, Reiher, Ibiſſe, Frankoline, Nilgänſe uſw. In den Uferwäldern der Flüſſe kommen noch Buſchböcke (Tragelaphus), Moorantilopen und Ducker vor, im Waſſer ſelbſt zahlreiche Nilpferde, Krokodile und Fiſchottern. In den Waldreſten des Randgebirges und in der Baumſteppe der Ruſſiſſiniederung leben noch ziemlich viele Elefanten, Büffel, Paviane uſw. Leoparden ſind überall nicht ſelten. Beſonders intereſſant iſt die Miſchung oſtafrikaniſcher und weſtafrikaniſcher Formen in dieſem pflanzen- und tiergeographiſchen Grenzgebiet. Wie zahlreiche Pflanzen der weſtafrikaniſchen Waldflora bis hierher und teilweiſe ſogar bis zum Victoriaſee vorgedrungen ſind, ſo auch viele kleine und große Repräſentanten der weſtafrikaniſchen Fauna; ich nenne nur den Graupapagei, den Rieſenturako, den Hornraben, und von Säugern den Rotbüffel, den Schimpanſen und den Gorilla. Wegen dieſer Miſchung der oſt- und weſtafrikaniſchen Formen ſind die Pflanzen- und Tierſammlungen aus dieſer durch Weſt-Urundi und Weſt-Ruanda verlaufenden biogeographiſchen Grenzzone ſehr intereſſant.

2. Die Bevölkerung

Noch viel intereſſanter als die Miſchung der Flora und Fauna iſt in Urundi wie in Ruanda die Miſchung der Bevölkerung. Es ſind drei anthropologiſch und kulturell ganz verſchiedene Elemente, die aber ziemlich ſtreng geſondert neben- reſp. übereinanderſtehen und in dieſer Gruppierung ſich im Lauf der Jahrhunderte zu einem ſtarken ſozialen und politiſchen Gemeinweſen befeſtigt haben.

Die große Maſſe der Bevölkerung ſind die der Banturaſſe, und zwar den ſog. Grundbantu, angehörenden Ackerbauer, die Bahutu, die in Urundi zirka $1^{1}/_{2}$ Millionen Köpfe zählen. Über ihnen ſteht als Herrenkaſte das hamitiſche Hirtenvolk der Batuſſi, die vor etwa 400 Jahren von Norden in Urundi eingedrungen ſind und hier wie im ganzen Zwiſchenſeengebiet die ackerbauenden Bahutu unterworfen haben. Es ſind ſtolze, hochgewachſene Geſtalten von oft mehr als 2 m Höhe, mit ſcharfen Profilen und vornehmer Haltung, ſo daß ſie ſelbſt dem vielgereiſten Europäer zunächſt imponieren. Ihre Zahl beläuft ſich nach amtlicher Schätzung auf 40—50 000 in ganz Urundi. Und neben dieſen Rieſen birgt das Land noch die Reſte einer kleinwüchſigen, pygmoiden Urbevölkerung, die Batwa, die ſchon vor den Bantu hier in den Wäldern gelebt und mit den Wäldern durch die anderen, ſtärkeren Elemente teils ausgerottet, teils in entlegene Winkel verdrängt worden ſind. Es ſind ihrer jetzt nur noch einige Tauſend in Urundi und ebenſo viele in Ruanda. Ihre Körpergröße ſchwankt meiſt zwiſchen 1,50 m und 1,60 m, aber ſie ſind kräftig gebaut und erwerben ihren Unterhalt teils als Jäger, teils als Schmiede und Töpfer im Dienſt der andern, teils als Leibwachen der Großen und des Königs.

Zweifellos ſind die Batwa die älteſte Bevölkerungsſchicht im ganzen Zwiſchenſeengebiet. In kleinen Stammesſplittern über das Land zerſtreut, entbehren ſie jedes ſozialen Zuſammenhanges; auch ſcheinen ſie keinerlei Tradition über ihre Vergangenheit zu haben. Die Urundi-Batwa ſind ähnlich den Batwa in den Wäldern Ruandas, aber in Urundi haben ſie augenſcheinlich mehr Blut von der Bantubevölkerung in ihren Adern, ſie ſind daher etwas größer und nicht ſo rein im Typus wie die Batwa-Ruandas. In Urundi wie in Ruanda und im nordöſtlichen Kongogebiet ſind die Batwa im Verſchwinden. Von den Batuſſi wie von den Bahutu als Parias betrachtet, werden ſie überall ſchlecht behandelt, aber weidlich ausgenutzt. Sie ſehen immer tief melancholiſch aus und ſind äußerſt mißtrauiſch; ich habe ſelten einen Mutwa lachen ſehen. Es iſt eine alte, müde Menſchenraſſe, die dem baldigen Untergang entgegengeht. Deshalb iſt es die höchſte Zeit, daß die Reſte dieſes Volkes endlich methodiſch von einem ethnologiſchen Fachmann in längerem Aufenthalt unterſucht werden. Mir ſcheint das eine der dankbarſten Aufgaben in unſerm an ethnologiſchen Problemen ſo reichen Oſtafrika zu ſein.

Die etwa 1½ Millionen Köpfe ſtarke Hauptbevölkerung Urundis, die ackerbauenden **Bahutu**, gehören zu den ſog. Grundbantu des zentralen Oſtafrika, wie auch die Wanjamweſi. Ihrer Tradition nach ſind ſie einſt von Oſten, alſo vom ſüdlichen Victoriaſee her, nach Urundi gekommen und haben, das Waldland rodend, ſich immer weiter nach Weſten verbreitet. Sie ſprechen faſt denſelben **Bantudialekt** wie die Bewohner von Ruanda und von Uha. Ja, merkwürdigerweiſe ſprechen auch ihre Eroberer, die hamitiſchen Batuſſi, und ihre Unterjochten, die Batwa, nur dieſen Bantudialekt, während in den öſtlichen und nördlichen Nachbarſtaaten die ganze Bevölkerung Kinjoro, ſtellenweiſe auch Kiſſumbwa, ſpricht. (Über Reſte eines ältern Kirundidialektes ſiehe S. 148.) Dagegen haben in Urundi und Ruanda die Bantu ihren ethniſchen und ſomatiſchen Charakter unter dem Einfluß ihrer hamitiſchen Eroberer einigermaßen verändert. Dieſe, die **Batuſſi**, haben zwar in den wenigen Jahrhunderten ihrer Beſitzergreifung die Sprache, die Kleidung (Rindenzeug) und viele Sitten von den Bantu angenommen, aber ſie haben ihnen dagegen etwas von ihrem Blut, ihre Wohnart (Rundhütte), ihre großhörnige Rinderraſſe und ihre politiſche Gliederung gegeben.

Von der **Geſchichte** der Bahutu Urundis und Ruandas iſt nichts bekannt aus den Zeiten vor der Batuſſiherrſchaft. Erſt mit und unter den Batuſſieroberern treten auch die Bahutu ins Licht der afrikaniſchen Geſchichte. Von da ab gibt es eine Geſchichte der **Barundi**, der ſtaatlich zuſammengefaßten Gemeinſchaft von Batuſſiadel, Bahutuvolk und Batwaparias (ſ. S. 151).

3. Körperbeſchaffenheit

Anthropologiſche Meſſungen habe ich an den Barundi nicht vorgenommen, da ich durch meine geographiſchen und ethnographiſchen Aufgaben völlig in Anſpruch genommen war. Mein mediziniſcher Begleiter, Dr. R. **Houy** (leider 1913 in Kamerun ermordet), deſſen Aufgabe die Anthropologie eigentlich war, fand aber, da er zugleich höchſt intereſſierter Zoologe war, in der merkwürdigen Fauna des Landes ein ſo reiches Feld für ſeine Sammel- und Beobachtungstätigkeit, daß auch er von den zeitraubenden anthropologiſchen Meſſungen abſehen mußte. So mußte ich mich auf nur gelegentliches Hantieren mit Bandmaß und Farbentafel beſchränken und kann im übrigen bloß allgemeine ſomatiſche Beobachtungen wiedergeben.

Die eindrucksvollſten Erſcheinungen in der Barundibevölkerung ſind natürlich die hochgewachſenen herrſchenden Batuſſi (Taf. 11, 12, 14). Abgeſehen von ihrem meiſt glattraſierten Schädel gleichen ſie körperlich durchaus ihren Stammesgenoſſen in Ruanda. Auf den erſten Blick ſieht man ihnen ihren hamitiſchen Urſprung an. Ich habe auf meinen früheren Reiſen oft mit Somali und Galla zu tun gehabt und glaubte mich bei den Batuſſi Urundis wie Ruandas wieder mitten unter jene, namentlich die Galla, verſetzt. Aber eine Eigenſchaft haben die Batuſſi vor den Hamiten Nordoſtafrikas voraus: ſie ſind im Durchſchnitt viel größer als jene. Den bequemſten Maßſtab trage ich in meiner eigenen Körperlänge mit mir, und an dieſem konnte ich leicht die vielen Hunderte von Batuſſi annähernd meſſen, mit denen ich zuſammenkam. Keinen Erwachſenen fand ich kleiner als 1,77 m (mit Band gemeſſen), wenige unter 1,80 m, die Mehrzahl zwiſchen 1,80 und 1,90 m, viele (zirka 10%) zwiſchen 1,90 und 1,95 m, wenige zwiſchen 1,95 und 2 m und vereinzelte über 2 m bis zu einem mit Band gemeſſnen Extrem von 2,08 m. Trotz der außerordentlichen Länge iſt das Größenverhältnis der Körperteile zueinander ebenmäßig; nicht bloß die Beine und Arme ſind ſehr lang, ſondern auch der Rumpf, der oft ſo ſchmal und langgeſtreckt iſt, daß man ſich kaum vorſtellen kann, wie die inneren Organe darin gelagert ſind. Und der Eindruck der abnormen Länge wird noch dadurch verſtärkt, daß faſt alle Batuſſi hager und mager ſind. Nur die älteren Batwale (Oberbeamten) und die wohllebigen Baganwa (Angehörige der Königsſippe) haben runde Fleiſchformen, aber Fettbäuche ſieht man auch bei den ältern ſelten. Die Taille iſt gewöhnlich ſehr dünn, die Bruſt und Schultern aber breit. Alle dieſe Eigenſchaften ſind höchſt wahrſcheinlich die Folge einer langen, mehr oder minder bewußten Zuchtwahl, d. h. Züchtung auf große Körperlänge (vgl. Luſchan in Anhang II zu Nr. 40, S. 252).

Die meiſten Batuſſi haben ſehnige Glieder und feſte Muskulatur, aber kein dickes Muskelfleiſch an den Armen und Beinen. Die Waden fehlen gewöhnlich ganz. Auffallend zierlich und feingegliedert ſind die Hände und Füße; nach unſern Begriffen ſind es lauter ſchmale Damenhände mit der Handſchuhnummer 5 oder 6 und mit langen Fingern, während die Füße zwar auch ſchmal und klein ſind, aber kurze Zehen haben. Das Handgelenk iſt ſo dünn, daß auch die Männer es leicht in den $2\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ cm weiten Spalt der Holzſcheiben einſchieben können, mit denen ſie ſich die linke Hand gegen die zurückſchnellende Bogenſehne ſchützen (ſ. S. 34, 82). Kein erwachſener Europäer vermag dies. Ihre am rechten Handgelenk getragenen kupfernen oder eiſernen Schmuckringe ſind alle ſo eng, daß ſie für Kinder beſtimmt zu ſein ſcheinen. Die Vornehmen laſſen als Zeichen ihres Adels und ihrer Freiheit von Handarbeit den Nagel am kleinen Finger $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ cm lang wachſen.

Der Hals iſt ziemlich lang und fein geſchwungen, wodurch der Kopf eine leichte, ſtolze Haltung erhält, im Gegenſatz zum Bantuneger mit ſeinem gedrungenen Hals.

Sehr ſchön iſt der Schädel geformt (Taf. 17c, d). Da die Batuſſi Urundis ihn im Gegenſatz zu denen Ruandas meiſt glatt raſieren, kann man ſeine hohe Wölbung, ſeine runde breite Stirn und ſeine außerordentliche Länge, die das runde Hinterhaupt weit über den Halsanſatz hinausragen läßt, ſtets bewundern. Die Schädel ſind extrem dolichocephal.

In der Geſichtsform möchte ich zwei Typen unterſcheiden. Der eine, edlere, hat eine feingeſchwungene Naſe mit ſchmaler Naſenſpitze und dünnen Naſenflügeln, relativ kleinem Mund und ſchmalen Lippen (Taf. 17d); der andre Typus hat eine gerade oder ſtumpfe Naſenform, eine breitere Naſenſpitze und einen größeren, dickeren Mund (Taf. 17b). Aber beide Typen zeichnen ſich durch die ovale Form des Geſichts, durch das kleine, aber ausgeprägte Kinn und durch das gänzliche Fehlen der Negerprognathie aus. Häufig iſt jedoch der edle Eindruck des Geſichtes durch ſtarkes Vorſtehen der obern Vorderzähne (Probentie) beeinträchtigt. Deshalb ſteht der Mund dieſer Individuen meiſt halb offen und läßt die obern vier Schneidezähne ſehen. Dieſe Schiefzähnigkeit ſchien mir gerade bei den Mitgliedern der vornehmſten Geſchlechter hier wie in Ruanda oft vorzukommen, denen auch die längſten Körpergeſtalten eigen ſind. Vielleicht ſind dieſe beiden Eigenſchaften beſondere Merkmale und Folgen der langen Inzucht dieſer Geſchlechter, die nur in enger Wahl untereinander heiraten (S. 100, 106), wogegen den gewöhnlichen Batuſſi ein größerer Spielraum in der Ehewahl gewährt iſt und die niederſte, ärmſte Klaſſe auch Ehen, wenn auch keine vollgültigen, mit Bahutu eingeht.

Wenn das Haupthaar ſtehengelaſſen wird, ſieht man, daß es kraus und wollig wie das der Ruanda-Batuſſi iſt. Auch ſieht man an den Schläfen und über der Stirn, daß es nicht gleichmäßig dicht, ſondern in einzelnen Büſcheln wächſt; es iſt die am meiſten negerhafte Körpereigenſchaft der im übrigen ſo gar nicht nach Negern ausſehenden Batuſſi.

Die zweite große Bevölkerungsſchicht der Barundi, die von der Adelskaſte der Batuſſi beherrſchte Volksmaſſe der Bahutu, hat denſelben bekannten Körpertypus der Bantu wie in allen Ländern des Zwiſchenſeengebietes, alſo wie in Ruanda, Mpororó, Ankole, Karagwe, Kiſiba uſw. (Taf. 6, 8, 9, 10). Durch ihre unterſetzte Geſtalt, die zwiſchen 1,62 und 1,70 m ſchwankt, namentlich durch ihre kürzeren Beine, ihren gedrungenen muskulöſen Körperbau, der freilich oft infolge von Unterernährung ſchwächlich erſcheint, und den echten prognathen Negerſchädel, fallen ſie ſofort gegen die Batuſſi auf. Von den Zentralbantu Unjanjembes und Uſukumas unterſcheiden ſie ſich ſomatiſch nur wenig, obwohl ſie in mancher Beziehung auch den Waldbantu des öſtlichen Kongogebietes ähneln, die vermutlich früher weiter nach Oſten verbreitet waren (ſ. S. 152). Ihre öſtlichen Ausläufer in Urundi dürften den Bakiga in Ruanda gleichzuſetzen ſein, die als rauhes, den Urwald rodendes, kräftig gewachſenes Bergvolk ſich von den übrigen Bantu Ruandas ebenſo unterſcheiden wie in Urundi die das Weſtgebirge bewohnenden Waldbantu von den andern Bantu Urundis (vgl. auch 47a, S. 272).

Sehr oft ſieht man aber unter den Bantu des Zwiſchenſeengebietes feinere, ſchmälere Geſichter mit weniger breiten Naſen und Mäulern und mit weniger ſtarker Entwickelung des Unterkiefers als unter den andern. Die Urſache wird die jahrhundertelange Beimiſchung von Bahimablut ſein, denn die hamitiſchen Herren der Bantu miſchen ſich zwar oft mit Bantuweibern, aber nie oder nur in ſeltenen Ausnahmefällen Bantumänner mit Bahimaweibern (S. 101). Dieſe mit Batuſſiblut gemiſchten Individuen der Bahutu ſind auch meiſt höher gewachſen als der gewöhnliche Muhutu. Alle Bahutu ſind ziemlich langſchädelig. Das Haar iſt kraus, kurz und büſchelig, aber nicht „pfefferkörnig“.

Der Unterſchied dieſer beiden Raſſenelemente macht ſich auch in der Hautfarbe bemerkbar. Die große Mehrzahl der Bahutu hat die Farbe dunklen Milchkaffees mit violetten Reflexen: etwa Nr. 28 und 29 der Luſchanſchen Farbenſkala. Bei vielen aber ähnelt die Hautfarbe dem rötlichen Ton der mir von früheren Reiſen her gut bekannten ſüdamerikaniſchen Hochlandsindianer, was bei den einen der Ingredienz von Batuſſiblut, bei den andern aber der gewohnheitsmäßigen Einſalbung mit roterdiger Butter zuzuſchreiben iſt; ſie kommen dann der Nr. 32 der Skala nahe, aber nur im Farbenwert, nicht in der Intenſität des Tones. Die Batuſſi dagegen ſind meiſtens leicht ſchokoladenbraun, zwiſchen Nr. 26 und 28 der Skala, oder kupferbraun wie manche Indianerſtämme. Viele zeigen hellere Abſtufungen je nach der Sonnenwirkung, aber immer herrſcht ein rötlicher Ton vor, nie ein gelbbrauner oder ein ſchwarzer. Die Batuſſiweiber (Taf. 15, 17a) ſollen durchweg heller als die Männer ſein — ich habe nur ſehr wenige zu ſehen bekommen —, weil ſie ſich meiſtens in den Gehöften aufhalten, während die Bahutuweiber, die ſich bei der Feldarbeit dem Sonnenlicht ebenſo ausſetzen wie die Männer, auch ebenſo gefärbt ſind wie dieſe (Taf. 14b, 16b). Kleine Kinder ſind immer beträchtlich heller.

Auch die dritte Bevölkerungsgruppe, die *Batwa* (Taf. 7), haben in Urundi faſt denſelben ſomatiſchen Charakter wie ihre Stammesverwandten in Ruanda, von wo wir ſie durch die Arbeiten J. Czekanowskis etwas genauer kennen. In Ruanda haben ſie namentlich in den waldigen Gebieten von Bugoſe und der Virungavulkane noch viel von ihrem urſprünglichen Pygmäencharakter bewahrt, da ſie noch ein zurückgezogenes Jägerleben in den Wäldern führen können. Aber auch in Ruanda lebt ſchon die Mehrzahl von ihnen als Ackerbauer und Handwerker (Töpfer, Schmiede) in kleinen Gemeinden verſtreut zwiſchen den Bahutu und hat von dieſen ſchon eine ſtarke Beimiſchung von Bantublut, teils von den Waldbantu des öſtlichen Kongogebietes, teils von den Zentralbantu des Zwiſchenſeengebietes, erhalten. So iſt es auch der Mehrzahl der Batwa Urundis ergangen, da auch ſie mit der Ausbreitung der Bantu und dem Dahinſchwinden der Wälder zur Siedelung zwiſchen den Bahutu und zum Ackerbau gedrängt worden ſind (ſ. S. 152). Aber immer noch begegnen wir unter ihnen vielen Individuen, die uns entweder ſchon auf den erſten Blick oder doch bei näherem Zuſehen die *pygmoiden* Merkmale erkennen laſſen, wie wir ſie von den nördlicheren, reinraſſigen Urwaldpygmäen (Wambutti) des Ruwenſori und des obern Ituri kennen.

Zunächſt iſt es die *Körpergröße* und die Gliederform, die am Mutwa auffällt. Während da aber die reinraſſigen Batwa des Ituri nur 1,30—1,40 m lang ſind, trifft man in Ruanda nur noch unter den Jägerbatwa Bugoſes und der Virungavulkane Individuen von 1,40—1,55 m Größe; dagegen unter den ackerbauenden, zwiſchen den Bahutu lebenden, nur ſelten einen von weniger als 1,60 m, oft aber von mehr. Durchweg ſind die Weiber kleiner als die Männer. Czekanowski gibt für die Batwamänner vom Muhawura das Durchſchnittsmaß von 1,53 m, für die Weiber vom Muhawura 1,40 m an, für die Batwamänner der ackerbauenden Stämme dagegen 1,61 m und für die Weiber 1,54 m. Dieſe letztern Maße gelten im allgemeinen auch für die Batwa Urundis. Bei allen ſind Rumpf und Glieder relativ kurz, die Beine wieder verhältnismäßig kurz zum Oberkörper, aber alle Gliedmaßen wohlproportioniert und von kräftiger Muskulatur. Die Hände und namentlich die Füße ſind relativ breit und plump, die Finger und Zehen im Verhältnis zum Hand- und Fußrücken ſehr kurz. Die Ferſe ſpringt weit nach hinten vor, ſo daß, von der Seite geſehen, der Unterſchenkel mehr nach der Mitte des Fußes hin aufgeſetzt zu ſein ſcheint.

Auf dem kurzen Hals ſitzt meiſt ein rundlicher, ausgeſprochen *brachycephaler Kopf* mit kurzem Geſicht und breiten Jochbeinen, doch ſind auch langſchädelige Individuen nicht gerade ſelten. Stirnbein und Brauenbogen überragen gewöhnlich das

Geſicht ſtark. Die Naſe iſt faſt immer an der Wurzel eingezogen, wodurch die Stirn noch mehr vorſpringt; die Naſe iſt flach und breit und hat eine breite, meiſt ſtark aufgeſtülpte Spitze, ſo daß man in die Naſenlöcher hineinſieht. Der Mund iſt mittelgroß, die Lippen aber meiſt ziemlich dünn und die Oberlippe oft kaum geſchwungen. Das Kinn iſt klein und tritt etwas zurück. Die Ohren haben gewöhnlich ein ſehr kleines Ohrläppchen oder gar keins. Das Haar iſt kraus, filzig und ſieht, wenn es kurz geſchnitten iſt, in kleinen „pfefferkörnigen" Büſcheln, wie bei den Buſchmännern Südafrikas. Alte Leute haben häufig einen ſehr griesgrämlichen oder unglücklichen Geſichtsausdruck, indem über die Stirn drei oder vier eigentümliche runzelige Querfalten laufen und von den Naſenwinkeln je eine oder zwei dicke Hautfalten nach den Mundwinkeln ziehen, die oft faſt wie Narbenwülſte ausſehen (ſ. Taf. 7).

In ihrer Hautfarbe ſind die Batwa dunkler als die Bahutu, nicht ſelten mit einem Stich ins Violette, auch wenn die Haut reingewaſchen iſt. Auf dem farbigen Bild im Reiſewerk des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, wo ein Mutuſſi, ein Muhutu und ein Mutwa nebeneinanderſtehen, iſt die Farbe des Muhutu am beſten getroffen, während der Mutuſſi zu rot und der Mutwa zu braun iſt.

Czekanowski faßt die Ergebniſſe ſeiner Meſſungen und ſeiner Vergleichungen der Batwa mit den reinen Pygmäen der nördlicheren Gebiete und mit den Wald- und Zwiſchenſeenbantu in folgende Schlüſſe zuſammen: Die Batwa ſind keine einheitliche Gruppe, ſondern aus Elementen der Pygmäen, der Urwald- und in geringerem Maße auch der Zwiſchenſeenbantu zuſammengeſetzt; unter den Batwa des Vulkangebietes überwiegt der Pygmäentypus, unter denen Mittelruandas der Typus der Zwiſchenſeenbantu. Das letztere iſt nach meinen Beobachtungen auch in Urundi der Fall. Auffallend iſt bei den Batwa die von Czekanowski nachgewieſene Spur eines dolichocephalen buſchmannartigen Elementes, das in der Verbindung mit geringer Körpergröße auch ſonſt in oſtafrikaniſchen Beobachtungsreihen oft erſcheint und Czekanowski namentlich am Kilimandjaro ſtark aufgefallen iſt. Die Batwa ſind urſprünglich „Zwerge" geweſen, haben aber allmählich ihren Typus durch Aufnahme von Bantublut verändert. Je weiter wir nach Norden, zu den reinraſſigen Pygmäen des Ituri hin, Batwa antreffen, deſto ſtärker ſind ihre pygmäiſchen Eigenſchaften; am ſtärkſten bei den Batwa der Inſel Idſchwi des Kiwuſees, wo ſie gegen äußere Einflüſſe ſehr geſchützt ſind (Nr. 31a, S. 101—109).

Da nach amtlicher Angabe in der Geſamtbevölkerung Urundis die Batwa kaum 1% und die Batuſſi nur etwa 3% ausmachen, iſt die Überzahl der Bahutu-Bantu ſo groß, daß ſie den Totaleindruck vom Volk der Barundi ſchlechthin beſtimmen. Und die Bahutu ſind, wie anderſeits auch die ſie beherrſchenden relativ wenigen Batuſſi, ſomatiſch, geiſtig und kulturell ſo einheitlich durch ganz Urundi, daß man in dem großen Reich nur ſelten Abweichungen von dem Durchſchnittstypus findet; außer den oben erwähnten Miſchlingen aus Bahimablut. Natürlich verdankt das Barundivolk dieſe Einheitlichkeit vor allem dem jahrhundertelangen feſten Abſchluß nach außen. Selbſt in den weſtlichſten Grenzgebieten am Tanganikaſee und am Ruſſiſſifluß, die doch durch ihr viel wärmeres Niederungsklima, durch die Lebensanpaſſungen an den großen See, durch die Nachbarſchaft der ganz anders gearteten Kongovölker u. a. m. ſtark abwandelnd auf die hier wohnenden Barundiſtämme hätten einwirken können, hat ſich der ethniſche Charakter der Barundibevölkerung nur wenig geändert, obgleich ſich der politiſche Zuſammenhang mit den Hochland-Barundi ſehr gelockert hatte.

Richard Kandt ſchrieb 1901 über die Warundi der Tanganikaniederung:

> „In politiſcher Beziehung zerfällt das Gebiet zwiſchen dem Oſtrande des Zentralafrikaniſchen Grabens und dem Ruſſiſſi in zehn bis zwölf kleinere Sultanate, von denen die meiſten zirka 150 bis 200 Geviertkilometer bedecken mögen. Nominell ſind ſie unſelbſtändig, und ihre Herrſcher, die alle dem ſemitiſchen, aus den Gallaländern ſüdlich von Abeſſinien ſtammenden Geſchlecht der Watuſſi angehören, ſind urſprünglich Vaſallen des Königs von Urundi, des ‚Mueſi', wie ſein Titel lautet, geweſen. Aber, wenn auch die große Maſſe der Bewohner den Eindruck ziemlich unvermiſchter Warundi macht, ſo iſt der hohe Kamm der Randgebirge und die breite Urwaldwildnis ein zu bequemes Bollwerk geweſen, um nicht bei der von großen Ideen nationaler Zuſammengehörigkeit unberührten Bevölkerung Selbſtändigkeitsgelüſte wachzurufen, um ſo eher, als auch das Mutterland in eine Unzahl ſich gegenſeitig befehdender und mit der Zentrale nur noch locker verknüpfter Häuptlingsſchaften zerſplittert iſt. Der noch beſtehende Reſt von Zuſammenhängen ſcheint allein dadurch ſich zu erhalten, daß dem Mueſi irgendeine Art religiöſer Bedeutung innewohnt, die es ſeinen Häuptlingen ratſam erſcheinen läßt, die Brücken zu ihm nicht bis zum Pfeilergrund abzubrechen.
>
> Wenn man bedenkt, wie unendlich verſchieden die geſamten Lebensverhältniſſe der am Tanganika ſitzenden See-Warundi von denen der Berg-Warundi ſind, und wie weit die mannigfachen Einflüſſe zurückgreifen, die durch die Anweſenheit der Waſuaheli und Araber und des deren Fußſpuren folgenden Gemenges weſtlicher Stämme ſich an den See-Warundi betätigten, ſo ſtaunt man, wie hartnäckig ſie trotz allem im Äußern, Sprache und Sitten der Eigenart ihres in ſeltener Abgeſchloſſenheit lebenden Stammlandes treugeblieben ſind. Dasſelbe gilt für die im Ruſſiſſigraben ſitzenden Warundi, nur daß für ſie die Verlockung, von der Väter Bräuchen abzufallen, weſentlich kleiner und, je nördlicher ſie wohnten, um ſo geringer geweſen iſt." (Nr. 22, S. 339—340.)

Seitdem hat ſich in der phyſiſchen und geiſtigen Konſtitution der See-Warundi nicht viel verändert, aber die Stämme ſelbſt ſind durch die furchtbare Seuche der Schlafkrankheit heimgeſucht und auf kaum ein Drittel ihrer vorigen Menge reduziert worden, ſo daß ich 1911 die meiſten früher blühenden Siedelungen verlaſſen und verödet fand. In das große kühle windige Hoch-Urundi iſt aber glücklicherweiſe die infizierende Stechfliege Glossina palpalis nicht vorgedrungen und wird es wohl auch nicht, da ſie dort keine günſtigen Daſeinsbedingungen findet.

4. Geiſtige Eigenſchaften

Über die geiſtigen Eigenſchaften der Warundi iſt an dieſer Stelle wenig zu ſagen, da ſie aus den folgenden ausführlichen Schilderungen ihres Lebens, ihrer materiellen und ideellen Kultur genugſam hervorgehen. Darum hier nur einige Angaben über Anlage, Temperament und Charakter der drei großen, voneinander ſehr verſchiedenen Bevölkerungsgruppen.

Von den Batwa ſind die urſprünglicheren, freieren Wald-Batwa auch geiſtig viel freier als die unter den Bahutu und Batuſſi angeſiedelten. Wie alle Jägerſtämme zeichnen ſie ſich durch außerordentliche Schärfe der Sinne aus, deren Überlegenheit die Bahutu bei ihrem, Ackerboden heiſchenden Vordringen gegen den Wald ſehr oft ſpüren und immer fürchten. Solange er noch frei herumſchweifend im Walde jagen und leben kann, iſt der Mutwa ſehr ſtolz auf ſeine Unabhängigkeit und ſchaut mit Verachtung auf den mühſelig und krummgebeugt ſein Feld beſtellenden Muhutu und auf den außerhalb der Wälder lebenden Dorf-Mutwa hin, der ſich ſeinen Unterhalt teils ebenfalls durch Feldbau, teils durch Töpferei oder Schmiederei ſauer erarbeiten muß. Dem Europäer gegenüber iſt der Mutwa, wenn nicht feindlich, ſo doch meiſt ſcheu und ſcheinbar indolent, denn er fürchtet auch im friedlichen Verkehr die Zauberei und ſtarken Kräfte des Weißen.

Immer und überall aber zeigen die Dorf-Batwa ein ſcheues und gedrücktes Weſen infolge ihrer ſozialen Pariaſtellung, die ihnen durch ihr Zuſammenleben mit den beiden andern, höheren Volksſchichten täglich zum Bewußtſein gebracht wird. Unter dieſem ſozialen Druck iſt ihre natürliche Begabung in Verſchlagenheit und Hinterliſt abgewandelt, worin aber auch die Wald-Batwa Erkleckliches leiſten.

Aus Klugheit und richtiger Erkenntnis ihrer Lage halten es die Batwa mit den Batuſſi, wogegen ſie in den mit Feuer und Beil den Wald zerſtörenden Bahutuackerbauern die Vernichter ihrer Freiheit ſehen; ſo in Ruanda, ſo auch in Urundi. Und wie in Ruanda ſogar der König Muſinga eine ganze Niederlaſſung von Batwa an ſeinem Hof in Njanſa hat, weil er die den Bahutu feindlichen Parias lieber mit der Bewachung ſeiner Perſon und mit Aufrechterhaltung der Ordnung betraut als jene oder gar als Batuſſi, ſo findet man auch in Urundi die meiſten Batwa in der Nähe der Häuptlingsſitze, wo ſie im Dienſt der Batuſſi leichter Beſchäftigung und Lebensunterhalt finden als abſeits nur unter den Bahutu. Es iſt eine Symbioſe der beiden numeriſch ſchwächeren Volkselemente gegenüber dem Millionenvolk der unterworfenen Bahutu, bei der jeder der beiden Symbionten ſeinen Vorteil findet.

Die große Maſſe der Bahutu gibt dem Volk der Barundi ſeinen allgemeinen Charakter, da die Batuſſi zwar durch ihre äußere Erſcheinung und ihre herrſchende Stellung am meiſten in der Bevölkerung auffallen, aber zu ſehr in der Minderzahl ſind und ſich in den meiſten Sitten und äußern Kulturformen den Bahutu angeglichen haben. Geiſtig freilich ſind ſie von den Bahutu recht verſchieden.

Der Muhutu iſt, wie alle Bantu, von Natur intelligent und lebhaften, ſanguiniſchen Temperaments. Dieſe urſprüngliche Anlage zeigt ſich in Urundi und in Ruanda überall, wo nicht die Hand der Batuſſiherren zu ſchwer auf ihnen laſtet, alſo in Urundi, wo die Herrſchaft der Batuſſi nie ſo deſpotiſch war wie in Ruanda, mehr als dort; und in Urundi am meiſten in den vom Königtum unabhängigen Gebiet im Nordweſten, wo der Häuptling Kilima ſelbſt ein Bantu oder ein Halbblut iſt (ſ. S. 162, 168, 188), ferner ganz im Süden und im Niederland des Tanganika und des Ruſſiſſi. Die leichte Beweglichkeit des Geiſtes, das laute Reden und lebhafte Geſtikulieren der Bahutu fällt einem nirgends in Urundi wieder ſo auf wie dort im Nordweſten. Trotz der impulſiven Art ihres Handelns ſind die Bahutu doch nicht fähig zu ſtarker Anſpannung des Willens. Sie ſind konſervativ aus Beharrungstrieb und Gleichmütigkeit und halten deshalb an altgewohnten Vorſtellungen und Sitten feſt. Zu dieſem Ende wirkt ein ausgeprägter Zug zu allem Myſtiſchen, Überſinnlichen mit, trotz der derben Sinnlichkeit ihrer phyſiſchen Natur. Eine große Gutmütigkeit ſpricht aus ihrem ſozialen Verhalten zu ihresgleichen und aus ihrer warmen Kinderliebe.

Im Umgang mit andern iſt der Muhutu, wenn kein höherer Mutuſſi dabei iſt, heiter, laut und mitteilſam; aber in Gegenwart eines Mutuſſiherrn ernſt und zurückhaltend. Wenn ſich der Muhutu gehen laſſen kann, iſt ſeine Phantaſie geſchäftig und äußert ſich gern in naivem Prahlen und Aufſchneiden. Seine Landsleute und Fremde betrügt er gern und ſchreitet leicht zu Gewalttätigkeiten, wenn er den andern für ſchwächer hält. Der Europäer kann zunächſt ſicher ſein, von ihm angelogen zu werden und ihn bald anmaßend zu finden, wenn er ihm nicht Reſpekt einzuflößen verſteht. Tut dies der Europäer — wie es der Mutuſſi immer tut —, ſo ſchlägt die Großſprecherei des Muhutu ſchnell in ſklaviſche Fügſamkeit und in Feigheit um, wie auch angeſichts jeder ernſten Gefahr, z. B. im Krieg, wenn da nicht die Furcht vor dem Mutuſſiherrn noch ſtärker als die Feigheit iſt und ihn zu Taten zwingt, die wie das Ergebnis hohen Mutes und ſelbſtgewollter Diſziplin ausſehen. In Wirklichkeit ſind die Bahutu Urundis durch die vier Jahrhunderte lange Gewaltherrſchaft der Batuſſi zu Knechten im Denken und Wollen geworden, wenn auch nicht ſo ſklaviſchen Sinnes wie die Banjaruanda unter ihren monarchiſchen hamitiſchen Deſpoten.

Dieſer enorme Einfluß der verhältnismäßig kleinen Batuſſiminorität auf die große Maſſe der Bahutu iſt dem ſcharf zuſehenden Beobachter zunächſt unverſtändlich, denn er erkennt bald, daß die Batuſſi durchaus nicht die Idealmenſchen ſind, als die ſie uns in den erſten Schilderungen des Grafen v. Götzen, des Dr. Kandt und anderer erſchienen.

> Richard Kandt ſagt von den Batuſſi: „Ich muß, wenn ich meine Empfindungen analyſieren und ehrlich definieren will, geradezu ſagen, daß ſie mir imponierten. Ich bin dieſes Gefühl auch bis jetzt noch nicht losgeworden, trotzdem mein Verſtand ſich dagegen ſträubt, und trotzdem ich mir hundertmal vorgeſagt habe, daß dieſe Menſchen doch intellektuell tief unter mir ſtehende Barbaren ſeien. Und trotzdem! Ich habe mir natürlich Rechenſchaft abgelegt über die Urſachen, in denen dies einem Farbigen gegenüber ſo fremde Gefühl wurzelt... Es iſt außer dem rieſigen Wuchs, außer der Hoheit jeder Bewegung und der Würde ihrer Sprechweiſe, außer der geſchmackvollen, unaufdringlichen Art ihrer Kleidung, außer den vornehmen Zügen und den ruhigen durchdringenden, oft ſogar ſpöttiſchen und dann irritierenden Augen, außer all dieſem iſt noch — hier ſtocke ich und vermag dem keine Geſtalt zu geben, was mir dunkel und ſchattenhaft vorſchwebt.“ (Nr. 22, S. 266.)

Das iſt ein empfindſames, aber ſehr begreifliches Urteil. In Wirklichkeit ſind die Batuſſi zwar eine Herrenkaſte, aber nicht eine Herrenraſſe im ethiſchen Sinn.

Allmählich merkt man, worin das Geheimnis der gewaltigen Superiorität der relativ wenigen Batuſſi über die $1^1/_2$ Millionen Bahutu liegt: ſie ſind ihnen weit überlegen in Intelligenz, Ruhe, Gelaſſenheit, Grauſamkeit, Verſchlagenheit, Raſſenſtolz, ſolidariſchem Zuſammenhalt, politiſchem Talent. Was uns am einzelnen Mutuſſi am meiſten auffällt, iſt zunächſt außer ſeiner impoſanten äußern Erſcheinung, die gewiß auch auf den Muhutu von Anbeginn großen Eindruck gemacht hat, ſeine gleichgültig erſcheinende Ruhe und Reſerviertheit, die ihm gegenüber dem unruhigen, impulſiven, unbedachten Muhutu ſtets zum Vorteil gereicht. Ferner fällt uns ſein auch dem Europäer gegenüber zur Schau getragner Hochmut auf, ſeine abgründige Verlogenheit und ſeine Feigheit, wenn ihm die Situation fatal wird. Der Mutuſſi hält ſich und ſein Geſchlecht für die Krone der Schöpfung, für den Ausbund aller Klugheit und politiſchen Gewandtheit. Kein Wunder, denn die Inferiorität der verhältnismäßig wenigen Stämme, die ſeit Jahrhunderten in ſeinen durch Abſchließung nach außen abſichtlich eng gezogenen Geſichtskreis getreten ſind, und die Herrſchaft der Batuſſiminorität über das große Bahutuvolk mußten ſein Selbſtgefühl über die Maßen ſteigern. Den Europäer fürchtet er zwar, weil dieſer im Beſitz vieler rätſelhafter Kräfte und Mittel, z. B. Hinterlader und techniſcher Künſte, iſt, aber er hält ihn im Grund doch für dumm, weil er ihn ſo leicht belügen kann, und ſchaut um ſo hochmütiger auf ihn herab, je weniger er wirklich von ihm kennt und verſteht. Als Reiſender muß man ſich erſt daran gewöhnen, abſeits der Militärſtationen von den meiſten Batuſſi bei den Geſprächen und Verhandlungen mit geringſchätzigem Lächeln von oben herunter gemuſtert zu werden, und begegnet ihnen von dann ab am beſten ſelbſt mit leichtem Spott und Humor — wenn man welchen hat. Je länger man in Negerländern gereiſt iſt und je beſſer man den Negercharakter kennengelernt hat, deſto mehr imponiert einem bei den erſten Begegnungen mit den Batuſſi ihre ſtolze Zurückhaltung. Da gibt es keine unruhige Neugierde, kein lautes, halb furchtſames, halb gutmütiges Begrüßen, wie bei den meiſten Negern, ſondern ſtill und gelaſſen ſtehen die langen Kerle auf ihre Speere geſtützt da und laſſen den Europäer vorbeigehen oder herankommen, als mache ihnen die ungewohnte Erſcheinung gar keinen Eindruck. Erſt wenn man ihnen ebenſo ſelbſtſicher entgegentritt und einige Macht hinter ſich hat, bemerkt man bei den meiſten am unruhigen Spiel der Augen und am heftigen Pulſieren der Halsadern, daß ſich hinter der ſcheinbaren Gleichgültigkeit eine nervöſe innere Unruhe, Beklemmung, Angſt verbirgt.

Der Mutuſſi ſagt nie oder nur ſehr ſelten, was er denkt; man muß es erraten. Und zwar iſt das Lügen nicht nur gegen Fremde Brauch, ſondern tiefgewurzelte Unſitte gegen jedermann; es iſt ein moraliſcher Defekt, der ſich nicht damit beſchönigen läßt, daß man es, wie R. Kandt, optimiſtiſch als eine „für ſie nicht unedle Art des Wettſtreites zweier Intelligenzen“ auffaßt oder als „die unbewußte Übertragung ihrer anmutigen, bei einem Negervolk überraſchenden Rätſelſpiele, mit denen ſie als Kinder ſchon die Geſelligkeit zu beleben pflegen, in das wirkſame Leben“ (Nr. 22, S. 273). Mit ſolcher Romantik gerät man in der Ethnologie und Völkerpſychologie in die Irre, während doch gerade in der Beurteilung unſerer Kolonialvölker ſchon aus praktiſchen Gründen nüchterne Sachlichkeit vonnöten iſt.

Neben der Verlogenheit ſind Faulheit und Feigheit unerfreuliche Charakterzüge der Batuſſi. Der Mutuſſi arbeitet nie, wenn er nicht der armen, niedern Klaſſe angehört, ſondern er beſchäftigt ſich nur ſportweiſe mit ſeinen Rindern. Arbeiten iſt Sache der unterworfenen Bahutu, daher für den Mutuſſi geradezu eine Schande, der ſich nur die wirklich Armen unter den Batuſſi ausſetzen können. Reich und mächtig ſein und in Nichtstun das Leben genießen, iſt ihm der Inbegriff aller Lebensweisheit, das Ideal, das er mit größter Raffiniertheit und Gewiſſenloſigkeit zu verwirklichen ſucht, und zwar jeder einzelne für ſich und ebenſo die Geſamtheit der Batuſſi gegenüber dem beherrſchten Volk der Bahutu und Batwa.

Dieſes jahrhundertelang gepflegte Genußleben hat natürlich dem Charakter und den männlichen Tugenden der Batuſſi ſchweren Schaden getan, denn daß ſie nicht ohne Mut, Kriegstüchtigkeit und Energie waren, iſt ohne weiteres daraus zu ſchließen, daß ſie trotz ihrer geringen Anzahl, die einſt ſicherlich noch viel kleiner war, ſich das große Land unterworfen haben; auch bezeugt es ihre frühere Königsgeſchichte (ſiehe S. 162). Seit lange aber laſſen ſie ihre innern und äußern Kämpfe nur durch ihre Hörigen, ihr Bahutu-Lehnsgefolge ausfechten, während ſie ſich ſelbſt vorſichtig im Hintergrund halten und aus ſicherem Rückhalt die Aktion mit Schlauheit und Tücke leiten. Rühmliche Ausnahmen gibt es natürlich auch hier.

Trotz alledem muß anerkannt werden, daß auch in dieſer Beziehung die Barundi höher ſtehen als die Banjaruanda. Weder die Batuſſi ſind in Urundi ſo genußſüchtig, faul, verlogen, gewalttätig und feige wie in Ruanda, noch die Bahutu ſo unterwürfig und heuchleriſch gegen Große und ſo unverſchämt gegen Schwache wie dort, noch iſt der König mit ſeinen am Hof lebenden Großen ſo ſehr dem Müßiggang, der Schlemmerei, den Intrigen und der Befriedigung boshafter und grauſamer Triebe hingegeben wie in Ruanda.

In Urundi wie in Ruanda iſt es vor allem der Wille zur Macht und zum Genuß, der die herrſchenden Batuſſi veranlaßt hat, den größten Reichtum, das Vieh, ſich allein vorzubehalten. Schon dadurch haben ſie ſich eine wirtſchaftliche Gewalt über die Bahutumenge geſchaffen, die auch ihrer politiſchen Vormacht die feſteſten Stützen gibt (ſ. S. 41, 42). Dazu haben ſie es verſtanden, ſich durch ihre Schlauheit bei den abergläubiſchen Bahutu in den Ruf, große Zauberer zu ſein, zu ſetzen und darum ſehr gefürchtet zu werden; und die Prieſterſchaft hält mit ihnen zuſammen, um gemeinſam mit ihnen das Volk zu knechten und auszubeuten (ſ. S. 134). Der Ausbeutung der Menge, dem kraſſen Egoismus der kleinen Batuſſiminorität dient die ganze klug erſonnene Staatseinrichtung der Barundi wie der Banjaruanda mit der ſcharfen rechtlichen Scheidung der Raſſen und Kaſten, mit dem genau gegliederten Syſtem von Lehnsleuten und Kontrollbeamten, mit der Hierarchie von Prieſtern, bevorrechteten Geſchlechtern, Fürſten uſw. Alles dies werden wir in ſpätern Kapiteln dieſes Buches beſonders darzuſtellen haben. Der erſtaunliche politiſche Sinn der Batuſſi ſteht ausſchließlich im Dienſt ihres die beherrſchten Bahutu ausbeutenden Egoismus. Von einer höheren Staatsauffaſſung keine Spur.

Es iſt darum natürlich, daß die Bahutu in den Batuſſi nur die ſtammesfremden Eroberer ſehen, deren Joch ſie auf ſich laſten fühlen. Aber obwohl ſie die Batuſſi haſſen, ſtreben ſie nicht nach Befreiung aus dem Knechtsverhältnis, denn ſie haben, wie faſt alle Negervölker, von Natur das Bedürfnis der Unterordnung unter eine feſte führende Hand; auch iſt ihre Furcht vor den Batuſſi viel zu groß, als daß ſie ſich offen gegen ſie aufzulehnen wagten. Und tatſächlich ſind die Batuſſi trotz ihrer relativ geringen Zahl doch durch ihre Intelligenz und durch ihr aus gemeinſamen Intereſſen immer neu erſtehendes ſolidariſches Zuſammenhalten den Bahutu weit überlegen, die in zahlreiche einander befehdende Geſchlechter und Stammesgruppen zerfallen ſind, jedes tieferen Nationalgefühls entbehren und von den Batuſſi geſchickt gegeneinander ausgeſpielt werden.

Solange die Batuſſi Herren im Lande ſind, iſt ein geiſtiger und kultureller Aufſchwung des Barundivolkes unmöglich, denn nur der jetzige, in jahrhundertelanger Abgeſchloſſenheit beibehaltene Tiefſtand der Bahutu ſichert den Batuſſi ihre Herrſchaft. Einſtweilen freilich müſſen wir Deutſchen es mit den Batuſſi halten und ſie an unſern Vornahmen in Urundi materiell intereſſieren, da wir noch zu ſchwach zu ihrer offnen Befehdung ſind. Aber das Ziel einer weiter ausſchauenden Kolonialpolitik muß die Brechung der Batuſſiherrſchaft, die Befreiung der Bahutu vom Batuſſijoch und ihre Gewinnung für unſere ziviliſatoriſchen Ziele ſein, die zugleich ihre eigenſten Intereſſen ſind.

Zum Schluß führe ich noch ein treffendes Urteil R. Kandts über die Barundi im allgemeinen an: „Die Warundi ſind zwar ebenſo feige wie die Wanjaruanda, aber — wie ſie überhaupt lebhafter und intelligenter erſcheinen — ſo auch großſprecheriſcher und anmaßender. Ich wurde in jenen Tagen nie den Eindruck los, daß all dies Gebaren, dieſes Kriegsſpielen uſw. der Ausfluß echter Gaſſenjungenempfindungen ſei. Darum glaube ich auch, daß es ſchwerer ſein wird, in Urundi einen befriedigenden Zuſtand zu ſchaffen als in Ruanda. Immerhin werden wir bei beiden niemals Schwierigkeiten begegnen, die ſo weittragende und gefährliche Abwehrunternehmungen nötig machen könnten, wie z. B. in Uhehe. Dieſe Völker, in jahrhundertelanger Knechtſchaft entmannt, wiſſen nicht — und es iſt gut ſo — welch latente Kraft in den Leibern ungezählter Millionen ſchlummert, und, jedes tieferen Nationalbewußtſeins bar, werden ſie gefügige Werkzeuge einer vernünftigen, auf Landes- und Sprachkenntnis bauenden Koloniſation werden und nie den kraftvollen Wunſch finden, ſich zu einer einheitlichen Abwehr gegen fremde Invaſion zu verbinden. Sie aus dieſem Schlafe aufzuſtören und zu gemeinſamem Trutze gegen die Europäer aufzuſtacheln, dazu gehörte ſchon eine ſo brutale Ungeſchicklichkeit der Regierenden, daß ſie von uns und unſern Enkeln wohl niemand ſchaudernd zu erleben fürchten muß." (Nr. 22, S. 325—326.)

Zweites Kapitel

Siedelung, Wohnung, Nahrung

In Urundi und Ruanda iſt die Oberflächengeſtalt des Landes, die Form und Art ſeiner Plateaus, Hügel, Berge und Täler, von beſtimmender Bedeutung für die Form und Lage der *Siedelungen*. Da der weitaus größte Teil des Landes Plateauland iſt, das die ſtarke Eroſion in zahlloſe lange und kurze, oben abgeflachte Rücken und Hügelwellen mit meiſtens tiefen, ziemlich ſteilwandigen Tälern zerſchnitten hat, und da die Mehrzahl der Täler von Papyrusſümpfen erfüllt iſt, die man nur an wenigen Stellen überſchreiten kann, ſind nicht, wie bei uns, die *Täler* die geeignetſten Siedelplätze für die Menſchen, ſondern die *Höhen*. Die Verſumpfung der Talſohlen, die heiße ſtagnierende Luft in den Niederungen, die Unzahl von Moskitos und Stechmücken und die oft große Steilheit der Talhänge drängen die Menſchen mit ihren Wegen und ihren Siedelungen auf die freien luftigen Plateau- und Hügelrücken hinauf, während in den meiſten Tälern nur Äcker von ſolchen Feldfrüchten liegen, die viel Feuchtigkeit brauchen. Die Funktion der Täler iſt in den meiſten Gegenden Urundis und Ruandas nicht eine die Menſchen verbindende, ſondern eine ſie trennende. Deshalb iſt hier wie dort die Gliederung des Volkes und des Staates in kleine Gemeinweſen von Natur gegeben (ſ. S. 89), deswegen aber auch die künftige Erſchließung des Landes durch Straßen oder Bahnen ungemein erſchwert. Viel weniger ſumpfig und weniger ſteil ſind die Täler in vielen Teilen der öſtlichen, trockneren Quarzitgebiete. Auch ſind dort weit und breit die Oberflächen der Plateaurücken und Hügelzüge ſo ſteinig und ſteril durch die ausgewitterten Quarzitbrocken (ſ. Taf. 2b), daß die Menſchen die Höhen meiden und ſich mit Vorliebe an den Talflanken da anſiedeln, wo unterhalb der zerklüfteten Quarzite auf der oberen Schichtgrenze der ſchwer durchläſſigen Tonſchiefer die Quellen austreten und die tonigen Verwitterungsböden fruchtbarer und leichter zu bearbeiten ſind als die darüberliegenden Quarzite.

Schon aus dieſer natürlichen Verſchiedenheit der Gegenden erklärt es ſich, daß die *Bevölkerung* recht ungleich über das Land verteilt iſt.

Die Zahl der Eingebornen in Urundi wird vom Gouvernement auf $1^{1}/_{2}$ bis 2 Millionen geſchätzt („Die deutſchen Schutzgebiete 1912/13“, Amtliche Jahresberichte, S. 8—9). Dieſer große Spielraum beweiſt, daß Zählungen in den Einzelgebieten bisher unausführbar waren. Hier wie in Ruanda wird erſt die Aufſtellung von Steuerrollen einmal genauere Zahlen bringen. Nach meinen und anderen neueren Beobachtungen iſt die Zahl von 2 Millionen überſchätzt; $1^{1}/_{2}$ Millionen dürfte richtiger ſein. Einige Miſſionare freilich, auch Pater v. d. Burgt, nehmen ſogar mehr als 2 Mil-

[R 17]

lionen an. Batuſſi gibt es verhältnismäßig weniger in Urundi als in Ruanda; ſie werden kaum 5%, wahrſcheinlich nur 2—3% der Geſamtbevölkerung, alſo 40—50000 Köpfe in Urundi ausmachen. Auch für dieſe nimmt v. d. Burgt einen viel größeren Prozentſatz an: 15—20% gegenüber nur 5% Batwa. Neben der großen Maſſe der eingeborenen Bahutu ſaßen 1912/13 etwa noch 2500 andere Neger (Waſuaheli, Wanjamweſi, Manjema u. a.) im Lande, dazu 1—2 Dutzend Araber, 2—3 Dutzend Inder und etwa 5 Dutzend Weiße, zur Hälfte Deutſche und zirka 20 Franzoſen und Franzöſinnen (Miſſionare).

Urundi und Uha ſind im Durchſchnitt lange nicht ſo dicht bevölkert wie Ruanda, das 72 Bewohner pro Quadratkilometer hat. Die amtliche Schätzung von 1912/13 nimmt für Urundi durchſchnittlich 51 Einwohner pro Quadratkilometer an (oder 68 bei der möglichen Annahme einer Geſamtbevölkerung von 2 Millionen). Die *Bevölkerungsdichtigkeit* wächſt im ganzen von Oſten nach Weſten. Am dichteſten bewohnt ſind im Weſten die Täler und breiten Rücken des Randgebirges, die deshalb auch faſt ganz abgeholzt ſind. Dort mögen 50—60 Menſchen pro Quadratkilometer zu rechnen ſein, alſo eine Volksdichte wie etwa in Portugal. Ein Vergleich mit Deutſchland, das 120 Einwohner pro Quadratkilometer hat, würde hinken, weil die nutzbare Bodenfläche in Urundi wegen der vielen Sumpftäler und der quarzitiſchen Ödländer verhältnismäßig viel kleiner iſt als in Deutſchland. Am bevölkertſten ſind die Gebiete des Granites, der kriſtalliniſchen Schiefer, der Glimmerſchiefer, Amphibolite, Diabaſe uſw., die das höhere, regenreichere Weſt-Urundi ausmachen und einen fruchtbaren Verwitterungsboden bilden. Von den öſtlich ſich anſchließenden, tiefer liegenden großen Tonſchiefer- und Quarzitgebieten ſind die letzteren die ſterilſten und

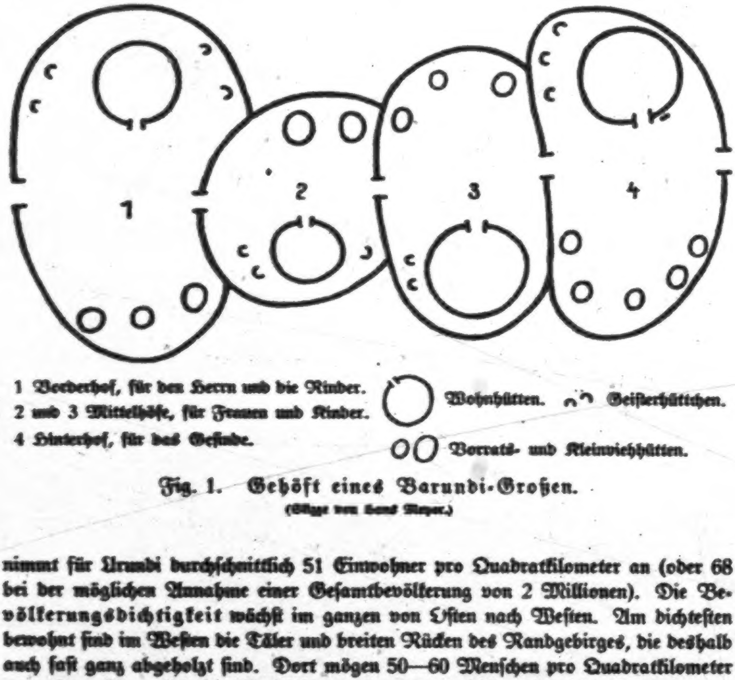

1
2
3
4
1 Vorderhof, für den Herrn und die Rinder.
2 und 3 Mittelhöfe, für Frauen und Kinder.
4 Hinterhof, für das Geſinde.
Wohnhütten.
Geiſterhüttchen.
Vorrats- und Kleinviehhütten.

Fig. 1. Gehöft eines Barundi-Großen.
(Skizze von Hans Meyer.)

deshalb am wenigſten bevölkert und bebaut. Dieſelbe Erſcheinung beobachten wir auch in Ruanda. Wo in den feuchteren Gegenden Bananen gebaut werden, nehmen die Bananenpflanzungen große Flächen ein und täuſchen dadurch eine relativ dichte Bevölkerung vor, während ſich doch nur wenige Hütten darin verſtecken.

Die Familien der Batuſſi und Bahutu ſind ziemlich kinderreich, wie in Ruanda. Im einzelnen ſind die Batuſſiweiber weniger fruchtbar als die Bahutuweiber, aber im allgemeinen kommen ſelten weniger als 3 Kinder auf eine Familie, oft (bei den Bahutu) 6—8 und entſprechend mehr, wenn der Mann mehrere Frauen hat. Gewöhnlich wohnt jedes Ehepaar mit ſeinen Kindern in einer Hütte. Sind aber viele Kinder oder mehrere Frauen da, ſo bewohnt jede Mutter mit den jüngſten Kindern eine beſondere Hütte. Auch die Großeltern und die unverheirateten Erwachſenen beziehen Hütten für ſich. So ſtehen oft 2—4 Wohnhütten und mehrere Hütten für Getreide und Vieh in einem Kral, oder es ſind mehrere umzäunte Wohnhütten nebſt Zubehör zu einem großen Gehöft verbunden (ſ. Textbild 1).

Die Wohnanlage iſt die der Einzelſiedelung, der umzäunte Kral, Weiler, Hof (lugo, urugo). Jedes Gehöft ſteht geſondert für ſich, umgeben von ſeinen Fikusbäumen und ſeiner Bananenpflanzung, wenn es eine Bananengegend iſt (Taf. 18, 21 b). Aber meiſt liegen mehrere Krale, die dem weiteren Familienkreis angehören, in Rufnähe beieinander, ſo daß doch dorfartige Gruppen (ikisagara) zuſtande kommen (ſ. Textbild 2 und Taf. 19a). Außerhalb breiten ſich die Felder aus. Das gilt natürlich vor allem für die Siedelungen der Bahutu, denn von den Batuſſi bebauen nur die ärmſten, niederſten Klaſſen Felder; die Krale oder Kralgruppen der vermögenderen Batuſſi liegen überall im graſigen Weideland ihrer Rinder zerſtreut, umhegt von hohen Euphorbien- oder Fikushecken, ohne die Umgebung von Bananenhainen oder Feldern. Von Gruppe zu Gruppe, von Dorf zu Dorf ſind die Entfernungen ſehr verſchieden groß nach der Bodenbeſchaffenheit. In den dichtbeſiedelten weſtlichen Landſtrichen kommt man alle viertel oder halbe Stunden an einer Gehöftgruppe vorbei, in den dünn bewohnten öſtlichen hingegen kann man über eine Stunde wandern, ohne einen Hof oder ein Dorf zu ſehen oder zu paſſieren.

Niemals ſieht man viele Menſchen in der Landſchaft, weder auf den Wegen, noch beim weidenden Vieh, noch auf den Feldern. Nur bei den Hütten und innerhalb der Krale gehen, ſtehen und hocken ſie in Gruppen beiſammen. Alte Leute von 70 und mehr Jahren ſind äußerſt ſelten. Über 60 Jahre ſcheinen nur wenige hinauszukommen, und zwar öfters die Batuſſi als die Bahutu.

Nach Angabe der Miſſionare iſt die Bevölkerung ſeit etwa einem Jahrzehnt in Zunahme begriffen, da die Kleinkriege der Batwale und Fürſten gegeneinander und die Einfälle der Banjaruanda einerſeits und der Baha anderſeits ſeltener geworden ſind und unblutiger verlaufen. Nur in dem von der Schlafkrankheit befallenen Tanganikagebiet iſt die Bevölkerungszahl enorm zurückgegangen. Im übrigen Urundi wird die Volkszahl gelegentlich durch Pockenepidemien oder durch Mißernten ſtark reduziert, die namentlich die Kinder hinwegraffen, aber ſolche Hungersnöte ſind doch relativ ſelten. 1892, 1896, 1904/5 und 1908 haben Rinderpeſt, Mißwachs, Pocken große Verwüſtungen angerichtet. Im Jahr 1910 war die Not im öſtlichen Urundi infolge des Ausbleibens der Regen ſo groß, daß die Miſſion Mujaga große Mengen von Maniok und Bohnen in Uha für ihre Landeskinder aufkaufen mußte. Daß die große Maſſe der Bahutu ſich wirklich nach Befreiung von ihren Eroberern ſehnt, wie

2: Meyer F042 Rundi

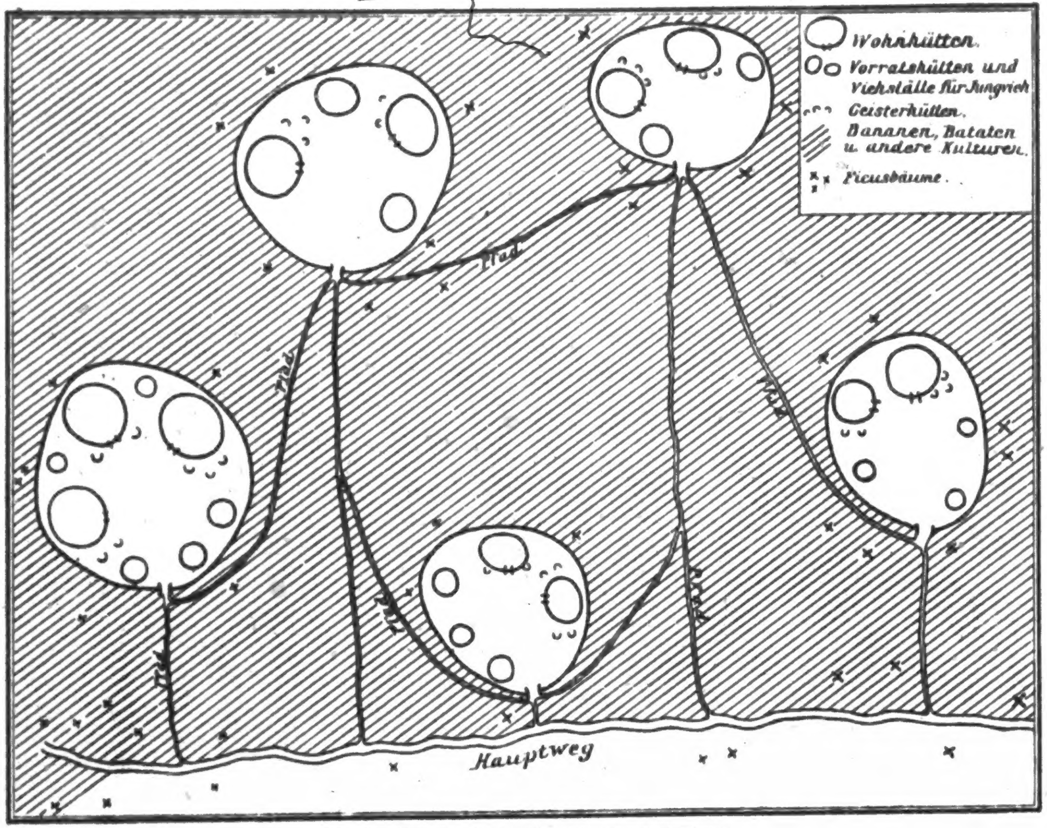

Wohnhütten.
Vorratshütten und Viehställe für Jungvieh
Geisterhütten.
Bananen, Bataten u. andere Kulturen.
Ficusbäume.
Pfad
Pfad
Pfad
Pfad
Pfad
Pfad
Pfad
Hauptweg

Fig. 2. Dorf der Barundi. (Skizze von Hans Meyer.)

manche Reiſende angeben, kann ich aus meinen Beobachtungen nicht beſtätigen. Der jubelnde Empfang, den ſeinerzeit die Bahutu dem erſten eindringenden Europäer, Oskar Baumann, in Urundi, wie dem Grafen Götzen in Ruanda, bereiteten, entſprang zwar der traditionell gehegten Hoffnung auf einen neuen großen Eroberer, mit dem ein glückliches Zeitalter anbrechen werde; aber wie alle oſtafrikaniſchen Bantu, ſind auch die Bahutu Urundis und Ruandas nichts weniger als freiheitsdurſtig, ſondern, wie oben erwähnt, ſubmiſſe, unſelbſtändige Naturen, die ſich am wohlſten unter einer feſten Autorität fühlen und ſich an die Zucht ihrer Batuſſiherren bereits ebenſo gewöhnt haben wie ehedem an die ſicherlich keineswegs mildere Herrſchaft ihrer Bantuhäuptlinge. Wenn man aus dem ſtramm monarchiſch regierten Ruanda kommt, fällt es einem ſogar auf, wieviel freier und fröhlich-lauter, aber auch wieviel weniger diſzipliniert ſich die Barundi unter ſich und unter ihren Batuſſi-Batwalen bewegen und verhalten als in Ruanda.

Ganz vorwiegend Ackerbauer und Züchter von Kleinvieh, ſind die Bahutu völlig ſeßhaft. Auch die Batuſſi, denen alles Großvieh gehört, haben feſte Wohnſitze, betreiben aber in den Trockenmonaten mit ihren Rinderherden eine Art Almwirtſchaft in den friſchere Weide bietenden Bergen, gleichſam in Erinnerung an ihr einſtiges Nomadentum. Auf dieſe Dinge werden wir ſpäter bei Beſprechung der Viehzucht näher einzugehen haben (ſ. S. 40).

Die Wohnhütten (insu) der Barundi ſind weder in der Form, noch in der Einrichtung, noch in Technik und Material weſentlich verſchieden von jenen der Banjaruanda. Äußerlich ſind ſie gewöhnlich etwas flacher als die Ruandahütten, haben mehr Regenſchirm- als Bienenkorbform, aber hier wie dort iſt das krinolinenartige Gerüſt aus Holzſtangen oder, wo es Bambus gibt, aus Bambusſtangen zuſammengebunden, zwiſchen denen aufrechte und wagerechte Lagen von dicken Sorghumſtengeln die Zwiſchenräume füllen. Das aufgeſetzte flach-halbkugelige Dach wird nicht von einem Mittelpfahl getragen, ſondern durch eine Anzahl gleichmäßig in der Hütte verteilter Pfähle geſtützt. Das ganze Gerüſt wird mit langhalmigem, aus den Niederungen geholtem Grasſtroh (Cyperaceen, nicht Schilf) und in manchen Gegenden mit trockenen Bananenblättern gedeckt, bis auf den Erdboden herab. Auf die Dachſpitze ſetzt man zum Schutz gegen eindringenden Regen einen Stock mit einem nach unten auseinandergeſpreizten Strohwiſch. Die Türöffnung mit dem etwas vorgewölbten Türdach gleicht der des Ruandahauſes, iſt aber an den Seitenwänden weniger ſorgfältig geflochten als jenes. Verſchloſſen wird ſie durch einen grob geflochtenen Vorſatzſchirm, den ein gegengeſtemmter Knüppel feſthält. Außer der einzigen Tür iſt keine Öffnung im ganzen Bau (Taf. 18). Auch der Rauch muß alſo durch die Türe abziehen. Die ganze Hütte kann von mehreren Männern emporgehoben und bei einem Ortswechſel der Familie an eine benachbarte Stelle verſetzt werden.

Stehen die Hütten ſchon im Äußern und in der Sorgfalt des Baues ſehr hinter den Ruandahütten zurück, ſo noch mehr im Innern. Auch hier werden wie in Ruanda die Stützpfähle im Innern benutzt, um einige übermannshohe Flechtwände aus Papyrus- oder Rohrſtengeln oder Bambuslatten daran zu befeſtigen, durch welche die Hütte in zwei oder mehrere geſonderte Wohn-, Schlaf- und Vorratsräume geteilt wird. Oft haben dieſe Flechtmatten die gebogene Schildform wie in Ruanda, aber ſehr ſelten ſind ſie in Urundi ſo fein geflochten und ſo hübſch gemuſtert wie die ſchildförmigen Wandſchirme und Matten, die in Ruanda die Wände ringsum bekleiden und die verſchiedenen Kammern voneinander trennen und nicht nur die Hütten der Batuſſi, ſondern auch die der wohlhabenden Bahutu häufig bewundernswert ſchmücken. Gewöhnlich ſind es nur zwei Räume, die durch ſolche Matten voneinander geſchieden werden: der Vorderraum (umurjango), in dem während des Tages gewohnt, gekocht, gegeſſen wird, und der Hinterraum (akagiro), wo geſchlafen wird. Im letzteren iſt die Lagerſtatt der Eltern wieder durch Mattenſchilde von der Schlafſtätte der Kinder getrennt. Die meiſten Barundi ſchlafen hier einfach auf einer Schütte Stroh, über die ein Rinds- oder Ziegenfell gelegt iſt. Wo aber eine Bettſtelle vorhanden iſt, beſteht ſie aus 4 in den Boden eingerammten niedrigen Pfählen und einem darauf befeſtigten Holzrahmen, der mit Latten ausgefüllt und mit einer Matte bedeckt iſt. Solche Bettſtellen haben in Urundi wie in Ruanda, Mpororó, Ankole u. a. nur die Vornehmen und Reichen.

Holzſchemel zum Sitzen, wie ſie ſonſt in Oſtafrika gebräuchlich ſind, gibt es in Urundi und Ruanda nicht oder nur als fremden Import aus Unjamweſi, Uſámbiro uſw.

> Selbſt in der Behauſung des mächtigen Häuptlings Luſabiko in Oſt-Urundi fand ſich „kein einziger Schemel oder Sitzklotz. Nur ein paar dicke Strohbündel lagen in einer Ecke, die man ſich herbeirücken konnte, wenn man nicht auf dem Boden kauern wollte. Wünſcht man zu ſchlafen, ſo macht man das Bündel los und bereitet ſich ein weiches Bett. Bei reichen Leuten wird erſt eine haarige Ochſenhaut darübergelegt, wenn man ſich ſetzen oder legen will". (Nr. 14, 1901, S. 214.)

Im ganzen Hausbau wird kein einziger Nagel, Holzdübel oder Pflock verwandt, ſondern alles Geſtänge und Geflecht iſt feſtgebunden, gewöhnlich mit dem friſchen Baſt der Fikusrinde oder mit zerſchliſſenen Faſern der Bananenſtämme oder der Papyrusſtengel. Die Hüttenhöhe ſchwankt zwiſchen 2 und 4 m (in Ruanda bis zu 8 m), der Durchmeſſer zwiſchen 3 und 6 m.

Wohnhütten von anderer Form habe ich in Urundi nicht geſehen; aber nach Baumann gibt es am oberen Kagera Wohnhütten mit zylindriſchem Bambusunterbau (Nr. 4, S. 218). Solche kenne ich von Urundi nur als Vorratshütten, wo im Gebirge Bambus wächſt.

Wie ſchon oben erwähnt, hat jede Familie, alſo wenn mehrere Frauen da ſind, jede Frau, ihre eigene Hütte. Beſondere Häuſer für Junggeſellen, für unverheiratete Mädchen, für Fremde, für Verſammlungen oder beſtimmte Gemeinſchaften gibt es nicht; dagegen halboffene, roh hergerichtete Arbeitshütten für Schmiede und gut gebaute kleinere Hütten für Jungvieh (uruhongore) und für die Vorräte an Feldfrüchten (ivikeka). Die Vorratshütten haben die Form von breiten doppelmannshohen, ſich unten verjüngenden Körben, die mit einem flachkegeligen, meiſt abnehmbaren Strohdach gedeckt ſind (S. 56). Das Ganze ſteht auf einem niedrigen Roſt aus Holzſtangen, damit Feuchtigkeit und Ungeziefer möglichſt abgehalten werden. Seitlich in nächſter Nähe der Hütte pflegen einige kleine, bis 1 m hohe Geiſterhüttchen (ikigabiro) aus Stroh und Rohr zu ſtehen, in denen den Geiſtern Fleiſch oder Milch oder Bodenfrüchte in Topfſcherben oder Kürbisſchalen dargebracht werden (ſ. S. 121, 135 und Taf. 18a). Ein anderes Miniaturhüttchen (ikitabo) iſt dem Hauptgott Riangombe oder Kiranga gewidmet. Solcher Hüttchen ſieht man in Urundi, Uha und Uſſumbwa viel mehr als in Ruanda.

Von der großen Reinlichkeit, die in der Umgebung der Ruandahütten zu herrſchen pflegt, ſind die Barundi, vor allem die Bahutu, weit entfernt; ſie werfen die Abfälle dicht neben das Haus und defäzieren in dem die Hütten umgebenden Bananenhain, aber die koprophagen Hunde und Aasgeier, wo ſolche vorkommen, ſorgen doch für Entfernung des Schlimmſten. Am ſchlechteſten ſcheint es mit der Sauberkeit und Bauſorgfalt der Hütten und Höfe nach den Schilderungen der meiſten Reiſenden in Nord- und Nordoſt-Urundi beſtellt zu ſein, während ich auf meiner Reiſe quer durch Mittel-Urundi die ſchönſten Siedelungen im Weſten, die unſauberſten und am ſchlechteſten gebauten im Oſten gefunden habe. Von Nordoſt-Urundi ſagt z. B. von Trotha: „Unglaublich iſt die Gleichgültigkeit der Leute gegen Reinlichkeit und ſorgfältige Bauart der Häuſer. Nur die Chefs haben gut gebaute Wohnungen, und im Umkreis ihrer Behauſung iſt der Schmutz noch nicht zur Feſtung geworden wie bei ihren Untertanen“ (Nr. 8, S. 62).

Wird die Hütte alt und ſchadhaft, ſo wird ſie ausgebeſſert, aber länger als 5—6 Jahre hält ſie auch dann ſelten; danach muß ſie ganz neu gebaut werden. Nach dem Tod des Beſitzers bleiben die Witwe oder die unverheirateten Kinder darin wohnen, und nach Auflöſung der Familie wird das Haus abgeriſſen.

Da jeder Hof bis 6 oder 8 Wohnhütten umſchließen kann, je nach der Wohlhabenheit und der Weiberzahl des Beſitzers, und da oft in einer Kralgruppe oder einem Dorf 4, 6 und mehr Krale enthalten ſind, kann ein Dorf bis zu 60, 80 und mehr Menſchen bergen. Aber gewöhnlich ſind die Siedelungen kleiner, wenn auch, wo Bananen gedeihen, die weite Ausdehnung der Bananenpflanzungen, in denen die Krale der Bahutu verſteckt liegen, die Dörfer oder Hofgruppen viel größer erſcheinen laſſen.

Die Wohlhabenden und die Batuſſigroßen begnügen ſich aber nicht mit einem, mehrere Hütten umfaſſenden Kral, ſondern ſetzen mehrere Krale in Zuſammenhang nebeneinander, ſo daß man aus dem einen direkt in den nächſten übertreten kann. Der Vorderhof dient dann dem Hausherrn zur Wohnung und zum Gäſteempfang, auch zur Bergung der Rinder in der Nacht; die Mittelhöfe zur Behauſung der Frauen und Kinder und der Hinterhof für das Geſinde, als Kochſtätte, Speicher uſw. (ſ. Textbild 1). Im übrigen unterſcheiden ſich die Hütten und Höfe der Großen, der Fürſten oder ſelbſt des Königs weder durch ihre Ausſtattung noch durch ihre Sauberkeit von denen der gewöhnlichen Batuſſi und der „beſſeren“ Bahutu; nur ihre Größe iſt meiſt beträchtlicher als bei jenen.

Die Umzäunung (ingo), von der in Urundi die Mehrzahl der Krale umhegt wird, hat, wie in Ruanda, nicht nur den Zweck eines Schutzmittels gegen Eindringlinge menſchlicher oder tieriſcher Geſtalt, ſondern auch den eines Zuſammenſchluſſes der Familie, insbeſondere der kleinen Kinder, und vor allem der Einpferchung des Viehs während der Nacht (Taf. 20a, 21b). Wenn die Hüttenbewohner kein Vieh haben, fehlen gewöhnlich auch die Zäune um die Hütten; ſo z. B. in manchen Berggegenden Nordweſt-Urundis und in einigen Landſchaften des weſtlichen Zentral-Urundi. Wo Zäune vorhanden ſind, ſind ſie übermannshoch, ſo daß man nicht darüber wegſehen kann, und je nach dem vorwaltenden Material aus trockenen Bananenſtämmen oder Sorghumſtengeln oder Papyrusſchäften oder dürren Äſten des Acanthus arboreus roh, aber feſt zuſammengebunden oder aus dicht gepflanzten lebenden Drazänen- oder Fikusbäumchen oder Baumeuphorbien zuſammengeſetzt. Nie ſah ich Steine zu Mauern aufgeſchichtet, obwohl geeignete Steinblöcke genug da ſind. Die von zwei feſten Pfählen flankierte Kralöffnung wird nachts durch quergelegte Stämme verrammelt.

Die Krale der Batuſſi ſind meiſtens viel ſorgfältiger und feſter umfriedet als die der Bahutu. In manchen Gegenden, wo vorwiegend Batuſſi ſitzen, wie z. B. in den ausgedehnten Hochweidegebieten auf der Oſtſeite des Tanganika-Randgebirges am oberen Muwaraſi, iſt „jedes Haus eine kleine Feſtung mit dreifacher Umwallung. Innerhalb des (wohl aus Erde aufgeworfenen) Schutzwalles iſt ein Zaun aus Rohrgeflecht, dann einer aus Euphorbien und ſchließlich einer aus Dornen angebracht“ (Nr. 8, S. 73).

Iſt nicht die Hecke ſelbſt aus eng gepflanzten Fikusbäumen hergeſtellt, ſo ſtehen doch faſt immer eine Anzahl Fikuſſe um den Kral herum — viel häufiger als in Ruanda — und geben ihm nicht bloß Schatten, ſondern auch ſeinen Bewohnern die für allerlei Zwecke, namentlich für die Rindenſtoffkleidung dienliche Rinde (Taf. 18a, 21a). An ſolchen kreisförmigen Fikusgruppen ſind, wie in Ruanda, namentlich die Stätten alter Häuptlingskrale viele Jahre kenntlich, nachdem längſt die Hütten daraus verſchwunden ſind. Gar keinen Baum jedoch fand ich am Wohnſitz des Großhäuptlings Kilima (ſ. S. 162, 188) in Nordweſt-Urundi. Dort liegen auf freier runder Bergkuppe, 2150 m hoch, mit prachtvoller Ausſicht auf die benachbarten tiefen Täler und langen Gebirgsketten, vier große runde Krale, jeder von einem dichten doppelmannshohen Bambuspaliſadenzaun umgeben, der 6—8 geräumige Rundhütten umſchließt. Nirgends iſt ein Baum oder ein grüner Zaunſtecken oder ein Bananenblatt in der Nähe; das Ganze ſteht wie eine zur Verteidigung eingerichtete Zwingburg auf beherrſchender ſteiler Bergeshöhe.

In anderen Gegenden der Grenzgebiete gegen Ruanda ſind die Höfe mitunter zu ganzen, mit ſtarken Schutzzäunen umhegten Dörfern zuſammengedrängt; ja Hauptmann Bethe traf in Iwuſome am Rugweroſee in Nordoſt-Urundi ſogar eine „große Eingebornenſtadt, eine geſchloſſen wohnende Gemeinde“ (Deutſch. Kol.-Blatt 1899, S. 9), doch ſind dies auf einige gefährliche Grenzſtriche beſchränkte Ausnahmen von der ſonſt allgemeinen Wohnweiſe der Einzelkrale.

In der Hütte liegt gewöhnlich im mittleren Hauptraum die Feuerſtelle (isiko). Ich ſage abſichtlich nicht „Herd“, denn es ſind meiſt nur ein paar Steine, die auf einer runden Unterlage von geſtampftem Lehm nach Bedarf zuſammengerückt werden, um Feuer dazwiſchen- und den Kochtopf daraufzuſetzen. Bisweilen liegt das Feuer auch auf einer dicken runden Platte aus gebranntem Ton wie in Ruanda, die an der Peripherie mit einem Wulſt verſehen iſt, damit das Feuer nicht zerſtreut wird. Wenn einmal die glühenden Kohlen verloſchen ſein ſollten, was äußerſt ſelten vorkommt, holt man ſich Feuer vom Nachbar. Auf langen Wanderungen aber wird Feuer nach bekannter Bantuart durch Quirlen eines harten auf einem weichen Holzſtück erzeugt, wenn es Holz gibt, oder ein glimmendes Kohlenſtück in halbtrockenes Gras eingebunden und mitgetragen. So können ſie glimmende Kohlen ganze Tagereiſen weit mit ſich führen.

Da aber Brennholz in dem baum- und ſtraucharmen Land oft ein rarer Artikel iſt, benutzt man an der Sonne getrocknete Fladen von Rindermiſt als Brennmaterial oder, wo es keine oder wenig Rinder gibt, die aus den Sumpftälern geholten Wurzelſtöcke des Papyrus oder des Schilfrohrs. Der ſtinkende Rauch erfüllt die ganze Hütte. Kommen dazu mehrere Erwachſene, von denen oft einige Tabak rauchen, ein halbes Dutzend Kinder, ein paar Ziegen, Hunde und Hühner, und wird bei ſchlechtem Wetter oder nachts die einzige Öffnung zugeſtellt und beginnen dann auch die in keiner Hütte fehlenden Ratten ihr Spiel, ſo kann man ſich vorſtellen, wie erquickend der Aufenthalt darin für jeden Nicht-Murundi iſt.

Das Kochen (kuteka) in und außer der Hütte beſorgt die Frau, nötigenfalls mit den Kindern; der Mann aber nur, wenn er muß, z. B. auf Reiſen. Als Kochgeſchirr wird ausſchließlich der tönerne Kochtopf (inkono) gebraucht, wie er von den Batwatöpfern (ſ. S. 78) oder von den der Töpferei kundigen Weibern hergeſtellt wird (Taf. 48). Große Tontöpfe (imiwindi), die bis zu 20 Liter faſſen, dienen als Waſſerbehälter und zur Aufbewahrung des Pombebieres. Geſchöpft wird mit Holz- oder Kürbisſchalen. Milch wird in geſchnitzten Holzgefäßen (iwango) von meiſt plumper Form aufbewahrt, die, wie bei den Banjaruanda, vor dem jedesmaligen Füllen mit Kuhurin ausgeſpült werden, um die Milch beſſer zu konſervieren. Butter aber, die niemals zum Eſſen, ſondern nur zum Einreiben des Körpers benutzt wird, wird durch Schütteln der Dickmilch in großen Flaſchenkürbiſſen hergeſtellt und iſt immer halbflüſſig. Die großen Tongefäße, die alle einen runden Boden haben, ſtehen auf dem Erdboden der Hütte, von Steinen ſeitlich geſtützt, während verſchiedene Holz- und Kürbisgefäße (ubwato, akako) zwiſchen dem Flechtwerk der Hüttenwände ſtehen oder in großmaſchigen Netzen aufgehängt ſind. Die hölzernen Milchgefäße aber ſind auf einem bankartigen Geſtell in der Nähe der Feuerſtelle an der Wand aufgeſtellt. Eßlöffel gibt es nicht, aber hölzerne Schöpflöffel, die oft hübſch mit geſchnitzten Linienornamenten verziert ſind. Der kochende Brei wird mit einem breiten hölzernen Spachtel („Streichholz") umgerührt (Taf. 46, Fig. 1) und die fertige Speiſe auf flache Holz- oder Flechtſchalen gehäuft, von wo ſie in üblicher Negerweiſe mit den Fingern in Klößchen geformt, in eine der gekochten Kräuterſaucen getunkt und in den Mund geſchoben wird.

Vor keinem Haus fehlt der entweder zylindriſche oder ſanduhrförmige Holzmörſer (isekuro), in dem die Weiber in taktmäßigem abwechſelnden Stampfen mittels hölzerner Stampfer das Getreide von den Hülſen oder Riſpen befreien, alſo „dreſchen". Das Ausſchwingen zur Beſeitigung des Speltes beſorgt dann gewöhnlich der Mann mittels großer, ganz flacher Körbe oder „Schwingen"; und auf ebenſolche flache Körbe wird ſchließlich das Mehl ausgebreitet, das die Frau durch Zerreiben des Getreides auf einem Mahlſtein (uruschjo), der gleichfalls vor jeder Hütte liegt, hergeſtellt hat. Alles dies iſt ganz ähnlich wie in Ruanda und bei anderen Völkern des Zwiſchenſeengebietes (Nr. 19, S. 371/2, 451/2).

Die meiſten Batuſſi eſſen nur einmal warm am Tag, und zwar abends; die Bahutu aber zweimal, und zwar die erſte Mahlzeit um die Mittagsſtunde, die zweite am Abend zwiſchen 7 und 8 Uhr. Die Batwa ſcheinen ſich an keine beſtimmte Eſſenszeit zu binden. Kalte Speiſen, wie gekochte Bataten, Maniok, geröſteter Mais, Erdnüſſe u. dgl., werden von Batuſſi und Bahutu auch in den Zwiſchenzeiten genoſſen, wenn man Hunger hat, namentlich am frühen Morgen. Milch wird in friſchem oder ſaurem Zuſtand getrunken, von den Batuſſi mit Vorliebe als gequirlte Sauermilch. Um auch auf Reiſen ſtets friſche Milch zu haben, laſſen vermögende Batuſſi mehrere Milchkühe nebſt dem nötigen Perſonal mitlaufen. Fleiſch wird meiſt am Stock geröſtet, alſo „Spießbraten", oder im Rauch und an der Sonne gedörrt. Aber Fleiſch iſt ein ſeltener Genuß, denn die Batuſſi Urundis eſſen, wie die aller anderen Bahimaſtaaten, nur Rindfleiſch und dieſes nur, wenn die Tiere ſteril oder zu alt zur Zucht ſind, oder wenn ein Tier zum Opfern geſchlachtet wird (vgl. S. 103, 136). Die Bahutu bekommen nur beim Rindfleiſch, wenn ihnen die Batuſſi als Beſitzer der Rinder etwas abgeben, und das Fleiſch der ihnen zugewieſenen Ziegen oder Schafe beſtenfalls dann, wenn ein Tier des Felles wegen, das zur Kleidung dient, geſchlachtet wird. Mehr Fleiſch fällt an die Batwa ab, die an den „Höfen“ ihrer Batuſſiherren als Wächter, Poliziſten, Muſikanten uſw. gehalten werden. Man ſieht verhältnismäßig wenig Ziegen und Schafe in Urundi, während früher die Herden koloſſal waren; infolge der von den Wanderhändlern ſeit 1906 angeregten Raubwirtſchaft ſind ſie großenteils verſchwunden. Auch Hühner und Eier werden nicht gegeſſen, ſondern nur zu Opferzwecken oder zum Weisſagen verwandt (ſ. S. 47). Und da auch die Jagd nur ſelten etwas in die Küche liefert — die Barundi ſind ſchlechte Jäger und eſſen, außer den Batwa, kein Wildfleiſch oder ganz ausnahmsweiſe — und die wild wachſenden Pflanzen nur wenig zur Nahrung herangezogen werden, ſo iſt der Küchenzettel recht klein. Hauptnahrungsmittel ſind durch ganz Urundi Bananen, Bohnen, Erbſen, Bataten, Sorghum, die ſämtlich getrocknet, zerrieben und in Mehlbrei verwandelt werden; alles andere, was die Felder in den verſchiedenen Höhen- und Wärmelagen noch außerdem hervorbringen (ſ. Kapitel Ackerbau, S. 48), ſpielt nur eine untergeordnete Rolle.

Zwar behaupten die Batuſſi ſowohl dem Europäer wie dem Muhutu gegenüber, nur von Milch, Fleiſch und Bier zu leben, aber in Wirklichkeit eſſen ſie ebenſo Hülſenfrüchte, Bananen, Hirſebrei und anderes wie die Bahutu. So viel Rinder werden ja auch gar nicht im Lande geſchlachtet, daß alle Batuſſi täglich davon ſatt werden könnten. Abgeſehen vom Fleiſch, das, wie erwähnt, faſt immer am Stock gebraten wird, werden weitaus die meiſten Gerichte gekocht oder gedämpft, nur ſehr wenige mit Fett oder Öl gebacken, wie z. B. in der palmölreichen Tanganikagegend.

Von beſonderen Speiſevorſchriften der Barundi habe ich eine Reihe der mit dem Totemismus und mit religiöſen Vorſtellungen zuſammenhängenden Speiſeverbote in Erfahrung gebracht (ſ. S. 103). Im übrigen fällt auf, daß man nie Erwachſene beim Eſſen ſieht. Sie nehmen die Mahlzeiten ſtets in den Hütten ein, der Mann zuſammen mit ſeinem Weib, aber geſondert von den Kindern, und überraſcht man einmal jemand beim Eſſen, ſo hört er auf und geht weg, da es ihm in Gegenwart Fremder „nicht bekommen“ würde. Auf Reiſen iſt es natürlich etwas anders. Da entbindet der Zwang der äußeren Umſtände oft von ſolchen Rückſichten; aber gewiſſenhafte oder ſtreng gewöhnte Menſchen, wie die meiſten Batuſſi, halten ſich auch auf Reiſen ſo ſtreng an die Sitte, daß ſie lieber hungern als von jener abweichen. So hatte ich z. B. bei der Beſteigung des Kariſſimbi zwei junge Batuſſi als Führer, die trotz der großen körperlichen Anſtrengung alles, was ich ihnen zum Eſſen anbot, zurückwieſen und zwei Tage lang keinen Biſſen zu ſich nahmen, weil ſie nicht ihren vorgeſchriebenen Brei und Milch hatten; auch von meinen Karawanenleuten nahmen ſie nichts an.

Drittes Kapitel

Schmuck, Kleidung, Waffen

Der Körperſchmuck der Barundi iſt ſehr dürftig. Um die Knöchel und über dem Handgelenk tragen Männer und Weiber dünne Drahtringe aus Kupfer oder Eiſen, oder Darmſaiten, die mit feinem Draht umwickelt ſind, ſeltener auch einmal einen dicken Eiſenring um das Handgelenk; um den Hals aber namentlich die Männer ein in Ruanda unbekanntes Schmuckſtück: einen dreieckigen fingerdicken Ausſchnitt aus einer weißen Muſchel (ikiresi), das an einer Schnur hängt und meiſt aus Unjamweſi eingeführt wird (Nr. 19, S. 406), wo man es ebenfalls an den Männern ſieht. Desgleichen trägt man einen geſchliffenen Wildſchwein- oder Flußpferdzahn an einer Schnur am Hals (Taf. 33). Häufiger ſind heutzutage einfache Perlkettchen aus kleinen blaßroſafarbigen oder weißen europäiſchen Perlen, ſeltener Schnüre mit aufgereihten kleinen ſpindelförmigen Holzſtücken, in die moſaikartig Meſſing oder Kupferplättchen eingelegt ſind, oder mit allerlei Wurzelſtücken, Tierkrallen, Ziegenhörnchen uſw. als Amuletten (ſ. S. 132). Auch kleine kupferne oder eiſerne kegel- oder glockenförmige Anhängſel werden oft in großer Zahl um den Hals getragen (umuhare, Textbilder 3 u. 4). Ein bloßes Schmuckſtück iſt oft auch der dicke ſcheibenförmige Holzring (ikirimi), den viele Barundi um das Handgelenk tragen, um dieſes gegen das Zurückſchnellen der Bogenſehne beim Schießen zu ſchützen (ſ. S. 34 und Taf. 11, 12b, 13, 30a). Trotz ſeiner Größe von 20 bis 25 cm Durchmeſſer und trotz der feinen Gliederung der ihn tragenden Barundihand wirkt dieſer Scheibenring doch nicht plump, weil er ſehr elegant geformt und oft

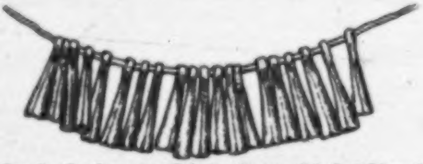


Fig. 3. Kupferne kegelförmige Anhängſel, Halsſchmuck und Amulett, mit „Medizin" gefüllt.
(Muſeum für Völkerkunde, Berlin.)

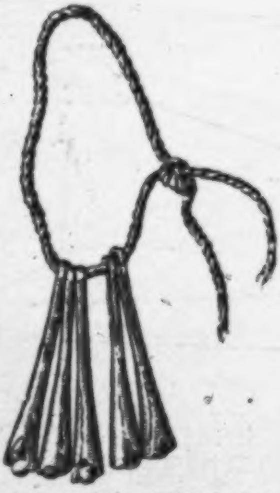


Fig. 4. Eiſerne Glöckchen als Halsſchmuck.
(Muſeum für Völkerkunde, Berlin.)

[p. 27]

mit verſchiedenen linearen Meſſing- oder Kupferornamenten ausgelegt iſt (Taf. 42, 43). Der ſeitliche Einſchnitt, durch den die Scheibe auf das Handgelenk geſchoben wird, iſt mit $2^{1}/_{2}$—$3^{1}/_{2}$ cm ſo ſchmal, daß man nicht begreift, wie ſich ein Männerhandgelenk hindurchzwängen kann. Ein Rangabzeichen der Vornehmen oder ein nur ihnen eignes wertvolles Amulett iſt eine pflaumengroße, aus Fruchtkern geſchnitzte glatte Kugel, die an einem um den Hinterkopf laufenden ſchmalen Fellſtreifen mitten auf dem kahl raſierten Scheitel getragen wird. Oft wird gleichzeitig ein zweiter ſolcher Fellſtreifen, aber ohne Kugel, vom Hinterkopf über die Mitte der Stirn gelegt. Ich habe dieſe Schmuckform nie an Bahutu und gewöhnlichen Batuſſi geſehen, ſondern nur an Mitgliedern der Königsſippe (Baganwa) und an Großbatwalen (ſ. Taf. 11, 13, 14).

Die Haartracht der Barundi iſt ſehr einfach. Vor Jahren war ſie, nach den Berichten früherer Reiſender, viel mannigfaltiger; heute raſiert ſich die große Mehrzahl das Kopfhaar glatt ab. Dazu dient ein kurzes Schabmeſſer ohne Stiel, nachdem das Haar bloß mit warmem Waſſer etwas geſchmeidiger gemacht iſt. Viele laſſen auch einen kleinen runden Haarbüſchel auf dem Scheitel ſtehen, ſeltener einen Haarreſt in anderer Form. Die Kinder laufen häufig in langen „Pudellocken“ herum und ſehen dann aus wie Galla- oder Somalkinder (Taf. 12b, 16a). Die Weiber und Mädchen ſind gewöhnlich glatt raſiert. Wenn ſie Haare tragen, ſträhnen ſie es mit hölzernen Kämmen (Textbild 5). Die Männer raſieren auch den Bart; Achſel- und Schamhaare werden von den Batuſſi entfernt, wogegen ſie bei den Bahutu ſtehenbleiben, aber ſehr ſpärlich ſind. Sehr ſelten ſieht man an einem Murundi die beiden ſchief über den Kopf laufenden aufgeſträubten Haarraupen, die für die Banjaruanda Nationaltracht ſind.

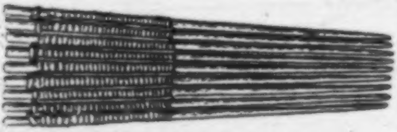


Fig. 5. Hölzerner Kamm zum Haarſträhnen.
(Muſeum für Völkerkunde, Berlin.)

In beiden Ländern iſt aber den Batuſſi gemeinſam die Pflege der Haut mit verſchiedenen kosmetiſchen Mitteln. Am gebräuchlichſten iſt das Einreiben mit halbflüſſiger Butter. Der weitaus größte Teil der Butterproduktion wird hierzu verwandt, und oft wird dieſer Hautſalbe etwas rohe Lateriterde und der Saft von wohlriechenden Pflanzen zugeſetzt. Wer keine Rinder und ſomit keine Butter hat, wie die große Menge der Bahutu, kann ſich auch nicht einbuttern. Wenn die Salbung täglich friſch iſt, iſt die Sache ganz appetitlich und hübſch, aber wenn, wie ſehr häufig, die Butter ranzig wird und ſich dazu der Schweißgeruch und der Muff von rauchigen Hütten und Viehſtällen miſcht, ſtinken die Kerle ſo intenſiv, daß man ſie in dunkler Nacht auf 10 Schritt wittern kann. Ich muß aber zur Ehre der Barundi ſagen, daß ſie ſich gern baden, wenn ſie reichlich Waſſer haben, alſo beim Waſſerſchöpfen an den Quellen, beim Paſſieren von Bächen und ähnlichen Gelegenheiten. Kinder und zuweilen auch Erwachſene ſchmieren ſich mitunter das Haar, den Schädel oder andere Körperteile, manchmal auch den ganzen Körper, mit einer hellgrauen Farbſchicht ein, die aus Ton oder Aſche oder den in den Steppen häufigen mergeligen Exkrementen von Raubtieren hergeſtellt wird. Es iſt kein Feſtſchmuck, wie oft die Bemalung bei Erwachſenen (ſ. S. 67, 127), ſondern es ſoll die Haut von kleinen Schmarotzern befreien und glatt machen.

Tätowierung (urusago) habe ich in Urundi viel ſeltener beobachtet als in Ruanda
]

und in Uha. Und zwar nur in Form von Ziernarben, nie von flacher Farbentätowierung. Auch in Urundi ſind vorwiegend Batuſſi tätowiert, und wie in Ruanda ſind es die Außenſeiten der Oberarme, die beiden Bruſthälften von der Schulter bis in die Nabelgegend und beide Rückenhälften von der Schulter bis in die Gürtelzone, über die ſich die Tätowierungsmuſter ziehen. Dieſe ſind wie in Ruanda in der Hauptſache fingerlange Halbmonde, die in größerer Zahl aneinandergereiht und meiſt zu 2 und 2 durch einen dritten, in die offene Sichelſeite eingreifenden Halbmond miteinander verbunden ſind, ſo daß im ganzen ein kettenartiges Muſter entſteht (Textbild 7). Jeder Strich beſteht aus vielen kleinen parallelen Schnittchen, die mit einem Meſſer (Textbild 6) eingeritzt und durch Einreiben von Aſche und Euphorbienſaft zum Aufſchwellen gebracht werden, ſo daß ſie ſchließlich eine verdickte, bis 1 cm über die Hautfläche vortretende Narbe bilden. Das Tätowieren beſorgen heilkundige Ärzte. Andere Muſter beſtehen aus Zickzacklinien, aus bandförmigen parallelen Linienreihen, die wie breite Hoſenträger über die Schultern laufen, oder aus knopfartigen Narben, die wie dicke Impfnarben auf dem Oberarm und in der Bruſtfurche aneinandergereiht ſind. Andere, unregelmäßige Narbengruppen ſind nicht ſchmuckhafte Tätowierung, ſondern Einſchnitte gegen lokale Körperſchmerzen oder Wundmale aus gewaltſamen Verletzungen.

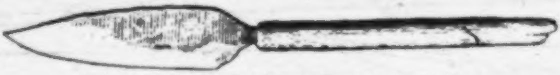


Fig. 6. Meſſer zum Tätowieren und Aderlaſſen.
(Muſeum für Völkerkunde, Berlin. [illegible] a.)

Daß dieſe Tätowierung urſprünglich nur den Batuſſi eigen geweſen und von den Bahutu und Batwa erſt den Batuſſi nachgeahmt worden ſei, wie M. Weiß (Nr. 33, S. 93) angibt, iſt mir nicht wahrſcheinlich. Das Tätowieren dieſer Art iſt vielmehr den hamitiſchen Völkern Afrikas fremd, aber bei den Bantu der oberen Nil- und Kongoländer ſowie der weſtlichen und ſüdlichen Victoriaſeegebiete, den Baſſuwi, Baſindja, Baha, Waſſumbwa uſw. — die Baſiba tätowieren ſich nicht, nach H. Rehſe — ſehr verbreitet, ſo daß viel eher an eine Übertragung von den Bantu und Niloten auf die Batuſſi und an ihre weitere Ausbildung durch die Batuſſi gedacht werden kann. Die Tätowierungen der Somal, Galla, Maſſai uſw. ſehen ganz anders aus. Einen Hinweis auf die Zuſammenhänge gibt die Mitteilung H. H. Johnſtons, daß die nämliche halbmondförmige Narbentätowierung, von der er auch eine Photographie abbildet (Nr. 17, Bd. II, S. 569), ſich auch bei den Bakonjo, der wohl

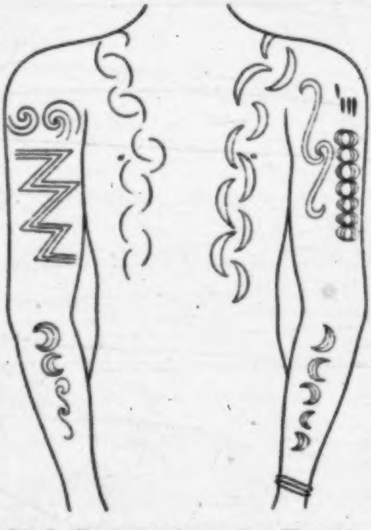


Fig. 7. Narbentätowierung eines Murundi.
(Skizze von Hans Meyer.)

älteſten Banturaſſe in Unjoro, Toro, Ankole findet, während die große Maſſe der Banjoro, des Hauptmiſchvolkes von Bantu, Nilnegern und Bahima in Unjoro, ſich nicht tätowiert.

An Frauen und Kindern habe ich in Urundi keine Tätowierung beobachtet. Über die Bedeutung der Muſter war nichts Beſtimmtes zu erfahren. Daß ſie Rindshörner vorſtellen ſollen, wie ein Miſſionar meint, möchte ich bezweifeln.

„Schmückende Verunſtaltungen" der Ohren (Ohrklötze), der Naſe (Naſenpflöcke), Lippen (Pelele), Zähne (Kerben oder Feilen) oder anderer Körperteile gibt es in Urundi weder bei den Batuſſi noch bei den Bahutu, alſo wie in Ruanda, aber die Batwa ſpitzen die beiden oberen Schneidezähne zu. Auch iſt weder Beſchneidung bei beiden Geſchlechtern noch Deformation des Schädels u. dgl. üblich. Erſt wenn man vom Zwiſchenſeenplateau nach Weſt, Oſt, Nord oder Süd hinabſteigt, trifft man wieder auf Völker mit Körperverunſtaltungen.

Urundi iſt immer noch das Land der Rindenſtoffkleider (impusu). Abgeſehen von den peripheriſchen Landſchaften im Südoſten, Süden und Weſten, wo der Fremdhandel, für den das übrige Land bis vor kurzem geſperrt war, Baumwollſtoffe heranbringen kann, iſt ein Stück „Amerikani" oder eine baumwollene Decke als Kleidung in Urundi immer noch eine Seltenheit. Erſt in jüngſter Zeit kommt durch die relativ wenigen zugelaſſenen Wanderhändler, durch die Miſſionen und die durchziehenden Beamten- und Militärkarawanen mehr Baumwollzeug ins Land und wird von den Eingebornen begierig aufgenommen. Zu Zeiten des Königs Kiſabo aber verboten die Häuptlinge das Tragen von Baumwollſtoffen aufs ſtrengſte, denn ſie vermuteten ſehr richtig, daß mit dem Hereinkommen fremder Händler und Handelswaren auch bald andere Einflüſſe eindringen würden, die ihrer Selbſtherrlichkeit Abbruch tun könnten.

Neben den vorherrſchenden Rindenſtoffen werden auch Ziegenfelle (ikikoba, urusato) als Lendenſchurze getragen, die Fellſeite nach innen, und zwar als alleiniges Kleidungsſtück von den Kindern, den Armen und meiſt auch den Batwa (Taf. 7). Auch in Nordoſt-Urundi, in der Landſchaft Buguſi, werden viel mehr Umhänge aus Fell als aus Rindenſtoff getragen (Nr. 8, S. 61). Die Weiber tragen in ganz Urundi außer dem Lendenſchurz aus Fell oder Rindenſtoff noch ein an einer Ecke zuſammengeknotetes vierſeitiges Fell- oder Rindenſtoffſtück um den Oberkörper, in dem hinten das jüngſte Kind zu ſitzen pflegt, und die Männer einen größern, togaartigen Überwurf, der über den Schultern geknotet wird und bis über die Knie herabfällt. Oft wird die Verknotung auf den Schultern durch ein paar große Quaſten aus trockenem Bananenbaſt geſchmückt, die wie ein paar rieſige Majorsepauletten ausſehen (Taf. 11a, 14a).

Das Rindenzeug (impusu) — Stuhlmann nennt es „Baſtfilz" (Nr. 32a, S. 35) — hat vor den Fell- und Baumwollſtoffen den Vorzug, daß es ſehr leicht, warm, weich und durchläſſig iſt; aber die Herſtellung erfordert Arbeit, und da es ſich bei längerem Tragen auffaſert, wird es bald löcherig und ausgefranſt und ſieht dann ſehr ſchäbig aus (Taf. 9, 13a). Dazu kommt die meiſt ſehr unfreundliche dunkelgraue Färbung. Von Natur iſt es braun. Selten wird es mit Laterit oder Pflanzenſäften rot gefärbt (Trauergewand) oder auf dem natürlichen rotbraunen Grund mit ſchwarzen ſpindel- oder blattförmigen oder kreisrunden Ornamenten verziert. Gewöhnlich wird es mit Holzaſche oder Tonſchiefer oder Sumpfſchlamm dunkelgrau gefärbt und ſieht dann ſehr triſt aus. Wenn eine größere ſo gekleidete Menſchenmenge beiſammenſteht, vereinen ſich die vielen ſchwarzbehangenen Geſtalten mit den blank raſierten Schädeln und den von jedermann getragenen blitzenden Speeren zu einem überaus eindrucksvollen Geſamtbild von tiefem Ernſt. Dieſelbe einfache Färbemethode finden wir auch im nördlichſten Verbreitungsgebiet der Bahima, in Unjoro, wieder, von wo Vandeleur ſchreibt: „Die Wanjoro (im Hochland von Süd-Unjoro) machen die nämlichen Rindenkleider wie die Waganda und färben ſie ſchwarz, indem ſie ſie einen Tag lang in den Schlamm eines Sumpfes ſtecken." (Nr. 9, S. 377.)

Einen Unterſchied der Kleidung zwiſchen Batuſſi und Bahutu gibt es nicht, ebenſowenig eine beſondere Tracht für einen beſonderen Stand oder Beruf. Der Mutwa und der Muhutu, der Mutuſſi und der Muganwa, der Großhäuptling und der König: ſie alle kleiden ſich in denſelben unanſehnlichen ſchwarzgrauen Impuſu aus Baumrinde. Gemeinſam iſt allen auch, daß ſie in dem Innern der Hütten und bei der Feldarbeit das lange Obergewand als hinderlich ablegen.

Der Stoff wird aus den Rinden mehrerer Ficus-(Urostigma-)Arten, hauptſächlich des Ficus chlamydodora Warb. oder Ficus Schimperi Hochst., in derſelben Weiſe wie in den noch Rindenzeuge tragenden Gegenden Ruandas hergeſtellt. Da aber in Urundi viel mehr Rindenſtoff gebraucht wird als in dem ſchon ſtark mit Baumwollſtoffen verſehenen Ruanda, werden hier auch weit mehr Fikusbäume bei den Hütten angepflanzt als dort, oft wie ein dörflicher Obſtgarten neben den Gehöften. Schon aus dieſem Grunde macht die Urundilandſchaft einen freundlicheren, abwechſlungsreicheren Eindruck als das meiſt nur graſige Ruanda. Faſt jede Hüttengruppe liegt im Schatten eines kleinen friſchgrünen Fikushaines. Auch der Rundzaun der Gehöfte beſteht zum Teil aus Fikusbäumen, die als natürliche Pfähle dem Flechtwerk des Zaunes feſten Halt geben. Nach v. d. Burgt ſoll der Ficus chlamydodora erſt vor zirka 60 Jahren in Urundi eingeführt worden ſein und jetzt nur kultiviert dort vorkommen. Ich glaube ihn aber auf den Randbergen im Nordweſten wild bemerkt zu haben.

Wenn der Baum etwa armdick geworden iſt, wird er zum erſten Male entrindet. Zu dieſem Zweck wird der Stamm im Abſtand von $^{1}/_{2}$ bis 1 m mit zwei Horizontalſchnitten umringelt, beide Schnitte durch einen vertikalen Längsſchnitt verbunden und die ſo angeſchnittene Rinde als ein langes Rechteck ohne Mühe abgelöſt. Das nackte Stammſtück wird mit Butter beſchmiert und mit Bananenblättern umbunden, worauf unter dem am Holz ausſchwitzenden Harz die Rindenſubſtanz von den Schnittflächen her ſich wieder völlig ergänzt, und die Wunde zuwächſt. Zwei Jahre ſpäter kann der Baum wieder von neuem beſchnitten werden. Das abgeſchnittene Rindenſtück wird erſt mit dem Meſſer von der rauhen äußern Borke befreit, dann über einen am Boden liegenden Baumſtamm gelegt und mit einer kurzen, vielfach gekerbten Holzkeule (Taf. 36, 37) ſo lange auf beiden Seiten geklopft, bis es weich geworden iſt. Darauf wird der noch darin ſitzende Saft ausgerungen wie aus einem Waſchlappen, das Stück ausgebreitet an der Sonne getrocknet und ſchließlich mit anderen Stücken durch Bananenbaſtfaden und Pfriemen zu einem ſo großen Gewand zuſammengenäht, wie man es für einen Hüftſchurz oder einen Mantel braucht (Nr. 19, S. 279). Das Rindenzeug wird ausſchließlich von Männern und faſt nur für den eigenen Haus- und Familienbedarf hergeſtellt, doch gibt es in Ruanda auch beſondere „Fundi", die das Zeug gewerbsmäßig für andere machen und verkaufen. Die Frauen beſorgen nur das Ausſchmücken ihrer Gewänder mit eingeflochtenen Kanten oder Litzen, während die Männer an ihren Gewändern auch den Schmuck der Troddeln und Schulterquaſten anbringen (Taf. 11a, 44, 45). Sogar der König Kiſabo betrieb dieſe Beſchäftigung gern in ſeinen Mußeſtunden; und das gleiche wird vom mächtigen Häuptling Luſabiko in Oſt-Urundi berichtet: „Wir fanden den Häuptling damit beſchäftigt, Franſen aus feinem trockenen Gras herzuſtellen, um ſein Rindengewand damit zu ſchmücken. Niemand würde in dem ſchlichten Neger, der da am Boden hockend Franſen flocht, den großen Luſabiko vermutet haben, dem ein Viertel des ſchönen Urundilandes zitternd zu Füßen liegt" (Nr. 14, S. 214).

Es iſt anzunehmen, daß die Batuſſi als Hirtenvolk urſprünglich Gewandſtücke aus Rindshaut getragen haben, wie heute noch mehrere Hirtenſtämme Oſtafrikas, z. B. die Maſſai und Wandorobbo. Aber ſeitdem ſie ſeßhaft geworden ſind, haben ſie von den unterjochten Bahutu neben manchen anderen Dingen auch deren Rindenſtoffe angenommen. Nur im Feſtgewand, bei Kriegstänzen und anderen Feierlichkeiten, kommt die ſorgfältig und geſchmackvoll präparierte Fellkleidung nebſt Leopardenfellſchurz zum Vorſchein (ſ. S. 124, 126); dazu allerlei Schmuck (Taf. 11b, 12a, 31, 32).

Eine Kopfbedeckung haben weder Männer noch Weiber. Brennt die Sonne zu heiß oder regnet es, oder will man den Kopf aus einem anderen Grunde ſchützen, ſo zieht man einen Zipfel des Gewandes über den kahlen Schädel. Ein Stirnband aus Maisblättern tragen mitunter die Weiber als Zeichen junger Mutterſchaft; zwei ſchmale Stirnſtreifen aus Bananenrinde als Frauenzeichen. Beides auch in Ruanda.

Eine beſondere Bekleidung der Schamteile oder Füße gibt es nicht. Bei den Männern wird der Penis oft ſichtbar, wenn ſie nur die Toga tragen, aber ihr Schamgefühl wird dadurch nicht verletzt. Die Weiber haben meiſt auch die Brüſte durch das Oberkleid verhüllt, entblößen ſie aber ungeniert, wenn ſie aus irgendeinem Grunde das Gewand ablegen oder wechſeln. Kinder vor der Pubertät gehen gewöhnlich ganz nackt (Taf. 16) oder mit einem ſchmalen Schurz aus Bananenbaſt (Taf. 38).

Die Barundi ſind wirklich ein „Volk in Waffen", weit mehr als die Banjarwanda, bei denen die große Menge der Bahutu unbewaffnet einhergeht und auch die Batuſſi viel öfters als den Speer nur den langen Stab tragen, der freilich durch Aufſtecken einer Speerſpitze ſchnell zur Waffe gemacht werden kann. Desgleichen ſieht man häufig Barundi mit dem ſpitzenloſen Holzſchaft umherwandern, wenn ſie ihre friedliche Geſinnung dartun oder wenn ſie die Eiſenſpitze gegen Abnutzung oder Verroſten ſchützen wollen, aber faſt immer führen ſie die eingewickelte Speerſpitze bei ſich, und nie entfernen ſie ſich weit vom Gehöft zum Viehhüten, zur Feldarbeit, zu Beſuchen, ohne daß von mehreren Leuten nicht wenigſtens einer oder zwei mit Speer und Bogen bewaffnet ſind. Ein Murundi, der etwas auf ſich hält, läßt ſich nie ohne Speer ſehen; er würde ſich ohne ihn für „nicht angezogen" halten. Auch die Knaben tragen ſchon Speere. In der Regel werden die beiden gebräuchlichen Waffen, Speer und Bogen, zuſammen getragen, der Speer in einer, der Bogen und 2—4 Pfeile in der anderen Hand.

Die Speere (itschjumu) unterſcheiden ſich wenig von den Ruandaſpeeren und variieren auch etwas in den Formen der Spitzen, wie dort (Taf. 39, 40). Meiſt hat das Blatt eine ſtarke, zugeſchärfte Mittelrippe, die es ſehr elaſtiſch und widerſtandskräftig macht und dem Speer ſozuſagen vier Schneiden gibt. Neben der Mittelrippe ſind zwei Blutrinnen eingetieft, die dem Bantuſpeer gewöhnlich fehlen. Spitze und Schuh haben eine Düſe zum Einſtecken des Schaftes. Dieſer iſt ein 2 bis

3 m langer, ſtark daumendicker Stock, meiſt ganz gerade, gut gerundet und glatt abgerieben, wie poliert. In Anbetracht der äußerſten Armut Urundis an Bäumen und großen Sträuchern iſt die Güte der Lanzenſchäfte erſtaunlich. Einfuhr von Stangenholz für die Speere gibt es nicht aus den Nachbarländern. Viele Speerſchäfte ſind Familienſtücke, die ſich aus holzreicherer Zeit her auf die Gegenwart vererbt haben, und andere werden aus dem Holz des angepflanzten Rindenſtoff-Fikus gemacht, der ſchöne gerade Äſte treibt, wenn man ihn nicht viel beſchneidet. Ärmere Leute und Kinder haben meiſt Speere mit minderwertigen, etwas gebogenen oder knorrigen Schäften. Die Spitzen und Schuhe der Speere werden von beſonderen Schmieden (ſ. S. 77) entweder aus dem in Urundi ſelbſt gewonnenen Eiſen oder aus den vom Kongo (Uwira) oder aus Uſindja eingeführten Eiſenhacken (ſ. S. 83) verfertigt. Die übrige Arbeit an der Herſtellung ſeines Speeres tut jeder Murundi ſelbſt.

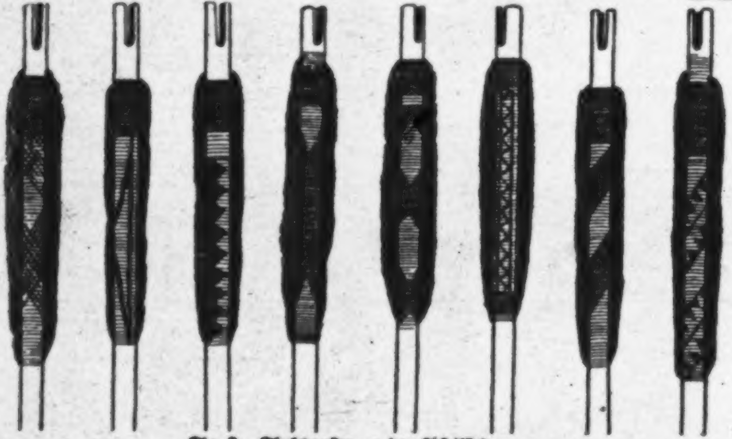


Fig. 8. Flechtmuſter an der Pfeilfiederung.
(Muſeum für Völkerkunde, Berlin, Nr. 5374.)

Der Speer iſt hauptſächlich Stoßwaffe und Verteidigungswaffe. Geworfen wird er nur, wenn man aus nächſter Nähe ſeines Zieles ſicher iſt, da der Verluſt dieſes koſtbaren Beſitzes nicht riskiert werden darf. Wurfſchlingen zum Schleudern der Speere gibt es nicht.

Die Unzertrennlichkeit des Murundi von ſeiner Lanze, die Möglichkeit, ſich jederzeit auf den langen Speerſtock zu ſtützen, beſtimmt die Körperhaltung des Murundi, wie des Munjaruanda, in Ruheſtellung ſehr charakteriſtiſch. Er umfaßt den aufrechten Stock mit halb emporgerecktem Arm, ſo daß die Hand ungefähr in Geſichtshöhe liegt. Je nachdem beim Anfaſſen die Handfläche nach innen oder nach außen gekehrt iſt, läuft der Stock entweder zwiſchen Bruſt und Ellenbogen zum Boden oder an der Außenſeite des Ellenbogens entlang. In beiden Fällen lehnt ſich der Körper voll gegen die etwas ſchief nach außen ſtehende Stütze, wobei das „Standbein“ geſtreckt wird, das der Stütze benachbarte „Spielbein“ aber über das Standbein in Kniehöhe leicht übergeſchlagen wird, ſo daß es nur mit dem äußeren Sohlenrand den Fußboden berührt (Taf. 9b). Viel ſeltener ſieht man, daß der Fuß des Spielbeines gegen das Standbein geſtemmt wird, wie es die Obernilneger und auch die Maſſai häufig tun. Die Linienführung dieſer Körperhaltung der Barundi in Ruheſtellung iſt oft von überraſchender Schönheit. Eine größere Zahl ſo daſtehender Männer iſt wirklich „ein Bild zum Malen“.

Die eigentliche Angriffs- und Kampfwaffe iſt der Bogen mit den Pfeilen. Die **Bogen** (umuheto) haben die ſchlichte Form der meiſten oſtafrikaniſchen Bogen und ſind ziemlich gute Waffen (Taf. 41). Die Sehne iſt gewöhnlich aus Rinderſehne gemacht. Zuſammengeſetzte Bogen wie bei den Bugoje-Batwa gibt es bei den viel mehr vernegerten Batwa Urundis nicht. Die **Pfeilſpitzen** (umwampi) ſind weder mit Widerhaken verſehen noch gelappt und ſtecken vermittels eines Dorns im Holzſchaft, der oben umwickelt iſt; am Fuß ſind ſie einfach gefiedert. Die Fiederung aber iſt oft in hübſch gemuſterte Rohrumwicklung eingebunden (Textbild 8). Niemals werden von den Batuſſi und Bahutu die Pfeile vergiftet, wohl aber von den Batwa (Nr. 19, S. 246). Daß die den Bogen haltende linke Hand durch dicke hölzerne ſcheibenförmige **Armringe** (ikirimsi) gegen den Rückſchlag der Sehne geſchützt wird, wurde ſchon oben erwähnt (ſ. S. 27 und Taf. 30a). Das Bogenſchießen iſt auch bei den Barundi nicht ein Schießen aus langem Stand und mit genauem Zielen, ſondern vielmehr ein raſches, heftiges Abſchnellen des Pfeiles gegen das Ziel aus dem Gefühl heraus, wie beim Wurf mit der Steinſchleuder (die es in Urundi nicht gibt). Sie treffen aber den Mann auf 30—40 Meter ziemlich genau (Taf. 30). Die Mehrzahl der Pfeile iſt Fabrikat der Batwa. Die Pfeile werden zuweilen in hübſch geſchnitzten hölzernen **Köchern** (umutano) aufbewahrt, die an beiden Enden mit übergreifenden Deckeln verſehen ſind (Taf. 41, 42), aber ſehr ſelten ſieht man einen Köcher am Arm oder Rücken eines Murundi, meiſt nur in den Hütten.

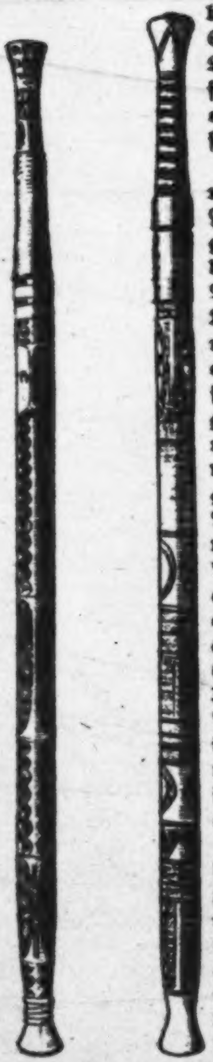


Fig. 9.
Meſſer mit ornamentierten Holzſcheiden.
(Muſeum für Völkerkunde, Berlin, Nr. [illegible])

Die bis ½ m langen **ſchwertartigen Meſſer** (imbugita) der Barundi ſind keine eigentlichen Waffen, ſondern Werkzeuge des täglichen Gebrauches, die nur gelegentlich als Waffe mit benutzt werden (Taf. 43). Das Meſſer hat zwei parallele Schneiden und iſt vorn nur wenig zugeſpitzt. Es iſt mit ſeiner ganzen Breite in einen ſanduhrförmigen Holzgriff eingelaſſen und ſteckt in einer hölzernen Scheide (uruwati), die aus zwei dünnen, durch mehrere Umwicklungen miteinander verbundenen Brettchen gefertigt iſt. Die Scheide wird oft wie der Köcher durch eingeſchnittene Halbmonde und Zickzackmuſter verziert (Textbild 9). Die Meſſer werden wie ein Wehrgehänge an einem von der rechten Schulter zur linken Hüfte laufenden Riemen getragen. Die häufigeren viel kleineren, 10—15 cm langen

Meſſer dagegen, die ebenſo geformt ſind und zu kleineren Schneidearbeiten dienen, trägt man an einer Schnur entweder um den Hals oder am linken Oberarm. Hübſch mit feinem Kupferdraht umwickelte Meſſer gibt es nur im weſtlichen Nieder-Urundi am Tanganikaufer, wo ſie kongoleſiſcher Einfluß ſind und von den Wawiraſchmieden hergeſtellt werden (Nr. 19, S. 133). Im eigentlichen Hoch-Urundi ſind die Bahutu- und namentlich die Batwaſchmiede die Meſſerlieferanten.

Recht ſelten ſind in Urundi die einſt allgemein verbreiteten Schlagkeulen (uwuhiri) geworden; ſie ſind von der vormaligen Waffe zum Paradeſtück oder zum Spielzeug der Männer herabgeſunken, wie bei den Maſſai und den Wadſchagga. Sie beſtehen aus einem zirka $^1/_3$ m langen, ſchön geglätteten Stück Hartholz, das am Kopf drei- oder vierkantig zugeſchnitten iſt und am Handende etwas verdickt ausläuft.

Noch viel ſeltener ſind die Schilde (ingabo). Sie haben die Bedeutung als Schutzwaffe gänzlich verloren und ſind wie in Ruanda ein bloßes Häuptlings- oder Familienemblem (vielleicht Clanabzeichen) geworden (Taf. 44). Der König beſitzt mehrere, jeder Häuptling und ſeine Leibgarde je einen, die verſchiedene Bemalung haben. Die Batwa haben keine Schilde und dürfen keine führen. Der bis $^1/_2$ m breite runde Schild iſt aus Holz geſchnitzt, hat einen hölzernen Griff und iſt mit weißen und roten Kreisſegmenten verſchiedener Art bemalt. Auch gibt es ſolche, die mit Rohr umflochten ſind (ſ. S. 80—81 und Taf. 53), und gleichgeſtaltete aus Rindshaut, die noch ſeltener ſind. Dieſelbe Form und Ornamentierung der hölzernen Schilde und Köcher kehrt ſowohl bei den nördlichen Bahima in Ruanda als auch bei den ſüdlichſten in Ufipa wieder (vgl. Abbildung bei Nr. 47, S. 76).

Zur kriegeriſchen Ausrüſtung des Murundi gehört ſchließlich noch der Kriegsſchmuck. Wenn die Leibgarden des Königs oder des Häuptlings, die, wie wir ſpäter ſehen werden (S. 87), die eigentlichen Kriegführenden ſind, ins Feld ziehen, werden ſie mit einem Schurz aus weißgegerbtem Antilopen- oder Schaffell (inkindi) uniformiert und bemalen ſich den Schädel, das Geſicht und den Oberkörper mit allerlei weißen und roten Linien und Ornamenten, die ihnen ein erſchreckendes wildes Ausſehen geben (Nr. 19, S. 277). Auch bei den Kriegstänzen wird jener uniforme Fellſchurz getragen, alſo ganz ähnlich wie in Ruanda, wo zur Uniform noch andere Schmuckſtücke, wie Kopfputz und Fußraſſeln, hinzukommen. Dieſelbe Art des Kriegsſchmuckes wie hier und in Ruanda haben auch die Bahima in Ufipa (vgl. Bild bei Lechaptois, Nr. 47, S. 61).

Von alten Steinwaffen als Reſten einſtiger, untergegangener Kulturen (ſ. S. 151) iſt in Urundi auch bei den Batwa, dem älteſten Volkselement, nichts oder nichts mehr in Gebrauch; ebenſowenig wie in Ruanda.

Viertes Kapitel

Jagd, Fiſchfang, Viehzucht, Ackerbau, Genußmittel

1. Jagd und Fiſcherei

Die Jagd (uwuhisi) ſpielt im Daſein der Barundi eine nur geringe Rolle, denn in einem ſo ſtark bevölkerten und faſt ganz abgeholzten Land, wo man, wie in den Burenländern, der Viehhaltung und Viehweidung wegen das Wild ſyſtematiſch ausgerottet hat, gibt es nur noch wenige jagdbare Tiere. Am häufigſten dürfte noch der hauptſächlich in den ſchmalen Buſchdickichten der tiefen Bachtäler lebende Buſchbock (Tragelaphus), ferner die Schopfantilope, Gazelle und Jimela-Antilope ſein. Von anderen großen jagdbaren Tieren kommt gelegentlich der Elefant in den dünn bewohnten Gegenden, in den menſchenleeren Wäldern des weſtlichen Randgebirges und in der Ruſſiſiniederung vor, häufig iſt aber noch das Flußpferd, das in allen größeren Strömen und Sümpfen Nahrung und Schutz findet. Leoparden gibt es überall, am meiſten in Nordoſt-Urundi.

Selten jagt (kuhiga) der Murundi mit der Waffe für ſich allein. Zuweilen jedoch werden von den Häuptlingen Treibjagden von 10—20 Perſonen veranſtaltet, die freilich viel mehr Sport als Weidwerk ſind und nur den einen praktiſchen Zweck haben, Antilopenfelle für die obenerwähnte Kriegstracht und Gehörne für Trompeten und für Amulette zu verſchaffen. Das Fleiſch der gejagten Tiere wird als unrein von den Batuſſi und den Bahutu nicht gegeſſen, ſondern den Batwa oder den Hunden gegeben, die bei jeder Treibjagd weſentlich mitwirken. Jagdhunde in unſerem Sinn können dieſe Hunde (ſ. S. 48) kaum genannt werden, denn ſie tun weiter nichts als das Wild aufſtöbern und verfolgen; es iſt der gewöhnliche Murundihund mit aufrechtſtehenden Ohren. Eine wirkliche große Meute von Hetzhunden für die Jagd hatte der alte König Kiſabo. Die Hunde tragen ein Lederhalsband mit einer eiſernen Schelle oder Raſſel, deren Klirren und Klappern das Wild aufſcheucht, und werden ſo lange an der Leine geführt, bis die Jäger das Gelände, wo Wild vermutet wird, in einem weiten Halbkreiſe umſtellt haben. Nun werden die Hunde ins Dickicht losgelaſſen, und bald ſcheuchen ſie mit ihrem Schellengeraſſel das Wild auf und ſtellen es ſchließlich durch gemeinſamen Angriff, ſo daß die Jäger hinzulaufen und das Tier mit Pfeilſchüſſen oder Speerſtichen töten können (Nr. 19, S. 100).

Viel beſſere Jäger ſind erklärlicherweiſe die vorwiegend von der Jagd lebenden Wald-Batwa, die meiſt zu zweien zu jagen pflegen. Vor allem iſt die Elefantenjagd in den Wäldern des nordweſtlichen Randgebirges lediglich ihr Werk. Hierzu wie zur Erlegung anderen großen Wildes, z. B. der Flußpferde, benutzen ſie tiefe Fallgruben (itschjobo), die ſie auf den Wechſeln der Tiere anlegen. Auf dem Grund der ſteilwandigen, bis 8 m tiefen Gruben pflanzt man aufrecht ſtehende ſpitze Pfähle ein, die das einbrechende Tier verwunden oder töten ſollen, und bedeckt das Loch ſorgfältig mit Äſten und Laub. Ein hineingeſtürztes Stück Wild, das noch lebt, wird mit Speerſtichen getötet. Höchſt ſolide Fallen bauen die Eingeborenen zum Fang der Leoparden, des ſchlimmſten Feindes ihres Kleinviehes, indem ſie innerhalb eines engen, niedrigen, durch einen ſtarken Paliſadenzaun führenden Ganges einen ſchweren ſteinbeladenen Balken aufhängen, der durch Berührung einer Schnur ausgelöſt wird und herabſtürzt (Taf. 24b). Innerhalb des Zaunes wird neben dem engen Gang eine Ziege angebunden, und der Leopard, der zu dem ſchreienden Tier durch den Gang einzudringen ſucht, wird durch den niederſauſenden Balken erſchlagen. Alle Leopardenfelle müſſen an den König abgeliefert werden, der allein das Recht hat, ſich und ſeine Sippe mit Schurzen von Leopardenfell zu kleiden.

Sehr geſchickt ſind die Batwa im Aufſtellen von Schlingen (uschiwuka), in denen ſie große Vögel und kleine Säugetiere fangen. Auch die Leimrute zum Fang kleiner Vögel iſt ihnen nicht unbekannt; ſie üben eine Art Sport damit aus, indem ſie im Dickicht ſich leiſe an ſitzende Vögel anſchleichen und die Tierchen plötzlich mit der Rute berühren, ſo daß ſie daran kleben bleiben. Eigentümlich iſt auch ihre Art, Frankoline und Perlhühner zu fangen. Sobald es abends dunkel geworden iſt, zieht der Jäger mit einer glimmenden Grasfackel in die Steppe, wo er ſolche Scharrvögel geſpürt hat. Neugierig nähern ſich die Tiere dem Feuer. Sowie aber der Mann eins bemerkt, legt er die Fackel neben ſich, ſchleicht vorſichtig ausbiegend auf den Vogel, deſſen Aufmerkſamkeit auf die Fackel gerichtet iſt, zu und erſchlägt ihn mit einem Stockhieb. In allen dieſen Fällen wird natürlich das Fleiſch der gejagten Tiere verzehrt, denn die Wald-Batwa leben hauptſächlich von der Jagd und ſind keine Koſtverächter.

Die Batwa des inneren Urundi ſind es auch allein, die Fiſche eſſen und Fiſchfang treiben (kuroba), während die Barundi des Inneren weder fiſchen noch Fiſche eſſen, wenn ſie es nicht von den Miſſionaren und Offizieren gelernt haben. Dagegen ſind die Barundi des Tanganikaſees und des Ruſſiſſi gute Fiſcher und paſſionierte Fiſcheſſer. Die Batwa fiſchen hauptſächlich mit der Angel (igera) und nur wenig mit Netzen (urusenga), die Barundi des Tanganikagebietes aber wenden eine ganze Reihe verſchiedener Fangmethoden an: Die gebräuchlichſte, oft im großen betriebene und quantitativ ertragreichſte iſt die nächtliche Netzfiſcherei vom Boot aus. Sie hat es faſt nur mit den kleinen ſardinenartigen, 5 cm langen, akahuso genannten Fiſchchen zu tun, die in großen Schwärmen den See bevölkern und nachts durch Fackelſchein angezogen werden. Der Fang wird vom Einbaum aus von zwei Mann getrieben, von denen der eine das Netz handhabt, der andere rudert und den Brand der langen Rohrfackel (ikimuri) unterhält, die ein Hauptſtück der Ausrüſtung bildet. Dieſe Fackel iſt eigentlich ein langes, 20—25 cm dickes Tau, das aus trockenem, mit Bananenbaſt zuſammengebundenem Schilfrohr beſteht und je nach Bedarf 10—20 m lang gemacht wird. Das rieſige Schilfbündel wird ſo auf den Boden des Einbaumes gelegt, daß es über den vorderen Bootsrand ein Stück hinausragt, dieſes Vorderende wird dann angezündet, und nun rudert man in den See hinaus. Draußen wird das Boot mittels eines an einem Baſtſtrick befeſtigten Steins verankert, worauf die kleinen Fiſche in Scharen nach dem Feuerſchein ſchwimmen und durch wiederholtes Auswerfen und Einziehen des Netzes zu Hunderten und Tauſenden gefangen und in das Boot ausgeſchüttet werden. Die noch kleineren umuschischja-Fiſchchen, kleine Krebstierchen und anderes winziges Getier werden mit einem unſeren Handnetzen ähnlichen Schöpfnetz gefangen (Nr. 19, S. 426 und Taf. 45).

Dieſe beiden kleinen Fiſchſorten, akahuso und umuschischja, werden lebend oder tot, wie ſie gerade aus dem Boot kommen, auf dem Platz vor und zwiſchen den Hütten in einer großen dünnen Schicht ausgebreitet und trocknen ſchnell an der Sonne und Luft. Mitten hinein wird ein Gefäß mit Waſſer geſtellt, das dem Imana geweiht iſt und dem Fiſchfang die Gunſt des Gottes erhalten ſoll (Nr. 19, S. 427). Auch haben die See-Barundi, nach v. d. Burgt, einen beſonderen Zauberer, der für erfolgreichen Fiſchfang durch allerlei magiſche Künſte zu ſorgen hat. Die getrockneten Fiſchchen, die ſehr hübſch ſilberig und goldig ſchillern und nicht übel ſchmecken, erfreuen ſich großer Beliebtheit bei den Eingeborenen. Auch nach dem Innern werden ſie verhandelt, ſoweit man dort Fiſche ißt, namentlich nach Nordweſt-Urundi. Ich traf Tanganikaleute mit großen Körben voll ſolcher Fiſchchen drei Tage weit vom See am Fuß der Ruſſigaberge.

Von der nächtlichen Fiſcherei am Tanganika bekommt jeder Reiſende einen lebhaften Eindruck, viel mehr als von den anderen Fangmethoden. Von einem erhöhten Punkt am See, z. B. der Boma in Uſumbura, ſieht man nach Dunkelwerden von allen Seiten des Seeufers Dutzende von Lichtern ruhig in den See hinausſchwimmen, ſich draußen in langen Reihen anordnen und dann ſtundenlang an einem Fleck verharren, wo die Boote Anker geworfen haben. Drüben am fernen kongoſtaatlichen Weſtufer (Uwira) vollzieht ſich dasſelbe Schauſpiel. So blinken oft Hunderte von Lichtern über das ſtille Waſſer herauf, da eins verglimmend, dort eins friſch entzündet und neu aufleuchtend, wie eine feſtliche Illumination; dahinter die mächtige finſtere Kuliſſe der weſtlichen Randberge und darüber das millionenfache Flimmern der Milchſtraße, während ein leichter warmer Luftzug über Land und See hinweht und nur ſelten einmal ein tieriſcher Laut durch die große Stille der afrikaniſchen Nacht dringt.

Bei Tage fiſchen die Seeanwohner oft mit einem kegelförmigen Schleppnetz (itanda), das an einem Holzreifen befeſtigt iſt und durch angebundene Steine unter Waſſer gehalten wird. Man zieht es an zwei Stricken hinter dem Boot her und entnimmt ihm von Zeit zu Zeit ſeinen Inhalt, der ſowohl kleine wie große Fiſche birgt. Eine ſonderbare Methode der Netzfiſcherei hat Kandt bei den Barundi des Nord-Tanganika beobachtet, während ich und andere nichts Derartiges geſehen haben. Dieſe Methode beſteht darin, daß von den ſechs Inſaſſen eines Bootes vier Mann gleichzeitig, das Netz in Händen, kopfüber ins Waſſer ſpringen und, nach 30—50 Sekunden mit ihrer Beute wieder auftauchend, ſich von ihren Gefährten wieder in den Kahn ziehen laſſen (Nr. 22, S. 333).

Die verſchiedenen Netzarten ſind ſehr feſt und gleichmäßig gearbeitet, obwohl ſie ohne Kantel aus freier Hand geknotet werden. Die Schnüre werden aus den Faſern der Raphiapalme geflochten.

Auch in der Angelfiſcherei wenden die See-Barundi verſchiedene Methoden an. Zum Fang großer Fiſche wird gewöhnlich eine lange Schnur verwendet, an der in kleinen Zwiſchenräumen zahlreiche ſtarke Angelhaken (umugera) an kurzen Schnurſtücken befeſtigt ſind; das Ganze umuhungo genannt. An jedem Haken ſteckt eins der obengenannten kleinen akahuso-Fiſchchen als Köder. Die lange Leine wird vom Strand oder vom Boot aus ins Waſſer geworfen, an beiden Enden feſtgehalten und, ſobald man das Anbeißen von Fiſchen ſpürt, von zwei Mann eingezogen und abgeſammelt (Nr. 19, S. 426).

Mit Angelſtock (izanga) und Leine (impungo) wird namentlich von den Knaben, aber auch von den Batwa gefiſcht. Am unteren Ende der Schnur hängen aber nicht ein Haken, wie bei unſeren Angeln, ſondern zwei bis vier Haken übereinander, die durch ein Holzſtück als Schwimmer in der Schwebe gehalten werden. Oft hält ein Fiſcher zwei oder drei ſolcher Angelſtöcke in der Hand. Ungeachtet der Krokodile ſtehen die Fiſcher oft mehrere Stunden lang bis an den Bauch im Waſſer, und beißt ein Fiſch an, ſo drehen ſie langſam den Angelſtock um ſeine Achſe, ſo daß ſich die Leine aufwickelt, denn bei ſchnellem Herausziehen würden die Haken, die keinen Widerhaken wie unſere Angeln haben, den Fiſch abgleiten laſſen.

Ein eigenartiger Apparat zum Fang mittelgroßer Fiſche iſt ein vierſeitiger kaſtenartiger Rahmen (uvusago) aus Palmblatt, in deſſen Flächen mehrere Löcher angebracht ſind, hinter welchen Heuſchrecken oder Würmer als Köder befeſtigt werden. 30—40 ſolcher kleiner Fangkäſten werden beſchwert und rund um das Boot ins Waſſer geſenkt. Ein hölzerner Schwimmer, der an jedem mit einer Schnur befeſtigt iſt, zeigt ſofort an, wenn ein Fiſch, der nach einem Köder ſchnappen wollte, in einem der Löcher ſteckengeblieben iſt. Der Erfolg dieſer Fangmethode ſoll ſehr reich ſein.

Schließlich ſeien noch die aus Holzſtäben geflochtenen Reuſen (umugono) erwähnt. Sie haben die auch ſonſt häufige Geſtalt eines langen Kegels, in dem ein trichterförmiges kleineres Geflecht ſteckt: Syſtem der Mauſefallen. Durch die engere Öffnung des letzteren können die Fiſche zwar zu dem im Hauptkegel befindlichen Köder gelangen, aber nicht wieder hinausſchwimmen. Die Reuſen werden nahe dem Ufer mit Stangen auf dem Seegrund befeſtigt und alle paar Tage herausgezogen und ausgeleert.

Harpunen werden beim Fiſchfang nicht benutzt; ebenſowenig wird Gift zur Betäubung der Fiſche angewandt. Bis zum Abrichten von Schwimmvögeln für den Fiſchfang, z. B. der Kormorane, die am Tanganikaſee häufig ſind und deren Gewandtheit im Fiſchen den Eingeborenen längſt bekannt iſt, haben es die Neger hier ſo wenig wie anderwärts in Afrika gebracht.

Bei der Nutzung der freien Tierwelt zur Nahrung muß auch das Fangen oder Sammeln von Heuſchrecken und von Termiten erwähnt werden, das die Bahutu und Batwa gern betreiben. Heuſchrecken werden in Menge gefangen, wenn die großen Wanderſchwärme über das Land ziehen, durch Eindrücken des Bruſtkaſtens getötet und in Fett geſchmort. Termiten fängt man, indem man die kleineren Termitenhaufen bis zur Bodenfläche abträgt und aus den ſo geöffneten Löchern und Kammern die Termiten in einen Topf ſammelt, aus dem ſie dann lebendig in ſiedendes Fett geworfen werden. Namentlich im ſteppenhaften Oſt-Urundi bemerkte ich oft am Pfad die geöffneten handbreiten, röhrenförmigen, tief in den Boden reichenden Termitengänge, die von den Bahutu ausgeräumt waren. Gewöhnlich wird dann der Bau von den überlebenden Termiten wieder geſchloſſen, durch einen neuen Erdhaufen überdeckt und von neuem bevölkert.

Den Übergang von der jagdlichen Tiernutzung zur Tierhaltung in Domeſtikation bildet die Nutzung der wilden Bienen (uvujuki) zum Honiggewinn. Das Urſprüngliche war auch hier das Aufſuchen von Bienenſtöcken in der Wildnis und das Ausnehmen ihrer Honigwaben. Dieſen Brauch üben noch die Batwa gelegentlich, während die Bahutu wie die anderen oſtafrikaniſchen Neger es längſt verſtanden haben, die wilden Bienen durch Aufhängen von Bienenkörben in geeigneten Blütenbäumen der

2: Meyer F042 Rundi

Steppe und des Waldes zur Dienſtleiſtung für den Menſchen zu veranlaſſen. Am meiſten pflegt man die Bienenzucht in den Außenlandſchaften Ujogoma und Uſige, die noch am meiſten Wald und Baumſteppe haben. Der Honig iſt für die Barundi von großer Wichtigkeit, weil ſie kein anderes Süßmittel haben. Vor allem brauchen ſie ihn zur Herſtellung von Honigbier (ſ. S. 61) und als Zuſatz zu verſchiedenen Speiſen.

Die Bienenſtöcke (umusingo) haben die Geſtalt kurzer dicker Röhren von zirka 1½ m Länge und ½ m Durchmeſſer und werden entweder aus einem ausgehöhlten Stammſtück oder, wo es nur wenig Bäume gibt, aus zuſammengebundenen oder zuſammengedrehten Papyrus- oder Sorghumſtengeln verfertigt (Taf. 25 b). Die beiden Rohröffnungen werden durch Scheiben aus Holz oder Strohgeflecht verſchloſſen, in deren einer ein Flugloch angebracht iſt. Auch ein kleines Anflugbrett vor dem Loch fehlt nicht. Sobald ein junger Schwarm mit ſeiner Königin ausfliegt, wird er mit Staub und Waſſer beſpritzt, damit er ſich nicht weiter verfliegt oder zu Boden fällt. Darauf wird der Schwarm mit der Königin ſorgfältig in die herbeigeholte Röhre gekehrt, die Öffnung verſchloſſen und der Stock auf den Baum oder auf einen Pfahl gehängt, wo das kleine Flugloch geöffnet wird. Alle Stöcke hängen horizontal. Ohne Stiche geht die Prozedur natürlich nicht ab, aber durch Einhüllen des ganzen Körpers in Rindenzeug wiſſen ſich die „Imker“ doch ziemlich gut zu ſchützen.

Einfacher iſt ſpäter die Entnahme des Honigs aus den Stöcken. Man öffnet nachts, wenn die Bienen nicht fliegen, die Rückſeite der Röhre, führt einen glimmenden, ſtark rauchenden Strohwiſch ein, vor dem ſich die Bienen in die entgegengeſetzte Ecke zuſammendrängen, und ſchneidet die Honigwaben heraus, die dann in einem Topf verwahrt werden (Nr. 19, S. 3). Das Wachs findet mancherlei Verwendung im Hausrat der Barundi; ſeitdem es aber auch Abſatz nach den Handelsplätzen gefunden hat, hat die Bienenzucht in den dem Handel zugänglichen Randgebieten merklich zugenommen. Sie kann und wird zweifellos noch viel größere Ausbreitung gewinnen, wenn erſt das Land dem Verkehr erſchloſſen und größere Abſatzmöglichkeit da ſein wird. Wachs und Viehhäute ſind ſchon jetzt die wichtigſten Handelsartikel Urundis.

2. Viehzucht

Oft lieſt man, daß im Mittelpunkt des Wirtſchaftslebens der Barundi die Viehzucht ſtehe. Das iſt nicht richtig. Die Barundi ſind in erſter Linie Ackerbauer, wie alle Bantuneger. Die Viehzucht aber iſt der Lebensinhalt der hamitiſchen Herrſcherklaſſe, der Batuſſi, und erſt durch ſie und größtenteils für ſie befaſſen ſich auch viele Bahutu mit der Wartung und Pflege des Viehes. Gemeint ſind mit „Vieh“ das Großvieh, die Rinder (inka), denn mit Kleinvieh, mit Ziegen und Schafen geben ſich die Batuſſi nur wenig ab. Dieſe waren längſt Beſtandteile der Wirtſchaft der Bantuneger, alſo hier der Bahutu, ehe die Batuſſi ins Land kamen, und werden noch heute hauptſächlich von den Bahutu für eigenen Bedarf gezüchtet, aber ihre Zahl iſt verhältnismäßig nicht groß.

Die Rinder gehören wie in Ruanda alle der Raſſe des großhörnigen Bahimarindes an, das die Batuſſi aus ihrer nordöſtlichen Urheimat auf ihren Südweſtwanderungen mitgebracht haben, und deſſen Verbreitungsgrenzen ſich genau mit denen der Bahima decken (ſ. S. 158). Es ſind mittelgroße Rinder mit geradem Rücken und kleinem oder gar keinem Fettbuckel. Auf dem gedrungenen Kopf ſitzen zwei rieſige, bis über

$1^{1}/_{2}$ m lange, meiſt lyraförmig ausladende Hörner von oft enormer Baſisdicke (Taf. 23). Die mächtigſten Hörner finden ſich an ſterilen Kühen. Die von mir mitgebrachten hat Prof. Joh. Neumann-Hamburg beſchrieben: „Der Schädel des Batuſſirindes“, in den Mitteil. a. d. Deut. Schutzgeb., 1913, Ergänz.-Heft 6, S. 113 ff. Außerdem iſt für dieſe Bahimarinder eine ſtarke Hautwamme zwiſchen den Beinen charakteriſtiſch.

Am nächſten ſteht das Bahimarind dem ſog. Sangarind Abeſſiniens, beſonders dem Schlag, der von Südabeſſinien in die Gallaländer reicht, und zu denſelben Formen gehören die Großhornrinder bei den alten Ägyptern, bei den Fulbe im Sudan, in Bornu, in Kamerun uſw., bei den Stämmen des mittleren Sambeſi bis zur Kapkolonie, bei den Hottentotten, in Damara- und Ovamboland, in Süd-Angola; alſo ſoweit wie hamitiſche Wanderungen reichen (Nr. 17, Bd. II, S. 620 ff.; Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. I, S. 682; Thorbecke, Im Hochland von Mittel-Kamerun, 1. Teil 1914, S. 70, mit guter Photographie eines Großhornſtieres). Auch Stuhlmann entſcheidet ſich in der Frage, ob die Batuſſi dieſe Rinder mitgebracht oder in ihren jetzigen Wohnſitzen vorgefunden haben, für die erſtere Auffaſſung (Nr. 28a, S. 695). Ganz Ruanda und Urundi haben Großhornrinder. Im Weſten iſt die Grenze dieſer reinen Beſtände der Große Zentralafrikaniſche Graben, im Süden und Südoſten der Abfall des Zwiſchenſeenplateaus nach Udjidji und Uha. Hier im Südoſten fand ich die letzten Herden der Großhornrinder in den Urundi-Grenzdörfern weſtlich des Kiſumabaches; öſtlich davon im niedrigeren Nord-Uha beginnt der Buſchwald und die Tſetſefliege.

Die kurzhörnigen, kleineren Zebu- oder Buckelrinder des übrigen Oſtafrika gibt es in Urundi und Ruanda gar nicht. Das Bahimarind iſt dem Klima und der Lebensweiſe in den Hochländern des Zwiſchenſeengebietes ſo angepaßt, daß es nur dort gedeiht. Sobald die Tiere in die tieferen Länder herabkommen, alſo nach Unjamweſi, dem Victoriaſee oder gar in die Küſtengebiete, verkümmern ſie und gehen bald ein, auch wenn ſie nicht von Tſetſe geſtochen werden. Alſo ganz wie die Batuſſi ſelbſt, mit denen ſie in einer Art Symbioſe leben.

Als einſtiges Hirtenvolk reinſter Art haben die Batuſſi für ihre Rinder eine Wertſchätzung, die dem Bantuneger ganz fremd iſt. Sie geht weit hinaus über die Schätzung des Kapitalwertes, die im Rind nicht einen Fleiſchlieferanten, einen „Konſumartikel“, ſondern ein Stammkapital ſieht, von dem nur die Zinserträgniſſe (Milch, Butter, Zapfblut, Haare) verbraucht werden dürfen, während Kapitalsteile (einzelne Rinder) nur gegen andere hochwertige Vermögensobjekte, z. B. Weiber, eingetauſcht werden dürfen. Die Rinder haben vielmehr hohen Affektionswert für den Mutuſſi. Sein ganzes Sinnen und Trachten dreht ſich um die Rinder; ſie ſind ihm der Rückhalt ſeiner ſozialen Ordnung, ja ſogar Gegenſtand einer Verehrung, die vielfach in die religiöſe Sphäre übergreift, und demgemäß auch eines Kultus, der voll von Symbolen und myſtiſchen Beziehungen iſt. Die oberſte Gottheit Imana iſt in erſter Linie Schutzherr der Rinder. Ähnliches finden wir in Oſtafrika auch bei dem hamito-nilotiſchen Hirtenvolk der Maſſai. In allem, was das Rindvieh angeht, hat die Frau nicht mitzureden. Die geſamte Aufzucht und Wartung des Rindes, auch das Melken, iſt Sache des Mannes. Zwar haben die Bahutu auch hierbei alle ſchwere Arbeit zu verrichten, wie das Reinigen der Tiere, das Hüten des Viehes auf dem Weidegang, das Melken der Kühe uſw., aber der Mutuſſi tut die feinere Arbeit: er wählt die Zuchttiere aus, er iſt Vieharzt, er beſtimmt die Tiere zum Schlachten und Opfern, und dieſe Arbeit verrichtet er mit der ganzen Liebe des Sportsmannes zu ſeinem Sportstier.

Die Rinder des ganzen Landes gehören de jure dem König (oder dem Oberhäuptling), wie in Ruanda. Dieſer überläßt einen großen Teil den Batuſſiunterhäuptlingen zum Nießbrauch, und von dieſen wieder werden kleine Herden und Einzeltiere an die niederen Batuſſi und an einzelne Bahutu zur Pflege, Weiterzucht und Nutznießung gegeben. Eine beſtimmte geringe Anzahl aus der jungen Aufzucht verbleibt den Pflegern als unwiderrufliches Lehen.

Die beinahe myſtiſche Hochſchätzung, die den Rindern zuteil wird, geht in gewiſſem Grad auch auf die zeitweiligen Inhaber, Pfleger und Züchter der Rinder über. Wer mit Vieh belehnt wird, iſt in eine höhere Sphäre gehoben worden. Der Muhutu, dem Rinder zum Nießbrauch und zur Zucht überlaſſen werden, wird dadurch gewiſſermaßen geadelt, er braucht keine Frondienſte mehr zu leiſten, kein Feld mehr für ſeinen Herrn zu bebauen. So hat der Rinderbeſitz eine ſoziale Bedeutung, die nicht minder groß iſt als die wirtſchaftliche. Es ſind nicht nur religiöſe, ſondern auch ſozialpolitiſche Gründe, aus denen man in Urundi wie in Ruanda die alten und kranken Rinder ſo lange leben läßt, wie ſie noch leben können, denn es kann immer noch jemand damit belehnt und durch ſolche Standeserhöhung enger an die Batuſſifürſten und den König gebunden werden. Der rieſige Rinderbeſitz des Königs iſt auch aus dieſem Grund eine ſtarke Stütze der Batuſſiherrſchaft.

Alle Rinder werden im Weidegang gefüttert (Taf. 23), Stallfütterung gibt es nur für ältere Kälber und für kranke Tiere. Nachts ſtehen die Rinder innerhalb der Umzäunung des Gehöftes. Sobald ſie des Morgens nach Sonnenaufgang gereinigt und die Kühe gemolken ſind, wird die Herde zur Weide getrieben (kwahura inka), deren Lage ſich nach den Jahreszeiten und Futterverhältniſſen richtet, und bleibt dort bis gegen Abend. Jedes ſechſte oder achte Rind hat eine Glocke (insogera) aus einem zuſammengebogenen Stück Eiſenblech (Taf. 45) oder aus Holz; in manchen Gegenden aber gibt es gar keine Viehglocken. Zweimal täglich wird die Herde in das nächſte Bachtal zur Tränke getrieben. Wenn das Tal kein fließendes Waſſer, ſondern nur Grundwaſſer in gegrabenen Löchern hat, wie vielfach in den Trockenmonaten, werden neben den Waſſerlöchern lange Tröge aus Lehm gemacht, in welche das Tränkwaſſer eingeſchöpft wird. Die Hügelhänge ſind durch das weidende Vieh, das beim Abgraſen möglichſt in der bequemen Horizontale am Hang entlang ſchreitet, in zahlloſe kleine Stufen und Pfade zertreten, wie in unſeren Alpen.

In den Monaten nach der Regenzeit kann ſich das Vieh am grünen Graſe ſatt freſſen und ſieht dann ziemlich ſchmuck aus, aber in den Trockenmonaten, wenn alles Gras graubraun verdorrt iſt, werden die Rinder ſo mager, daß man alle Rippen zählen kann. Ich habe in den Monaten September und Oktober in Urundi faſt nur ſtark abgemagertes Vieh geſehen. Bloß die Herden der Häuptlinge, denen die beſten Weiden vorbehalten ſind, behalten auch in der Trockenzeit ihr gutes Ausſehen. Im allgemeinen hat man den Eindruck, daß in Urundi wie in Ruanda, die ja beide faſt ausſchließlich Grasländer ſind, die gute, nahrhafte Weide doch eine recht beſchränkte Ausdehnung hat. In den ſterilen, dünnbewohnten Quarzitgebieten des Oſtens wandert man tagelang über Hügelzüge und Flächen, wo der Graswuchs ſo ſchlecht iſt, daß ſich für die Eingebornen das Abbrennen gar nicht lohnt. Und da in den bewohnten Gebieten Mittel- und Weſt-Urundis die Höhenrücken und die Talböden von den Gehöften und den Feldern beſetzt ſind, ſoweit die Täler nicht von Papyrusſumpf erfüllt werden, bleiben für die Viehweide in der Hauptſache nur die Abhänge der Hügelzüge übrig. Da auf dieſen aber alljährlich die dürren Grasflächen niedergebrannt werden, um baldigen grünen Nachwuchs zu erzielen und das dem Vieh ſchädliche Ungeziefer zu vertilgen, kann ſich die Qualität, der Futterwert des Graſes, nicht beſſern. Und wenn ſich die Herden ſtark vermehren, wie in den Nordweſtlandſchaften Urundis und in den meiſten Gegenden Ruandas, ſo werden die Weiden bald überſtockt. Kraftfutter aber, das den Mangel guter Weide ausgleichen könnte, wird von den Batuſſi und Bahutu nicht gebaut. Infolgedeſſen leiden die meiſten Rinder an Unterernährung, und wird dann einmal eine Seuche eingeſchleppt oder an Ort und Stelle durch infektiöſes Ungeziefer u. dgl. verurſacht, ſo fallen ihr die wenig widerſtandsfähigen Tiere in Maſſen zum Opfer. Für die überlebenden aber genügt nun die vorhandene Weide wieder auf lange Zeit hinaus, bis die Herden wieder zu groß geworden ſind, die Tiere deshalb wieder nicht genug zu freſſen finden und die Ausleſe durch Seuchen von neuem beginnt. Dieſe Lage der Dinge wird ſich erſt beſſern, wenn durch Europäer rationelle Viehzuchtsmethoden eingeführt ſein werden.

Die Tierpflege wird tagtäglich ſorgſam betrieben. In den Hürden wird der heimgekehrten Herde jeden Abend friſche Streu gegeben, die Tiere werden mit Strohwiſchen ſauber abgerieben und anſitzende Zecken oder andere Schmarotzer abgeſucht. Die Euter werden jedesmal nach dem Melken gewaſchen. Während die Rinder in den Kralen ſtehen oder an den Tränken ſaufen, werden ſie ſehr von Stechfliegen beläſtigt und beunruhigt; auch die Menſchen haben von dieſen blutgierigen Quälern zu leiden. Darum werden in den Kralen und bei den Viehtränken Feuer angezündet, deren Rauch die Fliegen vertreibt. Allerwärts ſieht man morgens und abends ſolche Rauchſäulen aus den Gehöften aufſteigen. Von Zeit zu Zeit bekommen die Tiere ſalzhaltige Aſche zu lecken. Auch auf der Weide iſt der Hirte ſtets um ſeine Herde bemüht. Durch ſchrille Pfiffe weiß er ihr allerlei Befehle zu geben. Die Tiere ſind infolge der guten Behandlung meiſt ſehr gutmütig, ſie ſtoßen nicht und halten ſtill, wenn irgend etwas mit ihnen vorgenommen wird; im letzteren Fall pflegt einer der Hirten das Tier mit einem Rohr oder Stock ſanft zwiſchen den hinteren Oberſchenkeln zu ſtreicheln. Mit ihren rieſigen Hörnern richten die Rinder auch untereinander viel weniger Unheil an, als man erwarten könnte. Selbſt wenn ſie bei dem Aus- oder Heimtrieb auf den Wegen ſich eng aneinanderdrängen, hört man wohl ein andauerndes dumpfes Klappern und Krachen der aneinanderſchlagenden Hörner — das charakteriſtiſche Geräuſch einer wandernden Urundiherde —, aber ſehr ſelten kommen gegenſeitige Verletzungen vor. Bei ſchweren Verletzungen und ernſtlicher Erkrankung des Viehes wird, wenn der Beſitzer nicht ſelbſt zu helfen weiß — was er meiſtens verſteht —, ein heilkundiger Mutuſſi oder Muhutu als Tierarzt gerufen, der ſich für ſeine Hilfe dann ordentlich bezahlen läßt (Taf. 25a). Gegen epidemiſche Viehſeuchen, namentlich die Rinderpeſt, ſind die Batuſſi wie alle Afrikaner ganz machtlos, und furchtbar ſind infolgedeſſen die Verheerungen, die eine einzige Epidemie im Viehbeſtand anrichtet. So hat die Rinderpeſt, die 1888 das ganze Zwiſchenſeengebiet nebſt Uganda und Unjoro heimſuchte, $^9/_{10}$ aller Rinder getötet, und da die Bahima hauptſächlich von Milch, Blut und Fleiſch leben, ſo ſind angeblich auch faſt $^2/_3$ der Bahima Hungers geſtorben (Nr. 17, Bd. II, S. 626).

Sind die Barundi gute Viehpfleger, ſo kann man ſie doch eigentlich nicht gute Viehzüchter nennen, wie es oft geſchieht. Dasſelbe gilt von den Banjaruanda. Der Viehbeſtand leidet unter dem Mangel an Zufuhr friſchen Blutes, unter der jahrhundertelang betriebenen Inzucht. Zwar nehmen die Barundi wie die Banjaruanda die Zuchtſtiere ſtets aus einer fremden Herde, um Degeneration zu vermeiden, aber es iſt doch immer nur ein Wechſel innerhalb desſelben großhörnigen Schlages und keine Blutauffriſchung durch andere Raſſen. Und da auch die meiſten Bullen nicht verſchnitten werden, obwohl man das Kaſtrieren kennt und ein beſonderes Wort (kuschahura) dafür hat, ſo gibt es in den Herden oft ſchwache Bullen, die die Raſſe verſchlechtern. Auch der Umſtand, daß infolge der wachſenden Handelsnachfrage nach Rindshäuten mehr Bullen aufgezogen werden, die man früher jung zu ſchlachten bzw. zu opfern pflegte, iſt der Raſſenverbeſſerung nicht förderlich. Die Degeneration zeigt ſich namentlich auch darin, daß es auffallend viele ſterile Kühe in Urundi wie in Ruanda gibt. Man erkennt ſie in einer Herde ſofort daran, daß ſie die größten Hörner haben. Es ſcheint faſt, als ob der Kräfteüberſchuß, der ſich nicht im Hervorbringen von Nachkommenſchaft ausgeben kann, ſich im Rieſenwachstum der Hörner Luft mache. In wirklich guter Verfaſſung ſind, wie in Ruanda, durch fortwährende Ausleſe und Austauſch eigentlich nur die Herden des Königs und der Großbatwale. Es gibt weiße, braune, ſcheckige Herden. Das iſt aber Luxusvieh, das für die allgemeinen Verhältniſſe nicht maßgebend iſt. Die für die Luxusherden des Königs oft gehörte Bezeichnung „heilige Rinder“ iſt ebenſo unrichtig wie für die Herden des Muſinga von Ruanda; auch inſofern ſtimmt es nicht, als ihnen nicht einmal die Stiere für die Opfer entnommen werden. Dagegen gibt es heilige Rinder, die beſonders für Opfer und zur Mitwirkung bei der Königswahl gehalten werden, und andre, die einem der Hauptgötter, Imana, Riangombe, Rikiranga, geweiht ſind (ſ. S. 121, 184).

Wenn ein Kalb geboren iſt, wird es mit Butter abgerieben. Sobald ſich die Hörner zeigen, reißt der Beſitzer die deckende Oberhaut mit ſeinen Zähnen ab und reibt die Hörnchen mit Butter ein, damit ſie tüchtig wachſen. Das Kalb bekommt einen Namen je nach ſeiner Abſtammung, Farbe oder ſonſtigen Eigenſchaft oder auch in Erinnerung an ein verſtorbenes Familienmitglied, an einen Häuptling, König uſw. Sechs Monate werden die Kälber in der Hürde eingeſtellt, ehe ſie auf die Weide kommen, und dann weidet das Jungvieh geſondert für ſich. Früh und abends vor dem Melken der Kühe werden die Kälber zum Saugen herangelaſſen. Will eine Kuh ihr Kalb nicht ſaugen laſſen, ſo reibt man ſowohl das Euter wie auch das Kalb mit einem ſalzigen Waſſer ein, worauf die Kuh das Kalb beleckt und ſich das Lecken und Saugen des Kalbes am Euter gefallen läßt. Um ein Kalb zu entwöhnen, ſchmiert man die Zitzen mit Kuhmiſt ein (Nr. 19, S. 423).

Soll die Kuh gemolken (kukamma) werden, ſo läßt man erſt das Kalb einige Augenblicke ſaugen. Dann kauert der Murundi am Euter nieder, hält mit der Linken das Milchgefäß unter und melkt mit der Rechten, wobei ziemlich viel Milch (amata) vorbeiſpritzt, da das Gefäß eine enge Öffnung hat. Einer unruhigen oder ausſchlagenden Kuh werden beim Melken die Beine zuſammengebunden. Wenn das Kalb ſtirbt oder geſchlachtet wird, gibt die Kuh keine Milch mehr. In dieſem Fall wird, wie in Ruanda, Ankole und anderen Bahimaländern, die Kuh dadurch zu weiterer Milchabgabe veranlaßt, daß man ihr das mit Stroh ausgeſtopfte Fell ihres Kalbes oder auch nur ein auf einen Stock gehängtes Stück des Felles, vor die Naſe hält (Nr. 22, S. 287; Nr. 48, S. 141; Nr. 27, S. 95). Durch dieſen plumpen, aber frommen Betrug laſſen ſich die Kühe gewöhnlich täuſchen, belecken das Kalbfell und geben weiter Milch. Die Milchmenge der Großhornrinder iſt überall im Zwiſchenſeengebiet immer recht gering; ſelten mehr als 2—3 Liter täglich, früh und abends. Die Milchgefäße (itschjansi) ſind ſtets aus Holz und haben meiſt eine zylindriſche Form mit einem gerundeten Deckel. Ob in dieſer Geſtalt, wie v. d. Burgt meint, die Nachbildung eines Stierphallus zu ſehen ſei, „als wäre dieſes Emblem untrennbar von ihrem Kult“, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Täglich wird das Milchgefäß mit friſchem Kuhurin (amaganga) ausgeſpült, von Zeit zu Zeit aber mit Menſchenurin „gereinigt“ (Nr. 19, S. 423). Möglicherweiſe liegt auch in dieſem Brauch eine Kultbedeutung neben der praktiſchen Erfahrung, daß Urin eine leichte desinfizierende Wirkung ausübt. Wie dem auch ſei, jedenfalls hat dieſer auch bei vielen anderen Stämmen beſtehende Brauch zur Folge, daß die Milch einen für europäiſche Nerven ekelerregenden Geruch und Geſchmack hat. Will der Europäer genießbare Milch haben, ſo muß er ſie direkt in ſeine eigenen Gefäße melken laſſen.

Die Barundi trinken die Milch, wie die Banjaruanda und andere Bahima, entweder friſch oder geronnen als Dickmilch, aber niemals gekochte Milch. Ein großer Teil wird zum Buttern aufgehoben. Man läßt die Milch zu dieſem Zweck 3 bis 4 Tage in einem großen Holzgefäße ſtehen, bis ſie gerinnt, worauf ſie in einem großen Flaſchenkürbis (ikisabo) geſchüttelt wird, bis ſich die Butterflocken ausſcheiden, die mit dem Löffel herausgefiſcht, zuſammengepreßt und in einem Tongefäß, das mit friſchen Bananenblättern zugeſtopft wird, verwahrt werden. Die abgegoſſene Buttermilch wird gern getrunken. Das Buttern iſt bezeichnenderweiſe nicht Männerarbeit, wie alles andere, was mit den Rindern zuſammenhängt, ſondern Weiberarbeit, weil die Butter nicht als ein von der Kuh kommendes Genuß- und Nährmittel betrachtet wird, ſondern lediglich als ein kosmetiſches Mittel. Denn kein Murundi ißt Butter, niemand verwendet ſie zum Backen, Braten, Kochen, ſondern nur zum Einreiben des Körpers (ſ. oben S. 28). So tun auch die Banjaruanda, Banjampororó, Banjankole und andere Hamiten.

Mit Vorliebe genießen die Barundi und vor allem die Batuſſi Rindsblut. Sie verfahren dabei wie die Banjaruanda und ähnlich wie die Maſſai. Jeder Stier wird etwa alle drei Monate einmal zur Ader gelaſſen. Dazu benutzt man einen ad hoc hergeſtellten Pfeil mit kurzem breiten runden Blatt, das nicht tief in den Körper eindringen kann (Textbild 10). Der Pfeil wird, nachdem mehrere Männer den Stier bei den Hörnern gepackt haben, mit einem Bogen aus nächſter Nähe in die Halsader geſchoſſen, ſo daß das Blut ſtark herausſpritzt. Der Pfeil fällt ſofort ab, und das Blut wird in einem Tontopf aufgefangen. Wenn 2 bis 4 Liter entfloſſen ſind, ſchließt ſich die Wunde von ſelbſt. Ein Teil des Blutes wird ſofort warm getrunken, der größere Reſt auf Feuer ſo lange gekocht, bis er feſt geworden iſt, wie in unſeren Blutwürſten. Dann wird Salz, Bohnen, Erbſen oder andere Zutaten beigemengt und das wohlſchmeckende Gericht (ikiremve) gierig verſpeiſt (Nr. 19, S. 424).

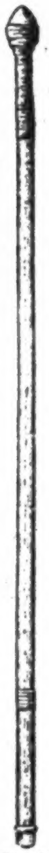


Fig. 10. Pfeil zum Aderlaß der Rinder. (Muſeum für Völkerkunde, Berlin, Nr. 6548.)

Viel ſeltener iſt begreiflicherweiſe der Genuß von Rindfleiſch (injama). Da die Rinder nicht Nahrungsmittel, ſondern Kapital ſind, gibt es Rindfleiſch nur zu eſſen, wenn ein Tier gefallen oder wenn es zum Opfern geſchlachtet worden iſt (vgl. S. 136). Bloß die Häuptlinge können ſich von Zeit zu Zeit einmal den Luxus leiſten, ein Rind zum Eſſen zu ſchlachten, und zwar ſind es dann faſt immer alte Stiere oder ſterile Kühe. Niemals werden milchende Kühe oder

Stammtiere geſchlachtet. Rindfleiſch iſt das einzige Fleiſch, das die Batuſſi eſſen. Das gleiche gilt für alle Bahima von Ankole (Nr. 26, S. 146) bis nach Uſipa. Die Bahutu, namentlich die am Tanganikaſee, eſſen außerdem auch gelegentlich, aber ſelten, Hammel- und Ziegenfleiſch, die Batwa auch Antilopen, Gazellen, Frankoline, Perlhühner, Enten u. a., aber ebenſowenig Hühnerfleiſch wie die Batuſſi und Bahutu (Nr. 19, S. 396). Das Rindfleiſch wird entweder roh, möglichſt noch warm, verzehrt oder am Feuer an Holzſtäbe geſteckt und gebraten, ſehr ſelten gekocht. Die fleiſchgewöhnten Europäer bekommen auf ihren Reiſen durch Urundi und Ruanda immer nur ſterile Kühe oder fehlerhafte Stiere zu kaufen oder als Gaſtgeſchenk; und auch dann will es die Sitte, daß man dem Gaſtgeber oder Verkäufer eine Hinterkeule, die Haut und die Hörner zurückgibt: die Keule zum Eſſen, die Hörner als Kultgegenſtand für die Hütte und die Haut als Lagerdecke oder zur Anfertigung von Kleidern, beſonders der Weiber und der Batwa, oder zum Verkauf an die Händler.

Lebendes Vieh in größerer Menge zu exportieren, iſt nach allen Erfahrungen unmöglich, da es bald nach dem Verlaſſen der Hochländer an Futterwechſel, Tſetſeſtich und anderen Infektionen, woran leider Oſtafrika reich iſt, eingeht. Jetzt kommen ziemlich viel getrocknete Rindshäute aus Urundi und Ruanda in Uſumbura und Bukoba zum Verſand, da die Nachfrage groß iſt; aber die Häute ſtammen faſt alle von geſtorbenen Tieren oder von unbrauchbaren Stieren oder von ſterilen Kühen, die deshalb jetzt in viel größerer Zahl geſchlachtet werden als früher. Da andere Rinder aus den vorhin genannten Gründen nur ſelten geſchlachtet werden, ſo liegt hierin für die Zukunft eine ſtarke Beſchränkung des Haut- und Fellexportes.

Zu den „abergläubiſchen", mit der Viehzucht verknüpften Bräuchen, deren praktiſcher Kern und Sinn nicht mehr erkennbar iſt, gehört vor allem, daß der Murundi niemals Milch heiß machen oder gar kochen darf. Würde er es doch tun, ſo würde die Kuh, von der die Milch ſtammt, ein wundes Euter kriegen oder gar die Milch ganz verlieren. Auch bekäme die Kuh Geſchwüre am Euter, wenn der Murundi an dem Tag, an welchem er Milch trinkt, Erbſen oder Erdnüſſe äße; ein Verbot, das offenbar auch diätetiſche Gründe hat. Unverſtändlich dagegen iſt wieder die Vorſtellung, daß jemand, der eine Wunde am Bein oder anderswo hat, nicht beim Kalben einer Kuh zuſehen darf; ſonſt würden ſeine Wunden viel größer werden (Nr. 19, S. 423).

Das iſt ſicher, daß die Barundi den von den Batuſſi importierten Glauben an beſonders enge Beziehungen des Rindes zu der Hauptgottheit Imana haben. Das Rind iſt das dem Imana geweihte, vom Imana „beſeſſene" Geſchöpf. Anſtatt Imana wird auch oft Riangombe genannt. Anderſeits wird berichtet, daß auch der „Teufel", alſo Rikiranga, der oberſte der böſen Geiſter (ſ. S. 121), bei Mujaga eine Rinderherde mit zwei ihm geweihten Stieren beſitze (Afrikabote 1904, S. 123). Wie weit aber dieſe religiöſen Vorſtellungen über die Rinder reichen, iſt ganz unbekannt. Schließlich ſei noch bemerkt, daß in den umſtändlichen Begrüßungen ſehr oft die Formel „ischo-scho-amascho", d. h. „Rind, Rinderherde", wiederholt wird. In dieſem echten Hirtengruß ſieht v. d. Burgt, da alle Begrüßungen der Barundi einen religiöſen Charakter hätten (ſ. S. 95, Begrüßungsarten), eine Art Beſchwörung des Hauptgottes Imana, dem Begrüßten alles Glück zuteil werden zu laſſen, als deſſen Inbegriff eben das Rind gilt (Nr. 19, S. 530). Das iſt möglich und ſehr wahrſcheinlich, wenn man den heiligen Ernſt beobachtet, mit der die lange Begrüßungszeremonie von den Beteiligten vollzogen wird. Aber es iſt zu bedenken, daß auch bei anderen oſtafrikaniſchen Negerſtämmen höchſt feierliche lange Begrüßungen Brauch ſind, die abſolut keinen religiöſen Inhalt haben, ſondern nur aus dem allgemeinen Negerbedürfnis umſtändlicher Ausſprache und würdevoller Begegnung hervorgegangen ſind. Der „Rindergruß" iſt auch, in kürzerer Form, den Banjaruanda eigen, die ihn ebenfalls von ihren Batuſſi übernommen haben. Selbſt die Batwa, die doch nie Rinder beſitzen, haben ihn ſich zu eigen gemacht.

Nach dem Rind iſt das wertvollſte Haustier das Schaf (intama; Taf. 24a). Trotzdem iſt es in Urundi weniger zahlreich als die Ziegen, weil ſeine Aufzucht ſchwerer und ſeine Nachkommenſchaft geringer iſt als die der Ziegen. Die Barundi haben zwei Schafraſſen: ein mittelgroßes Wollſchaf ohne Fettſchwanz, und ein größeres Fettſchwanzſchaf; beide ſcheckig oder weiß, ſelten ſchwarz. Beide werden nur der Felle wegen gezüchtet, die entweder für eigenen Bedarf (Umhang, Schlafunterdecken uſw.) verwendet werden oder im Handel zum Austauſch gegen eiſerne Hacken, Salz und andern Bedarf. In kleiner Zahl dienen ſie als Opfer- und Orakeltiere. Das Fleiſch wird weder von den Batuſſi noch von den Bahutu gegeſſen oder doch nur ausnahmsweiſe von Bahutu, aber gern von den Batwa.

Viel häufiger ſind in Urundi die **Ziegen** (impene), eine hochbeinige, ziemlich kurzleibige Raſſe mit kurzem ſcheckigen oder gelbgrauen Haar (Taf. 24a). Der Schlag iſt kräftig, widerſtandsfähig, ſehr anſpruchslos und ſehr fruchtbar; ein Wurf mit 3 oder 4 Zicklein iſt keine Seltenheit. Ziegen und Schafe werden oft zuſammen gehütet; wo aber der Graswuchs ſchlecht iſt, finden nur die Ziegen noch genügend Futter, während die Schafe mit den Rindern auf beſſere Weideſtellen getrieben werden müſſen. Ziegenfleiſch eſſen die Batuſſi ebenſowenig wie Schaffleiſch, auch die Bahutu nur ſehr ſelten, aber Ziegenfelle ſind ein wichtiger Artikel im Tauſchhandel der Barundi, und deshalb ſind ſeit Zulaſſung der Händler (1906) die Ziegenbeſtände furchtbar dezimiert worden. Zu Opferzwecken werden Ziegen nicht benutzt.

Das einzige Hausgeflügel der Barundi iſt das **Huhn** (inkoko), dies aber auch nur in kleiner Anzahl. Man kann tagelang durch die Gehöfte Mittel-Urundis wandern, ohne ein einziges Huhn zu ſehen. Weit mehr gibt es in Uſige, im Tanganikagebiet, wo es ausſchließlich Handelsware iſt; es wird an die dort von der Araberzeit her und gegenwärtig durch die europäiſche Koloniſation zahlreichen mohammedaniſchen Küſtenneger verkauft, die gern Hühner eſſen. Nicht nur Batuſſi und Bahutu, ſondern auch die Batwa verabſcheuen Hühnerfleiſch; es iſt ein uraltes, wahrſcheinlich totemiſtiſches Speiſeverbot. Die Raſſe iſt die allgemeine oſtafrikaniſche hochbeinige, vorwiegend ſchwarze. Gefüttert werden ſie gar nicht, ſondern ſie müſſen ſich ihre Nahrung ſelbſt ſuchen und ſind deshalb immer mager. Ihre einzige Verwendung im großen Inner-Urundi iſt wie in Ruanda die zum Opfern und Orakeln. Geopfert werden ſie, wie Schafe und Rinder, den Manen verſtorbener Familienmitglieder oder den Geiſtern Imana, Rikiranga, Riangombe (ſ. S. 135), beſtimmte Hähne ſind auch dem Imana geweiht (Nr. 19, S. 453). Zur Befragung des Orakels werden die Hühner geſchlachtet und aus der Farbe und Lage ihrer Eingeweide die Zukunft oder Ungewißheiten der Gegenwart erkannt. Das beſorgen die Zauberer oder Medizinmänner, die daraus natürlich leſen, was ihnen am beſten paßt. Das Hühnereſſen der Europäer und mohammedaniſchen Küſtenneger iſt den Barundi ein Greuel. Ebenſo verabſcheuen ſie das Eſſen von **Eiern**, und zwar wahrſcheinlich auch aus totemiſtiſchen Gründen und nicht, weil ſie in den Eiern nur Exkremente der Hühner ſehen, wie ſo oft angegeben wird und ſie zuweilen ſelbſt angeben; denn ſie wiſſen natürlich ſehr gut, daß im Ei der Keim des Hühnchens enthalten iſt, der Eſſer alſo ſchon das Hühnchen iſt und damit gegen das Speiſeverbot verſtößt.

Einen anderen „abergläubiſchen" Brauch erwähnt v. d. Burgt: Wenn ein Huhn ſeine Eier auffrißt oder ſeine Küken tötet, wirft man die Eierſchalen auf einen Kreuzweg, damit es das Huhn nicht wieder tue. Barundi, die den Weg paſſieren, hüten ſich, die Schalen zu zertreten, da der Unvorſichtige dadurch krank würde (Nr. 19, S. 453).

An letzter Stelle iſt unter den Haustieren der Hund (imbwa) zu nennen. Sein Daſeinszweck erſchöpft ſich damit, daß er allen Unrat wegfrißt und daß Erwachſene und Kinder mit ihm ſpielen und ihn auch malträtieren. Daß er bei ſeltenen Gelegenheiten auch auf Treibjagden verwandt wird, wurde ſchon oben erwähnt (S. 36). Es ſind körperlich und geiſtig höchſt üble Köter, von denen man nicht begreift, daß ſie in der langen Domeſtikation, die ihnen doch zugeſchrieben wird, nicht beſſere Fortſchritte gemacht haben. Vielleicht iſt ihre Domeſtikation gar nicht ſo alt, wie man annimmt. Was ſollte dann freilich die einheimiſche wilde Stammform ſein? Daß ſie „tiennent du loup" (dem Wolf ähneln), wie v. d. Burgt ſagt (Nr. 19, S. 104), kann nur ein Verſehen des Beobachters ſein, denn ſie haben ſehr viel mehr mit dem Schakal als mit dem Wolf gemein. Vielleicht iſt der Schakal der Stammvater. Der Stamm hat ſich aber in zwei verſchiedene Raſſen geteilt, falls nicht die eine Raſſe eingeboren, die andere erſt ſpäter, wahrſcheinlich von den Bahima, eingeführt iſt. Die eine iſt gelbbraun und hat aufrecht ſtehende Ohren, die andere iſt ſchwarz, weiß oder gefleckt und hat Hängeohren, aber auch Miſchformen ſind häufig. Beide Arten haben nur wenig Behang am Schwanz und fallen beim Trablaufen durch die ſteifen, ſtoßenden Beinbewegungen auf. Dieſelben beiden Arten oder Varietäten habe ich auch in Kiſiba und Ruanda verbreitet gefunden, und zwar werden ſie in Ruanda in größerer Zahl gezüchtet als in Urundi, wohl weil ſie dort mehr Verwendung zur Jagd finden als hier. Da die Hunde nicht gefüttert werden, haben ſie ſelbſt für ihren Unterhalt zu ſorgen und ſind unter dieſem Zwang Omnivoren geworden. Sie ſind immer hungrig und ſehr mager, freſſen ſich aber zum Platzen voll, wenn ſie einmal genug Freßbares finden. Die Eigenſchaft, die uns an ihnen am meiſten anwidert, den Barundi aber als ein Vorzug erſcheint, iſt die, daß ſie den Menſchenkot wegfreſſen. In dem Land, in dem es keine Schweine und nur wenige aasfreſſende Vögel gibt, die anderwärts in Oſtafrika das Abfuhrgeſchäft beſorgen, ſind alſo die Hunde hygieniſch von Wichtigkeit. Sonſt haben ſie abſolut keine ſozialen Tugenden; ſie ſind biſſig, feige, diebiſch, ſehr ſchlechte Wächter und miſerable Kameraden. Groß iſt aber ihre Fruchtbarkeit; unter 8 bis 10 Jungen in einem Wurf tut es ſelten eine Hündin. Es wird gewöhnlich behauptet, daß die Eingebornenhunde in Oſtafrika nicht bellen, ſondern nur heulen. Das iſt nicht ganz zutreffend; ſie bellen zwar nicht in kurzen, reinen Lauten, wie unſere Haushunde, aber ſie heulen auch nicht bloß, ſondern ihr Lautwerden iſt ſtets eine Verbindung von beiden, indem auf einen langgezogenen Heulton 2 oder 3 kurze, ineinander verſchwimmende Beller folgen, dann wieder ein langer Heuler und ſo fort.

Andere Haustiere als die genannten gibt es nicht in Urundi und in Ruanda.

3. Ackerbau

Trotz der Wichtigkeit, mit der in Urundi wie in Ruanda die Rinderzucht betrieben wird, iſt die Grundlage des Wirtſchaftslebens doch der Ackerbau (kurima). Ackerbauer ſind faſt nur die alteingeſeſſenen Bahutu und ein Teil der metamorphoſierten Batwa, während die Batuſſi bei der Bodenbeſtellung nur ſelten mit Hand anlegen, ſondern die Bahutu für ſich, für die Batuſſi, arbeiten laſſen. Bloß die niederſte, ärmſte Klaſſe der Batuſſi arbeitet auch auf dem Feld ordentlich mit. Der Ackerbau iſt hier nicht das Arbeitsgebiet der Frau allein, ſondern Männer, Weiber und Kinder beteiligen ſich gleichermaßen daran. Nur bei den Batwa, alſo dem älteſten Bevölkerungselement, iſt die Feldarbeit ausſchließlich Weiberarbeit (Nr. 19, S. 19); ſie ſagen aber, daß ſie die Bodenbeſtellung erſt von den Bahutu gelernt hätten.

Das einzige Ackergerät iſt die eiſerne Hacke (ischuka, igembe), welche die in Oſtafrika bekannte Geſtalt eines Kleeblattes oder eines „geſtielten Herzens“ hat (ſ. Taf. 46). Ihre weite Verbreitung durch das ganze Zwiſchenſeengebiet bringt es mit ſich, daß die Feldhacke der Hauptgegenſtand des internen Handels iſt, ein Wertmeſſer, ein Geldſtück. Da der Bedarf durch die Barundi- und Batwaſchmiede nicht gedeckt wird, werden viele Hacken aus Uha, Uſámbiro, Uwinſa uſw. eingeführt. Das Blatt der Hacke iſt ca. 30 cm lang und ſteckt mittels ſeines eiſernen Dornes unter ſpitzem Winkel in einem Holzſtiel, deſſen keulenförmiges Ende zu dieſem Zweck mit glühendem Eiſen durchlocht iſt. Der Stiel iſt meiſt ſo kurz (zirka $^3/_4$ m), daß der Feldarbeiter immer in tief gebückter Stellung hacken muß; gewöhnlich wird die Hacke nur mit der Rechten gehandhabt, während die Linke die ausgehackten Steine oder Unkräuter auflieſt und die Feldfrüchte aufſammelt. Doch ſind auch Hacken mit $1^1/_4$ m langen Stielen im Gebrauch. Im nördlichen Ruanda und am Kiwuſee gibt es vorwiegend ſolche langſtieligen Hacken, die mit beiden Händen aus weniger gebückter Stellung geführt werden.

Um die Löcher für das Stecken von Bohnen, Erbſen, Mais und andern Früchten zu machen, benutzt man zuweilen ein hierzu abgebrochenes Stück Rohr oder Holz, ohne daß dieſes die Bedeutung eines ſtändigen Gerätes, eines „Grabſtockes“, hätte, denn meiſt bohrt man die Löcher im weichen Erdboden mit dem Finger. Dagegen iſt ein ſtändiges Gerät das kurze Beil (ischenjo) in Form eines Kreisſegmentes mit dem der Boden von Gebüſch geklärt wird, und das charakteriſtiſche gebogene Zwiſchenſeenbaummeſſer (umuhoro; ſ. Taf. 46), das man ſchon in der Hand des altägyptiſchen Erntegottes ſieht; es iſt auch hier Erntemeſſer, neben vielen anderen Verwendungen.

Der Feldbau der Barundi iſt alſo lediglich Hackbau, ihre Feldfrüchte nur Hackfrüchte. Ihre Hauptfrüchte ſind Bananen und Bohnen; die Bananen gedeihen überall, aber gut nur bis zur Höhe von zirka 2000 m, die Bohnen noch etwas höher, bis zuletzt Erbſen, die im Niederland ganz fehlen und im höheren Inner-Urundi ſehr häufig ſind, die Alleinherrſchaft in den höchſten Lagen führen. Mais wird im Tanganikagebiet und im Ruſſiſſital reichlich angebaut, im Innern aber viel weniger, als man gemeinhin annimmt; im trockenen Oſt-Urundi, wo die Bananen ſehr zurücktreten, wird oft Mais untermiſcht mit Bohnen auf den künſtlich bewäſſerten Talböden kultiviert. Auch Erdnüſſe ſind im Ruſſiſſi- und Tanganikagebiet häufig, im Hochland des Innern aber ſpärlich. Bataten gibt es überall, wo reichlich Waſſer vorhanden iſt, alſo im inneren Hochland wenig und nur in den Talgründen. Yams werden ſehr wenig gebaut. Maniok dagegen, der ein gewiſſes Maß von Trockenheit und Wärme braucht, iſt in den niederen Landſtrichen und in den trockenen Quarzitgegenden des Oſtens verbreitet, in den Bergen des Weſtens dagegen nur in den unteren, wärmeren Regionen. Sorghum gibt es in ganz Urundi, wenn auch nirgends ſehr viel, am meiſten im trockeneren, quarzitiſchen Oſt-Urundi; Eleuſine ſehr wenig und meiſt in hohen Lagen. Reis aber wird nur an den

Tanganika-Ufern etwas angebaut und zwar von Nicht-Barundi, die ihn von Oſten importiert haben; den Barundi iſt der Reisbau fremd. Tabak wird überall in Urundi kultiviert, aber nur in einer Art primitiver Gartenkultur neben den Hütten, der auch die Rizinusſtaude angehört. Die Ölpalme ſchließlich wächſt nur an den Tanganika-Ufern und an den zum See abfallenden Weſthängen des Randgebirges.

Betrachten wir die wichtigſten Kulturgewächſe und ihre Anbaumethoden im einzelnen genauer.

Die Banane (ikitoke) wird in Urundi wie in Ruanda in mehreren Varietäten kultiviert — in Urundi unterſcheidet man 15 —, die in Geſchmack und Verwendung recht verſchieden ſind. Ob es in den Bergen wilde Formen (musa ensete) gibt, iſt eine offne Frage. Jedenfalls habe ich nicht ſelten im wilden Buſch Bananen geſehen, die wohl verwilderte waren; ſie tragen nach Angabe der Barundi ungenießbare Früchte und heißen ikiribu. Auch in Nord-Urundi bei der Miſſion Marienſee hat ſie v. d. Burgt beobachtet. Überall, wo in Oſtafrika Bananen als Hauptnährmittel gebaut werden, macht die Eigenſchaft der Bananenkultur, daß die Pflanzen durch Wurzelſchößlinge ſich erneuern oder durch Stecklinge, die nicht weit transportiert werden können, vermehrt werden, und daß der einmal um die Gehöfte geſchaffne Bananenhain von langer Dauer iſt, die Bananenpflanzer zu außerordentlich ſeßhaften Stämmen. Anderſeits erzieht die große Leichtigkeit der Bananenkultur die Volksſtämme, die faſt nur von Bananen leben, wie die Randbevölkerung des Victoriaſees, zur Trägheit. Kulturfortſchritte durch Arbeit werden dort der Bevölkerung nur durch ihre, den ebenfalls hamitiſchen Bahindageſchlechtern angehörenden Häuptlinge (Kahigi, Mugaruwa und andere) aufgezwungen. In Urundi und Ruanda dagegen, wo das Klima und die Oberflächengeſtalt des Landes die Menſchen nötigt, außer Bananen auch noch eine ganze Reihe anderer Hackfrüchte zu bauen, die zum Teil ſehr viel Arbeit verlangen, kann die beſchränkte Bananenkultur keine träge machende Wirkung ausüben. Immerhin ſieht man es den gegenüber anderen Fruchtfeldern ſtets vernachläſſigt ausſehenden Bananenpflanzungen an, daß ſie auch ohne viel Arbeit gedeihen. Die nach der Abnahme der Fruchtbüſchel abſterbenden Stämme werden gewöhnlich noch lange ſtehen gelaſſen, die vertrockneten großen Blätter hängen gelaſſen, das Unkraut nur entfernt, wenn es ſehr dicht wuchert. Vielfach gibt man ſich nicht die Mühe, neue Stecklinge zu ſetzen, ſondern läßt junge Schoſſe aus dem Wurzelſtock austreiben. Dann ſchneidet man ſie weg, bis auf 1 oder 2, die man weiterwachſen läßt, oder man läßt ſie alle wachſen. Daher ſtehen oft in einer Pflanzung die Bananen nicht in einzelnen Stämmen, wie z. B. ſtets an der Küſte, wo die Vermehrung und Erneuerung durch junge Stecklinge die Regel iſt, ſondern in rieſigen Büſchen von 4—6—10 aus demſelben Wurzelſtock getriebenen Stämmen. Häufig ſind zwiſchen die Bananen niedrigere Kulturgewächſe gepflanzt, die etwas Schatten vertragen, namentlich Bataten, Kürbiſſe, Bohnen, auch Mais und Sorghum.

Am beſten gedeihen die Bananen auf dem Boden, der während des Wachstums der Pflanze recht feucht, während des Anſatzes und der Reife der Früchte aber trocken iſt. Wo reichlich Regen fällt, wie im bergigen Weſt-Urundi, ſind deshalb die Bananenſchamben nicht an eine beſtimmte Lage gebunden, während ſie im trockeneren Oſt-Urundi ſich entweder in die Täler ſchmiegen, um genug Waſſer zu bekommen oder auf freieren Lagen das Waſſer durch lange Leitungen künſtlich zugeführt erhalten (ſ. S. 55). In den Berggegenden wird es der Banane aber oberhalb

2400 m zu kalt; ſchon von 2000 m Höhe an wird ſie ſichtlich dürftiger. Auch in den ſterilen Quarzitlandſchaften Oſt-Urundis wachſen nur wenig Bananen.

Die Bananenfrüchte werden zum allergrößten Teil unreif und grün abgeſchnitten, geſchält und in Waſſer zu Brei gekocht oder an der Sonne getrocknet und zu Mehl verrieben. Reife Früchte werden nur als Leckerei und in kleiner Menge gegeſſen, da ſie ungekocht ſchwer verdaulich ſind. Künſtlich gereift werden ſie dagegen mit Feuer in Erdlöchern zum Bierbrauen (ſ. S. 60).

Nach Abſchneiden der Fruchtbüſchel geht der Stamm ein. Wenn es nötig iſt, haut man ihn ab, zerſtückelt ihn und häuft die Stücke als Gründünger um den Fuß der anderen Stämme. Auch als Futter für Jungvieh werden zerhackte Bananenſtämme verwendet. In trockenen Gegenden preßt man den wäſſerigen Saft aus den Stämmen, um ihn zu trinken. Aus den Faſern der halbtrockenen Stämme macht man Schnüre, Stricke, Flechtwerk, mit den trockenen großen Blättern deckt man die Hütten, benutzt ſie zum Einpacken verſchiedenſter Gegenſtände uſw.

Die Bohnen (ikiharage), die neben den Bananen die Baſis der Ernährung der Barundi ſind, werden im ganzen Land in großen Feldern angebaut, am meiſten in den höheren oder in den trockeneren Gegenden, wo die Banane ſchlecht oder gar nicht mehr fortkommt. Noch zwiſchen 2000 und 2500 m Höhe gedeiht ſie ganz gut. Man unterſcheidet etwa 90 Varietäten, buſchige, kriechende, kletternde, wärmeliebende, kälteliebende, mit Früchten verſchiedener Größe und Farbe. Sie alle gehören der Spezies Phaseolus vulgaris an, die in das Zwiſchenſeengebiet wohl zuſammen mit der Batate und dem Mais, alſo wohl von Weſten her, eingedrungen iſt (Nr. 28a, S. 222). Die hochrankenden werden mannshoch und erhalten je einen Sorghumſtengel oder einen Stock zum Anhaften wie unſere „Stangenbohnen". Gepflanzt werden ſie in kleine, mit der Hacke gemachte Löcher, in die 2 oder 3 Bohnen geſteckt werden.

Ebenſo verfährt man mit den Erbſen (uwusassja), von denen es etwa ein halbes Dutzend Varietäten der Art Pisum sativum gibt. Eine mit bläulichen Früchten ſoll von den Batuſſi aus ihrer Urheimat in den Gallaländern mitgebracht worden ſein (Nr. 19, S. 283), wogegen Stuhlmann annimmt, daß die in Oſtafrika nur auf den Hochländern des Seengebietes gebaute Erbſe von Süden aus durch Portugieſen eingeführt und ſich nordwärts über die Hochländer verbreitet habe (Nr. 28a, S. 225). Die Erbſen ſind die einzige Feldfrucht in den oberen Gebirgsgegenden Urundis. Wie auf den hohen Vulkanen Ruandas und auf den Randgebirgen des Kiwuſees und des Ruſſiſſigrabens, ſo leben auch auf den hohen Randbergen Nordweſt- und Weſt-Urundis bis faſt 3000 m Höhe viele tauſend Eingeborene faſt nur von Erbſen. Überall, wo dort der prachtvolle alte Urwald bis zu den Waſſerſcheiden hinauf mit Feuer und Axt niedergelegt wird, macht er faſt ausſchließlich Erbſenfeldern Platz, die in dem humusreichen Urwaldboden natürlich wunderbar gedeihen. Immer weiter geht die Vernichtung des Waldes, immer weiter die Ausbreitung der Erbſenfelder, ein jämmerlicher Erſatz für den herrlichen und wirtſchaftlich tauſendfach wertvolleren Waldbeſtand, der im jetzigen Klima nie wieder zu ſeiner vorigen Größe heranzuſchonen iſt, wenn man das endlich einmal wollte!

Die Bohnen und Erbſen läßt man auf dem „Stock" völlig ausreifen. Erſt wenn die Pflanzen gänzlich abgedorrt ſind, ſo daß die Früchte auszufallen drohen, werden ſie ausgeriſſen, in den Gehöften aufgehäuft, auf den Hüttendächern ausgebreitet und ſchließlich mit Ruten ausgedroſchen. Das leere Stroh wird dann, ſoweit man es nicht zur Streu braucht, auf den Feldern in zahlreiche Einzelhaufen, wie unſere Heuhaufen, verteilt und verbrannt, ſo daß die Aſche das Feld düngt.

Erdnüſſe (itschjoba) und **Mais** (ikigori) werden ebenſo wie Bohnen in Löcher ausgeſät, richtiger geſagt: ausgeſteckt. Die Erdnüſſe werden aber vorher enthülſt, die Maiskörner einen Tag lang in Waſſer gequellen. Von Erdnüſſen ſcheint es 3 Varietäten zu geben, die man als itschjoba, itschjema und itschjansa unterſcheidet. Aus keiner von ihnen wird Öl gemacht, ſondern ſie werden nur als Zuſpeiſe oder Näſcherei, roh oder in der Aſche geröſtet, gegeſſen (Nr. 19, S. 41).

Mais (ikigori) iſt in mindeſtens einem halben Dutzend Varietäten vertreten. Wo ſich der Boden leicht bewäſſern läßt, ſät man oft zweimal im Jahre Mais und hält davon immer relativ große Vorräte in den Getreideſchobern. Die Kolben werden vom Stock geſchnitten. Solange ſie noch ſaftig und ſüßlich ſind, werden ſie entweder roh oder in der Aſche geröſtet verzehrt; größtenteils aber werden die ausgereiften Körner zu Mehl zerſtampft und zu einer Art Polenta verarbeitet. Das Stroh dient als Brennmaterial.

Von **Yams** (igname), **Pfeilwurz** (amateke) und **Bataten** (ikisumbu) werden die Knollen geſteckt und etwas Erde darauf gehäufelt. Namentlich die Bataten, von denen etwa ein halbes Dutzend Varietäten unterſchieden werden (Nr. 19, S. 424), und der Pfeilwurz brauchen für das erſte Wachstum viel Waſſer und ſind deshalb meiſt auf den Talböden, wo ſie auch künſtlich bewäſſert werden können, angebaut (Taf. 22b). Die reifen Pflanzen werden ausgehackt wie unſere Kartoffeln und die abgenommenen Knollen bzw. Wurzelſtöcke gekocht oder in Aſche geröſtet.

Maniok (umwumbati) hingegen wird durch Stecklinge kultiviert, die man von den ſaftigen Maniokſtauden abbricht und reihenweiſe in etwas aufgehäufelte Erde ſteckt. Die Pflanze wächſt dann ohne weitere Pflege; ſie iſt die anſpruchsloſeſte aller Kulturgewächſe Oſtafrikas und deswegen in Urundi namentlich in den öſtlichen Quarzitlandſchaften verbreitet. Man unterſcheidet mindeſtens 6 Varietäten, von denen keine ſo giftig iſt, daß ſie, wie andere Varietäten Oſtafrikas, erſt durch Kochen oder Gären genießbar würde. Man ißt ſie roh, gekocht, getrocknet, als Mehl zerrieben, in Kloßform uſw.; die Blätter gekocht als Gemüſe.

Sorghum (amasaka) ſpielt in Urundi eine viel geringere Rolle als in Ruanda, wo es an erſter Stelle der Kulturpflanzen, noch vor den Bananen, ſteht. Auch Uha produziert vor allem Sorghum und verſorgt in knappen Zeiten die Barundi damit. Immerhin iſt in Urundi Sorghum in einigen zwanzig verſchieden benannten Varietäten der weißen und roten Art vertreten (Nr. 19, S. 544). Zum Säen des Sorghum wird der Boden einfach umgehackt, meiſt ohne Furchenziehen, worauf man auf die ebene Erde die Körner mit ſchwingender Hand ausſät und mit der Hand Erde über die Saat ſtreut. Ebenſo wird **Eleuſine** (uwuro) geſät. Die reifen Ähren dieſer beiden Hirſearten werden mit dem Meſſer einzeln von den Halmen geſchnitten, wie auch der Mais und der Reis, und auf dem feſten Erdboden vor den Hütten mit Ruten ausgedroſchen. Ein Teil des Sorghum wird zu Mehl gemahlen, der größte aber zum Bierbrauen verwandt, während aus Eleuſine hauptſächlich Mehl für den täglichen Ugalibrei (umutsima) gemacht wird.

Tabak (itabi) bauen die Barundi, wie oben erwähnt, faſt bei jedem Gehöft in kleinen Mengen an, aber die empfindliche Pflanze wird ſo ſchlecht gepflegt, daß ſie nur ein mäßiges Produkt liefert. Beſſer iſt der Uwiratabak, der im Tanganikagebiet viel gehandelt wird. Die Barundi ſtecken den Tabakſamen in kleine, mit der Hacke gemachte Löcher und pflanzen die jungen Stauden nicht um, reinigen und bewäſſern aber den Boden von Zeit zu Zeit. Sobald die Pflanze blüht (rot, nicht weiß), pflückt man die Blätter, reiht ſie auf Baſtfäden und trocknet ſie an der Sonne. Zur Fermentation und Aufbewahrung werden ſie dann in Pakete aus trockenen Bananenblättern geſteckt. Trotz ſeines ſchlechten Ausſehens riecht der Tabak nicht ſchlecht, iſt aber ſo ſtark, daß ihn ſelbſt die Barundi nur ſelten rauchen, meiſt bloß alte Männer und Weiber. Alle andern aber ſind leidenſchaftliche Tabakſchnupfer (ſ. S. 59), wogegen in Ruanda nur ſelten Tabak geſchnupft, aber ſehr viel geraucht wird.

Wie alle Narkotika bei den Naturvölkern, ſo ſteht auch der Tabak bei den Barundi im Anſehen geheimnisvoller Kräfte. Daher der Brauch, daß man jemand, der ohnmächtig geworden, vor allem eine Priſe Tabak in die Naſe ſtopft; ferner daß der junge Ehemann ſeine Frau mit Tabakrauch anbläſt, und andres mehr (Nr. 19, S. 557).

Ebenfalls im engen Gartenbau oder als Zwiſchenkultur zwiſchen Bananen oder Sorghum werden mehrere Arten von **Kürbiſſen** (imboga), namentlich eine etwa kopfgroße rundliche und eine kleinere gurkenartige, gebaut, die als Gemüſe gegeſſen werden, ſowie Flaſchenkürbiſſe (ikisabo) mit verſchieden geſtalteten Früchten für den Bedarf an Gefäßen.

Die **Ölpalme** (ingasi), die in Urundi nur im Tanganikagebiet vorkommt, iſt nicht eigentlich eine Kulturpflanze der Barundi, ſondern ein wildwachſender, aus Weſtafrika herübergekommener Baum, deſſen Früchte ſich die Barundi zunutze machen. Etwa 12 km nördlich von Uſumbura liegt der Ölpalmenwald von Mtara, der zirka 800 Hektar groß iſt und 4—500 000 Ölpalmen (Elaeis guineensis) hat. Näher bei Uſumbura ſteht ein Wald von 2—220 000 Palmen, und weiter ſüdlich von Uſumbura bis in die Nähe von Udjidji erſtrecken ſich weitere Beſtände von 3—400 000 Palmen. Erſt die Europäer haben die rationelle Kultur der Ölpalme am Tanganika eingeführt, aber gegenwärtig werden die Wälder weder von Europäern noch von Eingebornen genutzt, weil ſie der Hauptaufenthalt der Schlafkrankheitsfliege ſind und deshalb möglichſt gemieden werden. Der einzige Baum, den die Barundi in ihren der Baumkultur abträglichen Hackbau aufgenommen haben, iſt der Rindenſtoff-Fikus (ſ. oben S. 24, 31), der wirklich gepflanzt und gepflegt wird. Die Ölpalme aber wird von den Eingeborenen nur ſelten geſteckt und gepflanzt. Die Nüſſe treiben, wie ſie von den Bäumen fallen, leicht in dem feuchten Boden, auf dem die Ölpalmwälder zu wachſen pflegen. Von den jungen Bäumchen wird die Mehrzahl ausgeriſſen oder abgehackt und nur wenige ſtehen gelaſſen, die die abgeſtorbenen alten Bäume erſetzen ſollen. Die abgeſchnittenen reifen Früchte werden erſt gebrüht und dann ſo lange in einem Mörſer geſtampft, bis alles äußere ölhaltige Fleiſch losgelöſt iſt. Dieſer geſtampfte Brei wird mit der Hand in einem waſſergefüllten Holzzuber ausgequetſcht, ſo daß das Öl auf dem Waſſer ſchwimmt. Von da ſchöpft man es in einen irdnen Topf und bringt es ſchließlich in kleineren Töpfen auf den Markt. Das meiſte wird nach Udjidji und nach dem Kongogebiet (Uwira) verkauft; das wenige, was die Barundi behalten, wird zum Ölen einiger Speiſen und zum Braten der Fiſche benutzt, teilweiſe auch zum Einreiben der Haut und zum Heilen der von den Sandflöhen verurſachten Wunden (Nr. 19, S. 291 und 411). Die Verwendung des Palmöls zur Seifenfabrikation kennen die Barundi urſprünglich nicht; nur die Tanganikabevölkerung hat durch die Araber und Waſuaheli gelernt, durch Vermengung des Öls mit Aſchenſalzen Seife (kisese) zu machen, die in fauſtgroßen Kugeln verhandelt wird.

Außer den genannten Kulturgewächſen ſammeln die Barundi und ihre Weiber und Kinder eine Anzahl wildwachſender Pflanzen reſp. Teile derſelben als Nähr- oder Genußmittel, ſo z. B. Brenneſſeln, deren Blätter als „Spinat“ gekocht werden; Sauerampfer, der ebenfalls als Gemüſe gekocht wird; Früchte der (verwilderten?) Eierpflanze (Solanum esculentum), die roh verzehrt oder geröſtet wird; eßbare Pilze, die entweder roh oder gekocht genoſſen werden; roter Pfeffer (intore), mit deſſen Schoten gewürzt wird; verſchiedene Beeren, die von den Weibern und Kindern genaſcht werden, namentlich Brombeeren, die überall häufig ſind.

Die Lage und die Anlage der Felder (umurima) iſt in Urundi nicht viel anders als in Ruanda. Nur das fällt dem Beobachter bald auf, daß in Urundi, mit Ausnahme der weſtlichen Bergländer, die Terraſſenfelder, die in dem viel bergigeren Ruanda ganze Berghänge bedecken und überall die Kulturlandſchaft charakteriſieren, viel weniger häufig ſind als dort. In Urundi breiten ſich die Felder vorwiegend auf den Flächen aus, ſei es auf den breiten Rücken der Hügel und kleinen Plateaus, ſei es im Grund der Täler; immer möglichſt nahe den Hütten und natürlich auch dem Waſſer. Die meiſten Felder werden nicht mit Furchen durchzogen, ſondern flach umgehackt. Geſchieht dies auf noch unbearbeitetem Neuland, ſo werden die ausgehackten Gräſer und Stauden an Ort und Stelle aufgehäufelt, getrocknet und verbrannt, um dann die Aſche als Dünger mit einzuhacken. Auch an den Rändern der Papyrusſümpfe verfährt man ſo, daß man nach dem Sinken des Waſſerſpiegels ſo weit, wie der oberflächlich trocken gewordene, äußerſt fruchtbare Schwemmboden reicht, das Papyrusdickicht abhaut und die abgehackten Papyruswedel, ſobald ſie dürr geworden, verbrennt (Taf. 22a). Dann werden die Wurzelſtöcke umgegraben, ſchmale Dränagegräben gezogen, die Pflanzenaſche als Dünger über das Feld gebreitet und ſchließlich Bataten, Pfeilwurz und Bohnen in Grablöcher eingeſteckt, die ſchnell aufgehen. Wenn aber Felder an einem Hügelhang angelegt werden, gibt man ihnen die Geſtalt langer ſchmaler Streifen, die dem Abhang in der Horizontale folgen und durch Wegnahme des Bodens bergaufwärts und Anhäufung der Erde bergabwärts möglichſt ausgeebnet werden, ſo daß bei mehreren übereinanderliegenden Feldern eine Stufenanlage entſteht. Jedes Feld iſt von dem nächſtunteren durch einen grasbewachſenen Erdrain getrennt, wie in Ruanda, ſelten durch aufgeſchichtete Steinſetzungen. Auf dieſen Terraſſenfeldern bringt man einige breite Furchen an, um Abſchwemmungen durch ſtarke Regengüſſe zu verhindern. In den Talniederungen aber und auf den künſtlich bewäſſerten Flächen haben die Felder die Form hoher Beete, zwiſchen denen das Waſſer zu- und ablaufen kann.

Da die Feldhacken nicht tief in den Boden eindringen, iſt das Roden, Säen und Pflanzen immer ziemlich oberflächlich, ſo daß die immer wieder bearbeitete äußere Bodenſchicht bald ausgeſogen wird und „verarmt“. Um dies zu verlangſamen oder ganz zu verhüten, wenden, wie mehrfach erwähnt, die Barundi — was nicht häufig im oſtafrikaniſchen Ackerbau iſt — Düngung der Felder an, und zwar entweder tieriſchen Miſt (ikiragiriro) von Rindern, Ziegen, Schafen, Hühnern, oder Aſche verbrannter Pflanzen (amase), vom Herdfeuer, von den ausgerodeten Wurzelſtöcken des Graſes, des Papyrus, oder Gründünger (Bananenſtammſtücke, Sorghumſtengel) oder Küchenabfälle, Kehricht u. dgl. Dieſe Dungſtoffe werden gleichmäßig über die Felder verteilt und mit der Hacke leicht eingeharkt, gewöhnlich kurz vor Beginn der Regenzeit.

Sobald die erſten Regen fallen, fängt man mit der Felderbeſtellung an — Männer, Weiber und Kinder — und ſät und pflanzt die verſchiedenen Gewächſe die ganze Regenzeit hindurch, alſo vom September oder Oktober bis März oder April. Bohnen, Erbſen und Mais ſind das erſte, worauf Sorghum und Eleuſine folgen, dann kommen die Knollengewächſe daran. Schon im November gibt es friſche Bohnen und jungen Mais, aber die Haupternte (Bananen, Sorghum, Eleuſine) findet im Juni ſtatt. Von Juni bis September oder Oktober iſt Trockenzeit, die Ruheperiode für die meiſten Felder. Aber in den Fluß- und Bachtälern und in den Niederungen, wo es Waſſer gibt, jedoch auch an vielen Stellen der Hügelhänge, wird das ganze Jahr hindurch geackert, gepflanzt und geerntet. Bananen, Bohnen, Mais, Bataten, Kürbiſſe grünen da auch in den trockenſten Monaten.

Dies iſt nur unter Zuhilfenahme künſtlicher Bewäſſerung (uwutotsi) möglich, die von den Barundi ganz ähnlich betrieben und zu ähnlicher Entwicklung gebracht iſt wie von den Banjaruanda. In den Talebenen und den Bachgründen wird das Waſſer durch ein ganzes Netz von größeren und kleineren Kanälen und Gräben aus dem Hauptlauf abgelenkt und über die Fläche verteilt. Hier ragen dann die zahlloſen Parzellen der Felder als hohe Beete über die Waſſergräben empor (Taf. 22b). Um aber auch Felder auf Hügelhöhen zu bewäſſern, wird der Bach in ſeinem Oberlauf durch einen Damm aus Erde und Flechtwerk zu einem Weiher angeſtaut und von hier aus ein oft mehrere Kilometer langer Graben an den Berghängen entlang geführt, bis er das gewünſchte Endziel erreicht hat. Von dieſer Hauptader zweigen von Zeit zu Zeit kleinere Waſſeradern ab und berieſeln zahlreiche Felder an den Hügeln. Iſt ein Feld genug bewäſſert, ſo wird ſein Zufuhrgraben abgedämmt. Die letzten Felder bekommen nur noch wenig; alles Waſſer iſt aufgebraucht. Es iſt erſtaunlich, mit welchem Verſtändnis für die Laufgeſchwindigkeit und den Druck des Waſſers die Gräben nivelliert, eingedämmt und an den Talhängen mit allen ihren Ein- und Ausbuchtungen entlang geführt ſind. Wird der Hang einmal durch eine tiefe Eroſionsſchlucht unterbrochen, die auch den Graben unterbricht, ſo hilft man ſich durch einen oft von weither gebrachten langen Baumſtamm, den man horizontal über die Schlucht legt und ihn auf der Oberſeite als Rinne aushöhlt, durch die das Waſſer fließen kann. Es gibt ſolche Baumleitungen von 30—40 m Länge (Nr. 19, S. 50). Der Bau der Waſſerleitungen iſt gemeinſame Männerarbeit der Anwohner, und jeder hat Anſpruch auf ſeinen Anteil Waſſer. Die gerechte Verteilung des Waſſers wird vom Mutwale des Diſtriktes angeordnet und überwacht.

Ähnlich ſorgfältige und mühſame künſtliche Bewäſſerung, die jedem europäiſchen Gartenbauer Ehre machen würde, kenne ich aus Oſtafrika nur noch von den Wadſchagga des Kilimandjaro. Die in manchen Teilen von Uſambara, Uluguru, Uſſagara und mehreren anderen Bergländern ſtehen ihnen aber nicht viel nach.

Trotz alledem bauen die Barundi nicht mehr Nährfrüchte an, als ſie gerade für den Jahresbedarf brauchen. Mit und ohne künſtliche Bewäſſerung würde der Boden, der, außer in den ſterilen ſteinigen Quarzitgebieten des Oſtens, zum größten Teil eine fruchtbare Roterde oder in den Talniederungen ein dunkelgrauer Schwemmboden oder auch Humus iſt, viel mehr hervorbringen, wenn mehr Feld unter Kultur genommen würde. Dem aber ſteht hauptſächlich der Mangel an Verkehr entgegen, denn da es im großen Inner-Urundi weder Märkte noch organiſierten Handel gibt — nur das Tanganikagebiet hat beides —, ſo könnte der Murundi eine über den eigenen Bedarf hinausgehende Produktion gar nicht verwerten. Mit Mißernten aber rechnet er nicht, er ſorgt ſich, wie faſt alle Neger, nie um das, was kommen mag. Und da auch nicht einmal die Dauerfrucht Maniok, die ſelbſt in den trockenſten Jahren, wenn alles andere verkümmert, noch guten Ertrag bringt, in beträchtlicher Menge gebaut wird, ſo werden in ſchlechten Erntejahren weite Gebiete von Hungersnot heimgeſucht. Das iſt namentlich in dem unfruchtbaren quarzitiſchen Oſt-Urundi der Fall, wo dann die Miſſionen (Mugera, Mujaga u. a.) und das Gouvernement durch Einfuhr von Getreide (Sorghum) aus Uha und Uſámbiro helfend einzugreifen pflegen, aber doch nicht hindern können, daß viele Menſchen, vor allem Kinder, Hungers ſterben.

Ein anderer gewichtiger Grund, der die weitere Ausdehnung des Ackerbaues hindert, liegt in den Eigentumsverhältniſſen des Bodens, in der Vorherrſchaft der vor allem Weideland für ihre Rinderherden beanſpruchenden Batuſſi, worauf wir nachher zu ſprechen kommen (S. 57).

Die auf den Äckern heranreifenden Feldfrüchte ſucht man mannigfach gegen *Schädlinge* zu ſchützen. Unkraut wird gejätet, Raupen, Käfer, Schnecken abgeleſen; Vögel werden durch Vogelſcheuchen abgeſchreckt, die man z. B. aus galgenförmig aufeinander gebundenen Sorghumſtengeln und daranhängenden klappernden trockenen Früchten herſtellt; große Tiere aber, wie in den Bergen Weſt-Urundis die Wildſchweine und Paviane, werden entweder durch Zäune abgehalten oder durch Wächter verjagt, die am Tag herumgehen und nachts von kleinen, im Feld ſtehenden hochbeinigen Pfahlbauhütten aus zeitweiſe lautes Geſchrei erheben und mit Stöcken klappern. In den waſſerreichen Tälern Weſt-Urundis ſind wie in denen Ruandas die dort ſehr häufigen Kronenkraniche, Sporengänſe und Nilgänſe die ärgſten Feinde der Felder, da ſie die jung hervorſprießende Saat der Bohnen, Bataten, Kürbiſſe, Hirſe uſw. abfreſſen. Mit Klappern und Geſchrei ſuchen ſich die Bahutu ihrer zu erwehren. Die ebenfalls in den Sumpftälern häufigen Ibiſſe, Reiher und Regenpfeifer ſchädigen die Saaten nicht, ſondern grundeln in den Dränierungsgräben nach Fröſchen, Würmern, Schnecken. Im trockeneren quarzitiſchen Oſt-Urundi gibt es ſolche Sumpftäler und damit auch die genannten, den Feldern ſchädlichen Vögel nur ſehr wenige.

Die eingeernteten Feldfrüchte werden teilweiſe in den Hütten ſelbſt in Körben und Säcken aufbewahrt, größtenteils aber in den obenerwähnten korbförmigen *Vorratshütten* (ſ. S. 22) neben den Wohnhäuſern. Namentlich mit Bohnen, Sorghum und Mais werden dieſe Korbhütten angefüllt, die Maiskolben aber in der Trockenzeit auch in großen Bündeln an den die Gehöfte umſtehenden Fikusbäumen aufgehängt. Die Knollenfrüchte Bataten, Yams, Maniok, Pfeilwurz werden gewöhnlich nicht aufgeſtapelt, ſondern ſo lange im Boden gelaſſen, bis man ihrer bedarf; weshalb auch die angebaute Menge nie groß iſt, da ſie ſonſt verderben würden.

Ich erwähnte vorhin, daß einer weitern Ausbreitung des Ackerbaues in Urundi die eigentümlichen *Beſitzverhältniſſe* entgegenſtehen. Die Dinge liegen hier ganz ähnlich wie in Ruanda. Keiner der ackerbauenden Bahutu iſt Eigentümer des von ihm bearbeiteten Grund und Bodens. Alles Land gehört dem König, der ſeine Groß-Batwale und dieſe wieder die kleineren Batuſſi-Batwale damit *belehnen* (ſ. S. 89). Der Mutwale vergibt die einzelnen Landparzellen an die ihm unterſtehenden Bahutu zu Lehen. Von ihm müſſen die Bahutu in jedem Einzelfall die Erlaubnis zur Bearbeitung eines Stückes Land, zum Bau einer Hütte, zur Anlage von Feldern einholen, und an ihm zahlen ſie eine einmalige Abgabe in Naturalien und einen jährlichen „Zehnten“ als Lehnzins. Wird der Jahreszins zur Erntezeit nicht entrichtet, ſo kann der Mutwale den Säumigen ſofort von der Scholle jagen. Auch kann er außerordentliche Abgaben, wie Geſchenke an den Oberhäuptling, Karawanenverpflegung durchreiſender Europäer u. dgl. von den Bahutu verlangen, ohne ſie zu entſchädigen. Die Gegengaben oder Zahlungen der Europäer ſteckt der Mutwale in ſeine eigene Taſche: Misera contribuens plebs!

Da nun aber das größte Intereſſe des Mutuſſi-Lehnsherrn nicht auf den Ackerbau der Bahutu gerichtet iſt, ſondern auf ſeine Rinderherden und deren Gedeihen, alſo vor allem auf die reichliche Weide der Tiere, ſo iſt es ihm in den meiſten Fällen ſehr unangenehm, wenn ein Muhutu die ohnehin ſchon recht knappen Weidegründe durch Anlage neuer Felder noch mehr einengen will. Dieſer Widerſtreit der Intereſſen, der natürlich von den Batuſſi meiſt zugunſten der Viehweide und zuungunſten des Ackerbaues entſchieden wird, wird freilich auch beſtehen bleiben, wenn einmal das große Land dem Handel und Verkehr geöffnet ſein wird und der Muhutu ſeine Bodenprodukte nach auswärts verkaufen kann. Der Konflikt der Intereſſen wird dann ſogar noch viel ſchärfer werden, als er jetzt iſt, da die Bahutu dann immer mehr anzubauen und abzuſetzen ſich bemühen werden. Da kann nur eine gründliche Änderung in den Weideverhältniſſen, ein teilweiſer Übergang zum Anbau von Kraftfutter und zur Stallfütterung, die Schwierigkeiten mildern. Das ſind in der Praxis ſchwer zu löſende Fragen; aber ſie werden nun, nachdem die Mittelbahn am Tanganika angelangt iſt und die anliegenden großen volkreichen Länder produktiver gemacht werden ſollen, unſere an leitender Stelle ſtehenden Kolonialpolitiker viel beſchäftigen müſſen. Schließlich wird man nicht umhin können, das auf dieſen Ländern und ihrer Entwicklung laſtende Grundübel, die Batuſſiherrſchaft ſelbſt, an der Wurzel zu faſſen. Dazu gehören aber ſtärkere Machtmittel, als wir ſie jetzt dort haben. Wird die Schutztruppe nicht vermehrt, ſo wird doch die Mittelbahn helfen, die Machtmittel ſchneller konzentrieren zu können als bisher, und die Bahutu werden ſchließlich mit uns gegen die Batuſſi ſein, ſobald ſie ſehen, daß wir ſtärker ſind als jene.

Am Schluß dieſer Überſicht über den Ackerbau der Barundi ſeien einige mit ihm zuſammenhängende religiöſe Bräuche kurz angeführt (Nr. 19, S. 20/21). Für jeden der großen Lehnsbezirke oder Provinzen befiehlt der dortige Oberhäuptling oder Großmutwale am Anfang der Regenzeit den Beginn der Feldarbeiten, nachdem er mit ſeinen Zauberern (abafumu) eine Menge Zeremonien ausgeführt und Opfer dem Hauptgott Imana als dem Segenſpender dargebracht hat. Der Befehl des Oberhäuptlings wird von den Unterhäuptlingen an die kleineren Batwale und von dieſen an die Bahutu weitergegeben. Auch dieſe bringen erſt dem Gott kleine Spenden dar, und wenn ſie dann das Feld zu hacken anfangen, tanzt am erſten Tag ein Zauberer (umufumu) mit Rufen und Geſtikulieren vor ihnen her, um die böſen Geiſter zu bannen und die Saat zu ſegnen.

Nach Pater Gaßldinger verläuft in Zentral-Urundi (Muyaga) die Weihe der Feldbeſtellung etwas anders. Dort wird bei Beginn der Regenzeit, wenn das hohe Gras abgeſichelt und mit den Hacken unter die Erdſchollen untergegraben wird, die Arbeit mit einer Zeremonie begonnen, die den Segen Kirangas herbeiführen ſoll. Die gelb und rot bemalten Männer ſtellen ſich auf dem zu bearbeitenden Feld in Reihe und Glied mit den Hacken auf. Neben dem Feld ſitzt Kiranga mit zwei Begleitern (ivisjego). Vor den Männern inmitten des Feldes ſteht ein bemaltes und reich geſchmücktes Mädchen und beginnt nun zu ſpringen, zu tanzen und zu ſingen, wobei ſie das hohe Gras abſichelt. Singend erbittet ſie vom Kiranga gute Saat, verflucht die Zauberer und Hexen, die dem Felde ſchaden wollen, und läßt ſich von den Männern reichliche Bieropfer für den Sommer verſprechen. Die Männer ſchreiten ihr langſam nach und graben den Boden um, wobei ſie in rhythmiſchem Takt die Hacken ins Erdreich ſchlagen. Kiranga wird je nach der Art der Saat mit einem beſonderen Namen angerufen: Njamurimi beim Säen des Sorghum, Njabaſchi bei Erdnüſſen, Rumambo bei Mais uſw. (Nr. 45, S. 316).

Vom vermutlichen Thronerben des Königs glaubt man, daß er bei ſeiner Geburt ein Samenkorn von jeder Feldfrucht Urundis in ſeinen geballten Fäuſtchen halte. Hat Hagel oder ein Wolkenbruch den Mais oder das Sorghum eines Feldes zu Boden geſchlagen, ſo läuft der Muhutu, der den Acker beſtellt hat, mit einer Viehglocke um das Feld herum und erinnert durch lautes Schellen den Gott, dem er geopfert hat, an ſeine Pflicht, das Feld gegen böſe Geiſter zu ſchützen. Wenn dieſes Schellen gehörig geſchieht, richten ſich die niederliegenden Pflanzen wieder auf.

4. Genußmittel

Narkotiſche **Genußmittel** kennt der Murundi nur zwei, den Tabak und den Alkohol (Bier). Die Kultivationsart des **Tabaks** (itabi) iſt ſchon S. 53 beſprochen worden, desgleichen die Tatſache, daß die Barundi außer alten Männern und alten Weibern (auch der Batwa) nicht viel Tabak rauchen, alle aber ſtarke Schnupfer ſind. Dieſer auffallende Unterſchied von den benachbarten Banjaruanda, die ſämtlich, wie auch die Baganda und Banjoro, Männer und Weiber, leidenſchaftliche Raucher ſind, aber nicht Schnupfer, hat wohl ſeinen Grund in der Qualität des Urunditabaks, der infolge geringer Pflege ſehr ſchwer iſt. Wo man bei den Barundi Tabakspfeifen ſieht — und das iſt hauptſächlich im Norden und namentlich im Nordweſten der Fall — ſind es dieſelben Formen wie bei den Banjaruanda, und wie dort werden ſie von den Batwa aus ſchwarzem Ton hergeſtellt (Taf. 49 und Textbild 11). Das Pfeifenrohr iſt ein Stück Schilfrohr. Am Tanganika ſind auch

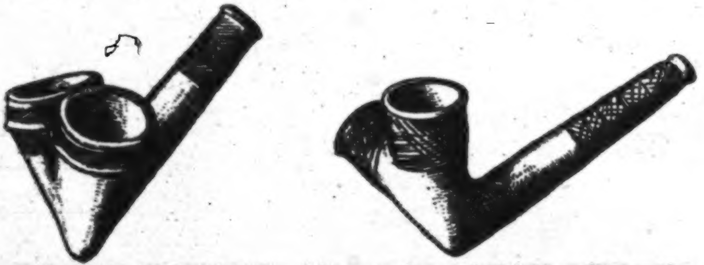


Fig. 11. Doppelte Tabakspfeifen aus ſchwarzem Ton, wahrſcheinlich zu Votivzwecken.
(Muſeum für Völkerkunde, Berlin, Nr. [illegible])

Waſſerpfeifen aus Kalebaſſen mit ſeitlich eingeſtecktem tönernen Pfeifenkopf in Gebrauch, die von den kongoleſiſchen Wawira übernommen ſind.

Das Schnupfen (kusomera) hingegen wird von allen Barundi, Männern, Weibern und halbwüchſigen Kindern, ſo eifrig betrieben, daß es faſt als ein nationaler Sport oder ein „Nationallaſter" gelten kann (Taf. 28). Wenn nur nicht ſo unappetitlich dabei verfahren würde! Es iſt nicht das gemütliche, faſt zierliche, gefühlvolle Schnupfen der Wadſchagga des Kilimandjaro, die aus einem kleinen perlenbeſtickten Büchschen ein wenig feingeriebenes Tabakpulver auf den Handrücken ſtreuen und es kurz mit der Naſe einziehen, als ob ſie an einer Blume röchen, ſondern der Murundi ſchnupft folgendermaßen: Zunächſt braucht er drei kleine Schnupfgeräte, ein kleines Ziegenhorn als Tabakbehälter (ihembe), das an einer Schnur um die Schulter getragen wird, eine Holzſchale zum Anwäſſern des Tabaks (Textbild 12), und einen aus einem kleinen geſpaltenen Holzſtück verfertigten Naſenklemmer (umunengo), der etwa die Form einer Wäſcheklammer hat und an einer Schnur um den Hals hängt (Textbild 13). Um nun zu ſchnupfen, tut der Murundi zunächſt etwas Tabak aus dem Horn in die Holzſchale, gießt ein wenig Waſſer dazu und quetſcht die Miſchung ſo lange mit einem Stück Holz durcheinander, bis das Waſſer zu einem braungrünlichen Tabakſaft geworden iſt. Dieſe Sauce gießt er dann in die hohle Hand und ſchlürft ſie mit wonnigem Grunzen in die Naſenlöcher ein. Das alles geſchieht meiſt im Hocken oder Sitzen (ſ. Taf. 28b). Da der Saft aber natürlich gleich wieder herauslaufen würde, ſetzt man den genannten hölzernen Kneifer auf die Naſenflügel oder hält ſie ſich mit Daumen und Zeigefinger von oben her zu. Die Priſe iſt gut, wenn ſie ſo ſcharf iſt, daß dem Schnupfer die Tränen aus den Augen kollern. So läßt er die beizende Brühe 3, 5 und mehr Minuten in der Naſe. Hat er endlich genug von dieſem Genuß, ſo beugt er ſich vornüber, nimmt den Kneifer oder die klemmenden Finger weg und läßt die lange rotzige Sauce zur Erde laufen, worauf er den Reſt mit den Fingern ausſchneuzt und ſich die Finger an den nackten Beinen abwiſcht. Die ganze Prozedur, die man täglich viele Dutzend Male beobachten kann, iſt ſo widerlich, daß einem dadurch der Aufenthalt unter Barundi leicht verleidet werden könnte, wenn man ſich nicht immer wieder ſagte, daß man ein ethnologiſches Studienobjekt vor ſich hat, das als ſolches jenſeits von Gut und Böſe ſteht.

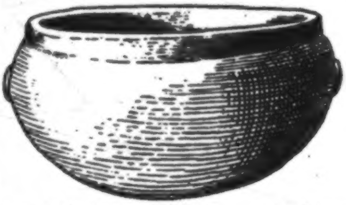


Fig. 12. Kleine Holzſchale zum Anrühren von Schnupftabaksſaft.
(Muſeum für Völkerkunde, Berlin, Nr. 5277.)

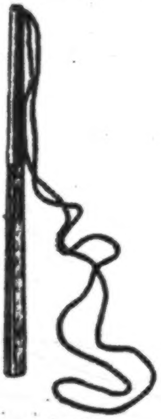


Fig. 13. Hölzerner Naſenklemmer für Tabaksſchnupfer.
(Muſeum für Völkerkunde, Berlin, Nr. [illegible])

Wenn aber einen Schnupfer plötzlich das Nieſen ankommt, ſchneuzt er ſchleunigſt den ganzen Saft mit den Fingern aus; ſonſt paſſiert Fürchterliches. Und wenn er genieſt hat, wünſchen ihm die Umſtehenden „kira" (wohl bekomm's), und ſeine Antwort lautet „tukirane" (gehe es uns gut). Eine Priſe anbieten und die angebotene annehmen, gehört zum guten Ton. Nur die Batwa bekommen keine von den andern Barundi und bieten ihnen keine an (Nr. 19, S. 465).

Noch leidenſchaftlicher als den Tabak lieben die männlichen und weiblichen Barundi aller Stammes-, Standes- und Altersklaſſen den Alkohol in Geſtalt des Bieres (insoga). Man kann annehmen, daß mindeſtens die Hälfte der Jahresernte in Bier verwandelt wird. „Wenn die Barundi im allgemeinen ein nüchternes Volk ſind, ſo ſind ſie es nicht aus Tugend, ſondern weil ſie nicht genug zu trinken und zu eſſen für ihren Appetit haben. Sie würden einen Ochſen auf einen Sitz auffreſſen, und wenn man ihnen Bier à discretion gäbe, würden ſie ſich vom Morgen bis zum Abend betrinken“ (Nr. 19, S. 317). Trunkenheit gilt nicht für einen Fehler oder für ein Laſter, ſondern für einen Beweis von Wohlhabenheit oder von Freigebigkeit des Gaſtgebers. Die Monate nach der Hirſe- und Bananenernte, alſo vom Juli bis September, ſind die Zeit des Bierbrauens (kwenga insoga, kutoba), des Schlemmens und der allgemeinen Bezechtheit in ganz Urundi, d. h. ſolange der Vorrat reicht; oft iſt ſchon nach vier Wochen der letzte Tropfen durch die Gurgel gejagt, und die durſtigen Seelen müſſen enthaltſam ſein bis zur nächſten Ernte. In den Zechmonaten aber hallt aus den meiſten Gehöften Geſang und Geſchrei bis tief in die Nacht hinein, denn ſtille einſame Zecher gibt es nicht, da das Biertrinken immer Geſellſchaftsſache iſt. Einer nach dem andern lädt Freunde und Verwandte zu gemeinſamem Gelage ein, und ſo kneipt man ſich der Reihe nach durch alle befreundeten Familien durch, bis nichts mehr da iſt. Außerdem werden volle Biertöpfe bei jeder paſſenden Gelegenheit als Geſchenk dargebracht und gemeinſam vom Beſchenkten und Schenker ausgetrunken. Und ſelbſtverſtändlich gehört Bier, viel Bier zu jeder Art feſtlicher Veranſtaltung, die auch gewöhnlich mit Tanz verbunden ſind (ſ. S. 65, 128). Da das am meiſten beliebte Bananenbier ziemlich ſtark ſtürmt und die Barundi von Natur leicht erregbar ſind, geht es bei den gemeinſamen Gelagen im vorgerückten Stadium meiſt recht ſtürmiſch zu, und regelmäßig kommt es zu heftigem Wortſtreit, oft auch zu Prügelei, Lanzenſtechen und Totſchlag, was im letzteren Fall ſchlimme Folgen für die beteiligten Familien hat (ſ. S. 97, 105).

Bemerkenswerterweiſe iſt das Bierbrauen bei den Barundi Sache der Frauen, und ſie verſtehen ſich vortrefflich darauf; ſie kneipen aber auch ſehr wacker mit. Es gibt vier verſchiedene Bierarten in Urundi. Am verbreitetſten, beliebteſten und kräftigſten iſt das Bananenbier (insoga j'ivitoke). Zu ſeiner Herſtellung werden zunächſt grüne, unreife Bananen künſtlich in einer Art Brutofen ausgereift. Dieſer iſt nichts anderes als eine in feſtem Erdboden gegrabene Grube. Sie wird unten mit grünen Bananenblättern belegt, darauf die Bananenbüſchel geſchichtet, hierüber wieder grüne Blätter gebreitet und oben dürre Bananenblätter darübergehäuft, die angezündet werden. Sobald ſie brennen, wird das Ganze mit Zweigen und Erde zugedeckt. Nach 4—5 Tagen ſind die Bananen ausgereift. Sie werden nun herausgeholt, geſchält und in einen Holztrog getan, wo ſie mit reinen Grasbüſcheln, die man in der Hand hält, zerquetſcht werden. Darauf wird Waſſer zugegoſſen und alle feſten Beſtandteile herausgefiſcht. Der übrigbleibende Saft wird mit einer Kürbisſchale in einen großen Tontopf geſchöpft und etwas Sorghummehl zugeſetzt, um es gären zu laſſen. Nachdem er ſo 4—5 Tage gegoren hat, wird das nunmehrige Bier in kleinere Krüge gegoſſen und iſt fertig zum Gebrauch.

Weniger umſtändlich iſt das Brauen des Hirſebiers (insoga j'impeke), das aber auch weniger ſchmackhaft und weniger beliebt iſt. Natürlich überwiegt es in den Landſtrichen, wo mehr Sorghum als Bananen gebaut werden, wie z. B. im öſtlichen Urundi und in Uha. Das Brauverfahren iſt folgendes: Rotes oder weißes Sorghum wird in kaltem Waſſer zum Schwellen und Keimen gebracht. Nach einigen Tagen wird die Hirſe in einen Korb gehäuft, und nachdem ſie auch darin einige Tage gekeimt hat, an der Sonne getrocknet und zu Mehl verrieben. Hierauf wird das Mehl in kochendes Waſſer geſchüttet und der Brei unter allmählichem Zugießen von kaltem Waſſer beſtändig mit einem Holzbrettchen umgerührt. Wenn ſchließlich der große Kochtopf ganz von kaltem Waſſer angefüllt iſt, gießt man ein wenig ſaures Bananenbier zu und läßt nun den Brei ſich auf den Boden des Gefäßes abſetzen, wonach das darüberſtehende fertige Bier in kleine Töpfe abgegoſſen wird. Es behält freilich immer eine etwas mehlige Farbe und wimmelt von ſchwimmenden Hirſekörnchen oder Keimchen.

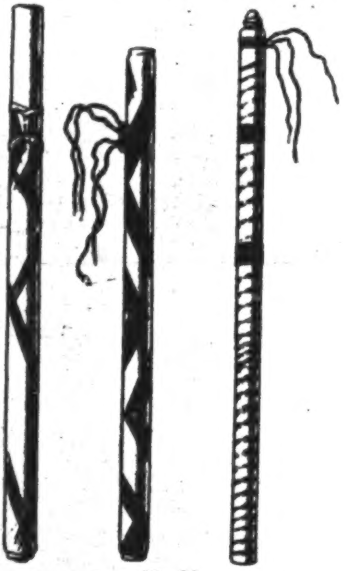


Fig. 14.
Behälter für Saugrohre zum Biertrinken.
(Museum f. Völkerk., Berlin, Nr. [illegible], [illegible], [illegible].)

Am beſten ſchmeckt zweifellos dem europäiſchen Gaumen die dritte Art Bier, die man Bananenmoſt (umutobe) nennen könnte, da es nur mit Waſſer vermiſchter Saft ausgedrückter reifer Bananen iſt, der leicht angegoren iſt. Das Getränk mouſſiert wie Sekt, ſchmeckt ſüß-ſäuerlich, iſt ſehr erfriſchend und bekommt gut. Wegen ſeiner Harmloſigkeit wird es aber von den Barundimännern verſchmäht und den Kranken, den Weibern und Kindern überlaſſen, die es überaus lieben (Nr. 19, S. 74).

Als vierte Bierſorte iſt das Honigbier (umutobe w'insuki) zu nennen, das einen limonadenartigen Charakter hat, aber doch etwas alkoholiſch iſt, ſo daß es auch die Männer gern trinken. Es wird aus $^1/_3$ Honig und $^2/_3$ Waſſer zuſammengemiſcht, die man kurz kochen läßt. Darauf wird es umgegoſſen, einige Tage nahe dem Feuer warm geſtellt, ohne daß es ſieden darf, und ſchließlich einen Tag lang an die offene Sonne geſetzt, wo es leicht gärt. Auch dies iſt ein wohlſchmeckendes geſundes Getränk.

Das Honigbier und der Bananenmoſt halten ſich nicht lange, letzterer nur 4 bis 5 Tage, weshalb ſie ſchnell weggetrunken werden müſſen. Auch die an erſter und zweiter Stelle genannten Bananen- und Sorghumbiere ſind keine Dauerbiere, ſondern werden um ſo ſchneller ſauer, je wärmer ſie ſtehen. In den kalten Gebirgsgegenden halten ſie ſich 5—6 Wochen lang, aber in den viel größeren wärmeren Plateauländern ſchlagen ſie viel früher um, ſo daß ſchon aus dieſem Grund die hohe Zeit des allgemeinen Kneipens auf nur wenige Wochen zuſammengedrängt iſt, dieſe aber um ſo intenſiver ausgenoſſen werden.

Die Barundi trinken das Bier ſelten aus Töpfen oder aus offenen Kürbisſchalen, wie die meiſten anderen oſtafrikaniſchen Neger, ſondern gewöhnlich gießen ſie es aus den Töpfen in Kalebaſſen und ſaugen es daraus mittels Strohhalme oder Schilfrohre (umukenke), etwa wie wir den Eiskaffee. Ebenſo tun die Banjaruanda und Baſiba. Auch auf Reiſen und Märſchen tragen ſie Bierkalebaſſen mit den dazugehörigen, in geflochtenen oder geſchnitzten Futteralen ſteckenden Saugrohren mit ſich (Textbild 14).

Die eigentlichen Bierbrauer ſind in Urundi, wie erwähnt, die Bahutuweiber. Im Trinken aber ſind Bahutu und Batuſſi gleich ſtark, und zwar ſind ſie meiſt gewaltige Potatoren, die durchſchnittlich 12—15 Liter täglich vertilgen. Auch die Batwa ſind ſtarke Biertrinker, wenn ſie Bier haben. Gewöhnlich tauſchen ſie ſich es gegen die von ihnen fabrizierten Tongefäße von den Bahutu ein, obwohl ihre Weiber nicht ungeſchickt im Bierbrauen ſind; die Bananen dazu kaufen ſie ebenfalls von den Bahutu, da ſie keine eigenen Bananenpflanzungen haben. Batuſſi und Bahutu trinken oft gemeinſam, aber nie mit den Batwa, die ſelbſt für ſich nicht trinken dürfen, wenn ein Muhutu oder gar ein Mutuſſi in der Nähe iſt.

Daß es in einem noch recht verkehrsarmen Lande wie Urundi auch keinen von außen eingeführten Alkohol oder gar europäiſchen Schnaps gibt, bedarf kaum der Erwähnung.

Auch das Haſchiſchrauchen iſt den Barundi unbekannt, obgleich es bei den benachbarten Wanjamweſi ſehr im Schwange iſt und Hanf (urumogi) ſtellenweiſe in Urundi, bis weit im Innern, wächſt (Nr. 19, S. 260). Ebenſowenig kennen ſie das Betelkauen, das leider durch Araber und Inder weit in Oſtafrika verbreitet worden iſt, oder irgendein anderes ſtimulierendes Genußmittel außer den obengenannten.

Fünftes Kapitel

Spiele, Tänze, Muſik

Wie faſt alle oſtafrikaniſchen Stämme ſind auch die Barundi, Kinder und Erwachſene, immer zu Spiel (uwukini), Tanz und Vergnügen geneigt; die Batuſſi, die ſonſt wenig oder nichts zu tun haben, obenan, aber auch die große Menge der Bahutu. Selbſt die durch ihre Pariaſtellung niedergedrückten Batwa ſind eifrige Tänzer.

Bei den Batuſſi und Bahutu beteiligen ſich an den Spielen und Tänzen der Erwachſenen ſchon viele Kinder, denn die Kinder ſind hier wie bei allen Negerſtämmen ſchon mit 8 oder 9 Jahren faſt ebenſo reif wie die Erwachſenen. Niemals ſpielen Negerkinder, wenn ſie über die erſten Jahre hinaus ſind, mit ſo naiver Hingebung und Anmut wie unſere Kleinen. Eine ganze Reihe Spiele haben aber die Kinder, andere die Erwachſenen für ſich. Unter den Kinderſpielen ſteht voran das „Soldatenſpielen“ der Knaben, wobei ſie ſich, wie überall in der Welt, in zwei feindliche Heere teilen, einander zu überliſten ſuchen, allerlei Manöver machen und mit Bogen und Speeren aufeinander losgehen, ohne ſich etwas Empfindliches anzutun. Ernſter geht es ſchon beim Gefechtſpielen zu: zwei Trupps bewaffnen ſich mit leeren Maiskolben oder Steinen und beſchießen ſich damit ſo lange, bis die eine Partei genug Verwundete hat und die Flucht ergreift. Noch ernſter wird der Zweikampf ausgefochten, bei dem zwei Knaben, die einander beleidigt und herausgefordert haben, ſo lange mit Stöcken aufeinander losprügeln, bis der eine ausreißt.

Fig. 15. Kinderſpielzeug: Rohrflinte zum Abſchnellen von Holzpfeilen.
(Muſeum für Völkerkunde, Berlin, Nr. [illegible])

Über mehrere im Berliner Völkermuſeum befindliche Spielſachen der Barundikinder hat K. Weule berichtet (Ethnolog. Notizblatt, Bd. II, Heft 1, S. 48—52). Als Spielſachen machen ſich die Jungen kleine Schwerter, Bogen, Pfeile, Lanzen aus Holz oder Rohr, im Tanganikagebiet aber, wo man Gewehre kennt, auch kleine Flinten aus Sorghumſtengeln oder Bambusrohr, aus dem ein federndes Stück Palmſtengel einen Holzpfeil ſchleudert (Textbild 15). Ferner verfertigen ſie ſich aus einem röhrenförmigen Stück Baumrinde, die ſie, wie bei unſerem Pfeifenſchneiden, vom Zweig loslöſen, ohne ſie zu zerreißen, Knallbüchſen. Beide Öffnungen werden durch je einen Pfropfen aus naſſem Baſt verſchloſſen und der eine Pfropf dann durch ein Stöckchen

[p.63]

hineingeſtoßen, ſo daß die komprimierte Luft den anderen Pfropf mit lautem Knall hinaustreibt.

Ein beliebtes Spiel, an dem ſich auch Erwachſene beteiligen, iſt das **Reifenwerfen** (ulubangwe). Zwei Spielergruppen ſtehen einander gegenüber und werfen ſich abwechſelnd mit ſtarkem Wurf einen Reifen zu, den die Gegenpartei in der Luft auffangen muß, aber nicht mit der Hand oder einem Stock, ſondern mit einer Schnur, die ſich vorn gabelt und an jedem Ende einen leeren Maiskolben angebunden hat. Der Reifen muß ſich in dem ihm entgegengeſchleuderten Schnurende verfangen. Die Partei, der dies am häufigſten glückt, hat gewonnen.

Kleine **Flugdrachen** werden aus Stücken federleichten Binſenmarkes gemacht, die durch ein Stäbchen zuſammengehalten werden. Als Schweif dient ein Fetzen Rindenſtoffes. Aber die Dinger fliegen ebenſo ſchlecht wie die kleinen aus Zeitungspapier verfertigten Drachen unſerer europäiſchen Kinder (Weule a. a. O., S. 51).

Knaben und Mädchen ſpielen gern **Nußverſtecken** im Sand, das ganz ähnlich auch von unſeren Kindern geſpielt wird. Auf dem Erdboden ſitzend, häufeln ſie den Sand auf einen kleinen Haufen, ſtecken die kleine Nuß eines Baumes hinein und teilen den Haufen in 5—6 Segmente, deren eines die Nuß enthalten muß. Wer nun die meiſten Segmente auseinanderkratzt, bis er auf das mit der Nuß kommt, der hat gewonnen.

Kreiſel (irebe) machen ſich die Kinder aus einem kleinen Kürbis oder einer trockenen Fruchtſchale, in die ein Stöckchen geſteckt wird. Um das Stöckchen wird ein Baſtfaden gewunden und dieſer raſch durch ein mit der anderen Hand gehaltenes geſpaltenes Holzſtück abgezogen. Durch Löcher im Kreiſel wird er zum Brummen gebracht (Nr. 19, S. 320 und Weule a. a. O., S. 51).

Die Knaben vergnügen ſich mit **Stockwettwerfen**, indem jeder zwei Stäbe nimmt und einer nach dem anderen ſeine Stäbe wie Speere von demſelben Platz aus nach derſelben Richtung wirft. Jeder, der einen anderen Stock überworfen hat, nimmt nun dieſen anderen Stock zu den ſeinigen hinzu, und wer ſchließlich die meiſten hat, der hat gewonnen.

Zum **Ballſpiel** werden Bälle aus allerlei elaſtiſchem Material verfertigt, die ſich die Kinder einander zuwerfen oder mit dem Stock ſchlagen.

Verſteckenſpielen und Suchen, wobei der Gefundene nun ſeinerſeits ſuchen muß, wird natürlich auch geübt; desgleichen wie bei den Banjaruanda das **Springen** über eine möglichſt hoch aufgeſpannte Schnur oder Stock.

Den Mädchen wird weniger Zeit zum Spielen gelaſſen als den Knaben, denn ſie werden von früh auf durch Heranziehen zur Hausarbeit, zum Behüten kleiner Geſchwiſter, zum Waſſerholen, Streuholen uſw. an die all dieſen Völkern eingewurzelte Auffaſſung gewöhnt, daß das Weib das eigentliche Arbeitstier iſt. Immerhin haben auch ſie freie Stunden, und die gehören dann meiſt dem **Puppenſpielen**. Die Puppen (umwana) machen ſie ſich ſelbſt aus einem der in der Mitte etwas eingeſchnürten kleinen Kürbiſſe, indem ſie auf dem einen Rundteil Augen, Naſe und Mund durch ein paar eingekratzte Löcher andeuten, auf dem andern ein paar Striche als Arme und Hände anbringen. Oder aber ſie nehmen die zapfenförmige rötliche Blüte der Bananenſtaude zum gleichen Zweck. Oft wird noch ein Fetzen Baſt als Kleid angebracht und dann die ſchöne Puppe auf dem Rücken getragen, wie die Mütter die Kinder tragen.

Die erwachſenen Männer vertreiben ſich die arbeitsloſe Zeit, wenn ſie nicht kneipen und nicht klatſchen, mit Wettſchießen von Pfeilen nach einem bis über 100 m weit aufgeſtellten Stock oder mit Wettwerfen von Lanzen nach irgendeinem entfernten Gegenſtand. Als ruhiges Sitzſpiel, an dem aber immer nur zwei teilnehmen können, iſt im Tanganikagebiet das unſerm Damenbrett ähnliche Brettſpiel (ikisoro) viel im Gebrauch, das als mbao von den Waſuaheli bekannt iſt und wohl von dort über Unjamweſi nach dem Tanganika importiert iſt. Vom Tanganika iſt es auch zu einigen Häuptlingen Inner-Urundis vorgedrungen. Das Brett iſt an den Kanten abgerundet und hat in 4 Reihen 32 kleine napfförmige Aushöhlungen, die mit kleinen Steinen oder Fruchtkernen beſetzt werden. Durch ein ausgeklügeltes Syſtem von Zügen und Gegenzügen bzw. Setzen und Wegnehmen, deſſen Beſchreibung hier zu weit führen würde und ohnehin aus dem oſtafrikaniſchen Küſtenland bekannt iſt, gewinnt ſchließlich der eine Spieler ſämtliche Steine des andern.

Das von Weule (a. a. O., S. 52) aus Uſige, alſo vom Nordrand des Tanganikaſees, beſchriebene Geduldſpiel ikifundo dürfte Import der Araber oder Waſuaheli ſein. In Urundi ſelbſt habe ich es nicht geſehen.

Auch andere verbreitete Spiele, wie z. B. Fadenabheben, habe ich weder bei den Kindern noch bei den Erwachſenen beobachtet.

Als teilweiſe bloße „Spiele“ ſind aber hier die Tänze (ivino, uruvino) anzuſchließen. Freilich wird nur die Minderzahl bloß um des Tanzes willen zur Unterhaltung ausgeführt; die meiſten haben Beziehung zur Feier irgendeines familiären, ſozialen, kriegeriſchen oder religiöſen Feſtes und werden bei dieſen beſonderen Anläſſen getanzt. Aber ſie alle gleichen einander in der Form und können deshalb gleich hier zuſammen betrachtet werden, bis auf die religiöſen, über die wir ſpäter im Kapitel „Religion“ ſprechen werden (ſ. S. 127).

Wie die Banjaruanda tanzen die Barundi mit größtem Vergnügen und bei jeder ſich bietenden Gelegenheit. „Sich vergnügen, ſpielen, ſingen und tanzen ſind ſynonyme Wörter. Sie tanzen gut, mit Eleganz (namentlich die Weiber), ſogar kunſtvoll. Vom zarteſten Alter an üben ſich die Knaben und Mädchen im Tanzen, und zwar unter den Augen der Eltern, die ſie aufmuntern und unterweiſen. Nicht ordentlich tanzen zu können, wäre eine Schande für einen Murundi guter Herkunft“ (Nr. 19, S. 141).

Die Tänze ſind meiſt Maſſentänze oder Gruppentänze, ſelten Einzeltänze; vorwiegend Schrittänze, ſelten Sprung- oder Drehtänze. Zu den meiſten Tänzen wird geſungen, zu einigen auch Inſtrumentalmuſik gemacht. Die große Mehrzahl der Tänze werden nur von Männern getanzt, die Weiber haben nur einen beſonderen für ſich und tanzen niemals mit den Männern zuſammen. Die Batuſſi beteiligen ſich an allen Tänzen der Bahutu; nur wo viele Batuſſi beiſammen ſind, wie am Königshof, tanzen ſie für ſich allein. Beſonders anmutig und kraftvoll ſind die Kriegstänze der Batuſſijünglinge, die am Königshof erzogen werden („Kadettenkorps“). Kein Mutwa darf mit den Batuſſi und Bahutu tanzen, noch nehmen die letztern auch an den Batwatänzen teil. Aber für ſich tanzen die Batwa viel und gut.

Durch ganz Urundi und Ruanda wird von den Männern der gleiche „Nationaltanz“ getanzt, der bemerkenswerterweiſe ganz frei von erotiſchem Einſchlag iſt, während die charakteriſtiſchen Nationaltänze der Nachbarvölker, namentlich der Wanjamweſi oder gar der Wawira am Tanganika, oft mehr als obſzön ſind. Dieſer Haupttanz der Männer iſt eigentlich ein Kriegstanz (Taf. 31, 32), er wird aber auch bei allen möglichen anderen Gelegenheiten ausgeführt: entweder zum bloßen Vergnügen oder um einen Häuptling oder Europäer zu ehren oder um gewiſſe Jahres- oder Lebensfeſte zu feiern. Die tanzenden Männer, den Speer in der Rechten, treten in 2, 3 oder 4 Reihen an und führen nun auf kurzes Kommando eines Anführers uno corpore eine Reihe von „Touren" in wohl eingedrillter Folge aus, die in der Mehrzahl Bein- und Fußtänze ſind, während der übrige Körper wenig beteiligt iſt; nur in einigen Touren wird der Oberkörper ſtark bewegt. Die Hauptkunſt iſt, daß die oft nach mehreren Hunderten zählende Schar im feſten Takt und ganz beſtimmten Fußwechſel den Boden ſtampft wie ein Mann, und daß das Tempo immer ſchneller, das Stampfen immer ſtärker wird, ohne in Unordnung zu geraten, bis plötzlich mit einem Stoß die Tour zu Ende iſt. Der Lärm wird dadurch erhöht, daß man entweder kleine eiſerne kauriförmige Schellen um die Fußgelenke bindet oder getrocknete, halb mit Steinchen gefüllte Fruchtſchalen um den Gürtel befeſtigt, die bei jeder Bewegung raſſeln. Eine packende Schilderung eines ſolchen Tanzes leſen wir in „Kreuz und Schwert", 1900, S. 67:

> „Welch ein markerſchütterndes Schauſpiel! Man denke ſich, daß mehrere Hunderte ſchwarzer Teufel mit gehobenen Lanzen und genau im Takt die unglaublichſten Körperbewegungen ausführen. Der Boden dröhnt unter dem fieberhaften Fußgetrampel und einem unheimlichen Waffengeklirr. Große Staubwolken hüllen alles in ein phantaſtiſches Halbdunkel. Bald kommt die wilde Schar angeſtürmt wie eine Legion Beſeſſener, bald rutſcht die ganze Kolonne pfeilſchnell rückwärts, ſo gewiſſenhaft in Reihe und Glied bleibend, als wäre die ganze Rotte nur ein Körper, der mit Windesſchnelle über den Boden ſtreift. Kurz, man glaubt ſich in einem Traum; dermaßen iſt man vom Taumel ergriffen. Dieſe Freudenfeſte dauerten den ganzen Tag über, bis endlich manche, die von weit hergekommen, ſich auf den Heimweg machten."

Eine andere anſchauliche Schilderung verdanken wir R. Kandt (Nr. 22, S. 254):

> „Eine beſondere Freude bereitete es mir, wenn nachmittags, wie auf ein gegebenes Zeichen, die Hügel ringsum lebendig wurden und von allen Seiten die Warundi, einer hinter dem andern her, in vielfach geſchweiften Serpentinen die Hänge herabliefen, ſich in der Mitte des Lagers zu Hunderten anſammelten und, Leib an Leib gedrängt, unter der Ägide eines Vorſängers einen ſtummen Tanz aufführten, bei dem die Füße in immer wechſelndem Rhythmus bald in Daktylen, bald in Anapäſten, bald in Spondeen immer wilder den Boden ſtampften, bis zuletzt die ſchwarze, von einem Lanzenwald überragte Maſſe in eine faſt undurchdringliche, dichte Staubwolke gehüllt iſt, durch deren Schleier man das Weiße der Augen und die blitzenden Zahnreihen der lachenden oder ekſtatiſch zurückgeworfenen Köpfe ſchimmern ſieht. Ein merkwürdiges Schauſpiel, dem ich ohne Ermüdung eine Stunde und länger zuſchaute, die unerhörte Diſziplin bewundernd, mit der dieſe Maſſe, dem leiſeſten Wink des Vorſängers gehorchend, agierte und ſo ſicher dem raſchen Wandel der Rhythmen folgte, daß es klang, als erdröhne der Boden unter dem Tritt eines einzigen Rieſen. Und ſelbſt die kleinen nackten Bübchen von 6, 8 Jahren ahmten ihren Vätern und Brüdern ſo geſchickt nach, daß nur ſelten einmal einer in dieſem pedalen Salamanderreiben nachklappte, in welchem Falle den beſchämt Errötenden der zürnende Spottruf oder die rauhe Hand eines erwachſenen Zuſchauers in den Hintergrund drängte."

Ein anderer, ſeltener aufgeführter Tanz bewegt ſich nicht in Reihen, ſondern in einer Schlangenlinie. Alle laufen, den Speer in der Hand, einer hinter dem andern her, alle in gleichem Schritt, und alle machen den Takt des an der Spitze laufenden Führers nach, ſo daß ein Lärm wie ein ſchneller Pferdegalopp entſteht (Nr. 19, S. 142).

Noch ſeltener ſind Einzeltänze der Männer. Die Bewegungen des Solotänzers ſind viel lebhafter als bei den Gruppentänzen. Gewöhnlich ſchlagen die Zuſchauer mit den Händen den Takt dazu, oder es wird Begleitmuſik mit Raſſelſtöcken oder auf der Zither (inanga) oder auf der Trommel dazu gemacht. In „Kreuz und Schwert“, 1901, S. 212, iſt ein ſolcher Tanz folgendermaßen beſchrieben:

> „Der Tänzer macht allerlei Luftſprünge, bald kommt er dem Inſtrument, das den Takt angibt, näher, bald entfernt er ſich in gewaltigen Sätzen davon, bald nimmt er einen Anlauf, als wolle er über den Spielenden wegſpringen, bald kriecht er auf allen Vieren von dannen, fällt rücklings auf den Boden, ſchnellt plötzlich wieder empor und fährt mit dieſen Poſſen ſo lange fort, bis ihm der Atem ausgeht. Dann nimmt ein andrer ſeine Stelle ein und ergötzt abermals die Umſtehenden mit ſeinen tollen Streichen. Iſt einer auch in den tollſten Sprüngen, ſobald das Inſtrument ſtockt, hält er plötzlich inne, denn ohne Inſtrumentenbegleitung tanzt er nicht.“

Die Weiber ſtellen ſich zu ihren Tänzen immer im Kreis auf. Darin tanzt eine einzelne, gewöhnlich ein junges Mädchen (manchmal auch zwei), indem ſie mit halb ausgeſtreckten Armen und aufwärts gebogenen Händen in dem Kreis hin und her läuft und allerlei ſymboliſche Bewegungen macht, die außerordentlich anmutig ſind; v. Trotha erinnerten ſie lebhaft an die Tänze der Bajaderen (Nr. 8, S. 72). Sie zeigen nicht eine Spur von erotiſcher Bedeutung, ſondern ſind offenbar Nachahmungen charakteriſtiſcher Tiere. M. v. d. Burgt erklärt die Armhaltung für eine Nachahmung des Rindergehörns und ſchreibt deshalb dem Tanz eine urſprünglich religiöſe Bedeutung zu (Nr. 19, S. 142), mir ſcheint aber, daß es in vielen Fällen, wie bei ganz ähnlichen Tänzen in Ruanda, Nachahmungen der ausgebreiteten Flügel des Kronenkranichs, des Charaktertieres der ſumpfigen Ruanda-Urundilandſchaften, ſein ſollen. Auch die übrige Körperhaltung und das Hin- und Herlaufen ſtimmt dazu. In Ruanda heißt der Tanz, an dem mit Vorliebe auch die Knaben und zuweilen auch Männer teilnehmen, „Kranichtanz“.

Während die Solotänzerin (oder zwei) ſo ihre Künſte zeigt, ſtampfen die umſtehenden Weiber rhythmiſch den Boden mit den Füßen und ſingen wohl auch dazu, indem eine Vorſängerin ganz kurze Strophen, oft nur ein Wort, ausruft, das dann vom Chor der übrigen ſo lange wiederholt wird, bis die Vorſängerin eine neue Strophe angibt.

Beſondere Koſtüme zu den Tänzen gibt es nicht. Pater v. d. Burgt erwähnt und bildet ab eine „couronne“, eine Mütze aus Raphiafaſern, von der hinten ein langer Faſerſchweif auf den Rücken herabhängt, und bezeichnet ſie als Schmuck der Tänzerinnen (Nr. 19, S. 407 und Fig. 138), aber dieſe „Kronen“ ſind ſehr ſelten. Maskentänze oder Tanzvermummungen anderer Art kennen die Barundi ebenfalls nicht oder doch nur beſtimmte ſymboliſche Kultkleidungen bei den beſtimmte religiöſe Tänze leitenden Zauberern oder Prieſtern (ſ. S. 124, 126, 131 und Taf. 25, 54); dagegen werden zum Tanz oft die Geſichter mit weißer und roter Erde angemalt (vgl. S. 127, 128).

Von den Tänzen der Batwa iſt nur zu ſagen, daß ſie im allgemeinen den Tänzen der Bahutu gleichen, daß die Batwa ſehr leidenſchaftlich tanzen und hauptſächlich beim Einzeltanz die wunderlichſten Körperverdrehungen und Sprünge machen. Auch bei ihnen begleiten die Umſtehenden den Tanz mit dem Geräuſch der Raſſelkürbiſſe und mit dem Geſang kurzer Strophen, aber lauter und wilder als die Bahutu und Batuſſi.

Es iſt bereits von dem zitherartigen Muſikinſtrument inanga die Rede geweſen, mit dem die Barundi oft die Solotänze begleiten. Es iſt eine flache längliche Rinden- oder Holzſchale, über die 6—8 Saiten aus Schafdarm oder Sehnen geſpannt ſind; wir nennen ſie Schalenzither (Taf. 47, Fig. 6). Das Holz iſt gewöhnlich mit einigen einfachen Linienornamenten geziert und der Boden von mehreren Löchern durchbohrt, die den Ton klangreicher machen ſollen. Bemerkenswerterweiſe wird die Holzſchale des Inſtrumentes von den Batwa geſchnitzt, während die Bahutu die Saiten aufziehen; v. d. Burgt ſchließt daraus, daß die inanga-Zither urſprünglich Kulturbeſitz der Batwa war und erſt von den Bahutu übernommen worden iſt (Nr. 19, S. 387). Viel wahrſcheinlicher aber iſt ſie ihrer Verbreitung nach als Kulturgut der Bahima anzuſehen (ſ. S. 158); ſie kommt im Norden des Bahimagebietes bei den Banjankole ebenſo vor wie im Süden bei den Waſipa.

Die Zither wird im Sitzen geſpielt, das Inſtrument auf die Knie gelegt und die Saiten mit beiden Händen gezupft, nachdem ſie der Spieler vorher durch Anziehen oder Nachlaſſen richtig geſtimmt hat. Das Stimmen richtet ſich ganz nach dem Charakter des beabſichtigten Geſanges und nach der Stimmlage des Sängers. Eine beſtimmte Tonfolge innerhalb der Tonleiter habe ich an den geſtimmten Saiten nicht bemerkt.

Wie bei uns ſo ſpielen auch bei den Barundi viele auf den Inſtrumenten, aber nur wenige können es wirklich gut. Berufsmäßige Muſikanten gibt es nur an den Höfen der Häuptlinge, wo ſie — vorwiegend Batwa — das Spielen der Trommeln, Flöten und Zithern zu beſorgen haben; ebenſo in Ruanda.

Zum Zitherſpiel wird faſt immer *geſungen*, und zwar mit ziemlich leiſer Stimme und meiſt in Moll, der Charaktertonart der Neger. Weder die Stimmen noch die Vortragsart ſind gut. Der Geſang behandelt entweder in kurzen Strophen irgendeinen Vorgang in der Umgebung, ein Ereignis der Gegenwart, eine Perſon, ein perſönliches Erlebnis u. dgl., oder es iſt einer der traditionellen alten Barundigeſänge, die im Altkirundidialekt geſprochen werden (ſ. S. 148) und ſcheinbar nichts ſind als eine Folge von unzuſammenhängenden Subſtantiven, Adjektiven, Wünſchen, Befehlen uſw., deren Sinn weder die Sänger noch die Zuhörer mehr recht verſtehen (Nr. 19, S. 97).

Eigentliches Kriegs- oder Alarmhorn iſt das *Rindshorn* (ikihuha), das am dünnen Ende mit einem Loch verſehen iſt; alſo die Form, wie ſie allgemein in Oſtafrika üblich iſt. Auch die Karawanen brauchen ſolche Signalhörner viel.

Viel ſeltener iſt die lediglich als Muſikinſtrument dienende klarinettenartige *Flöte* (ikifunchama), ein $^1/_2$ m langer Tubus aus Holz mit trichterförmiger Öffnung, der am unteren Ende drei Löcher hat, um verſchiedene Töne hervorzubringen (Taf. 47, Fig. 3, 4).

Weit häufiger hingegen iſt eine kurze *Querpfeife* (umwironge), die, wie unſere Querpfeifen, nahe dem einen Ende ein Loch zum Einblaſen und nahe dem anderen Ende zwei oder drei Löcher zum wechſelweiſen Zuhalten hat. Flöten und Querpfeifen werden ſeltener allein geſpielt als im Orcheſter zuſammen mit Trommeln, von denen nachher die Rede ſein wird (S. 70).

Mehr Kinderſpielzeuge als Inſtrumente ſind *Rohrpfeifen* mit verſtopften Enden und einem Loch in der Mitte, die ſich die Knaben ſchneiden, und *Raſſelbretter* (urukajambo), die namentlich den Mädchen zur Tanzbegleitung dienen. Dieſe Raſſelbretter werden aus Rohrſtäben gemacht, die in zwei durch ein querliegendes Rohrſtück voneinander getrennte Lagen angeordnet ſind, ſo daß zwiſchen dieſen ein leerer Raum entſteht. Dahinein werden trockene *Maiskörner* getan, die nun beim Schütteln des kaſtenförmigen Raſſelbrettes ein ſcharfes Raſſeln an den Rohrwänden verurſachen. Auch *Raſſelſtäbe*, d. h. Stöcke, an denen raſſelnde kleine Kürbiſſe befeſtigt ſind, werden oft gebraucht (Taf. 47, Fig. 1, 5). Einzelne Raſſelkürbiſſe werden bei religiöſen Zeremonien geſchwungen (Taf. 25a).

Das ſeltenſte, aber am höchſten geſchätzte Inſtrument iſt ſchließlich die Trommel (ingoma, inkiranji), die nicht bloß Begleitinſtrument zum Tanz, ſondern auch Hauptorcheſterinſtrument der Häuptlinge iſt und teilweiſe hohe Kultbedeutung hat. Gar nicht hingegen dient ſie zum Signal- und Nachrichtengeben; eine „Trommelſprache“, wie in anderen afrikaniſchen Ländern, gibt es in Urundi nicht.

Die Trommeln werden aus einem auf einer Seite glatt abgeſchnittenen, auf der anderen Seite abgerundeten Stück Baumſtamm verfertigt, der mit Schnitzmeſſern bis auf die ziemlich dünne Außenwand ausgehöhlt und dann auf einen kegelförmigen Holzfuß geſetzt wird, ſo daß das Ganze annähernd die Form eines „Römerweinglaſes“ hat; auch die Getreidemörſer ſind ähnlich geformt. Das obere offene Flachende wird mit einem Stück dünn geſchabter Rindshaut überſpannt, die vorher in warmem Waſſer eingeweicht wird. Durch kleine, rings um den Trommelrand befeſtigte Holzpflöcke wird die Haut ſtramm angeſpannt (Taf. 47, Fig. 2). Die Trommelſchlegel ſind zwei hölzerne Stäbe.

Wenn nun die Trommel einen Tanz begleiten ſoll — faſt immer nur die Einzeltänze, nicht Maſſentänze —, ſo wird ſie von zwei, drei oder vier Mann derart geſchlagen, daß einer unmittelbar nach dem anderen mit ſeinen zwei Schlegeln einen beſtimmten Takt auf die Trommel ſchlägt, jeder aber einen anderen Takt als der nächſte und jeder immer nur ſeinen Takt, ſo daß bei vier Teilnehmern eine aus vier verſchiedenen Takten beſtehende Trommelſtrophe entſteht, die ſo lange wiederholt wird, bis der „Vortrommler“ mit einem neuen Takt eine neue Strophe beginnt. Je lauter das Dröhnen, deſto beſſer. Nach kurzer Zeit ſpringt plötzlich einer der Tamboure auf, während die anderen weitertrommeln, macht allerlei Luftſprünge, ſtampft den Boden, ſchleicht vor, rennt zurück und fuchtelt mit ſeinen Trommelſchlegeln in der Luft umher wie beſeſſen. Ebenſo plötzlich ſpringt er wieder auf die Trommel los und ſetzt das Trommeln mit ſeinen Mitarbeitern fort. Darauf folgt ein anderer oder auch einer der umſtehenden Zuhörer und ſo fort ſtundenlang. Faſt nie wird zu dem Trommelkonzert und Trommeltanz geſungen (Nr. 19, S. 388).

Trommeln ſind in Urundi und Ruanda ſo ſelten, daß ein erfahrener Beobachter noch 1901 ſchreiben konnte: „In Urundi ſind Trommeln unbekannt“ (Kreuz und Schwert, 1900, S. 212), und daß ich während meiner zweimonatigen Reiſe durch Mittel-Urundi nicht einen einzigen Trommelſchlag gehört habe. Dieſe Seltenheit begreift ſich in einem Land, wo es nur in wenigen, eng begrenzten Gebieten noch große Bäume gibt, aus denen man Trommeln (und Boote) verfertigen könnte. Hauptſächlich wohl wegen dieſer Koſtbarkeit hat man den Beſitz von Trommeln zu einem Vorrecht der Häuptlinge und des Königs gemacht. Weder das „Volk“ der Barundi (Bahutu oder Batuſſi) noch die Batwa dürfen Trommeln haben. Eine beſondere Rolle ſpielt die Trommel des Königs. Dieſe gehört mit der Lanze, dem Fingerring oder Armring (Handſcheibe) und den heiligen, hölzernen Milchgefäßen zu den königlichen Inſignien, die der Herrſcher ſeinem Nachfolger vermacht (Nr. 19, S. 524). Dieſe „heilige“ Trommel iſt eine Art Palladium des Reiches und trägt als ſolches den Namen akarjenda; ſie iſt ſehr groß und aus dem Holz eines beſonderen Baumes geſchnitzt. Man betrachtet ſie als Sitz des Schutzgeiſtes des Reiches und ſchwört in feierlichen Reden bei dieſem „Trommelgeiſt“ akarjenda (Nr. 19, S. 388). Eigne Wächter ſind mit der Wartung der Königstrommel betraut (ſ. S. 187); ſie wird ſtets am Aufenthaltsort des Königs aufbewahrt und begleitet den Herrſcher auch auf ſeinen Reiſen nebſt den heiligen Speeren und den heiligen Milchgefäßen (Mitteil. von Hauptmann v. Langenn). Die Felle zu den heiligen Trommeln werden nur von Rindern der ſogenannten „heiligen Herde“ (ſ. S. 44) genommen.

Von einer Vereinigung mehrerer Trommeln und anderer Inſtrumente zu einem Orcheſter weiß weder v. d. Burgt noch ein anderer Beobachter zu berichten, aber es wurde mir von Eingebornen verſichert, daß am Hof des Königs Mutaga ein ſolches Orcheſter beſtehe und von Batwa geſpielt werde. Mir iſt dies ſehr wahrſcheinlich, da es auch in der Reſidenz des Ruandakönigs Muſinga ein aus mehreren verſchieden abgeſtimmten Trommeln und Flöten zuſammengeſetztes Orcheſter gibt, das von Batwa geſpielt wird. Es klingt ſehr melodiſch und iſt eindrucksvoll, wenn es, mit einer dumpfen Trommel beginnend, allmählich die anderen Trommeln in langer Rhythmusfolge aufnimmt, langſam zu voller Kraft anſchwillt, wo dann auch die Flöten ſchrill einfallen, und ebenſo allmählich abſchwillt, eine Trommel nach der anderen ſchweigt, bis am Ende die dumpfen Taktſchläge der Anfangstrommel leiſe verhallen. Aber in den Nächten kann der ſchlafbedürftige Europäer durch dieſes Trommelorcheſter ſchier zur Verzweiflung gebracht werden. Jedem, der beim Muſinga zu Gaſt geweſen, wird dieſe Nachtmuſik im Gedächtnis bleiben.

Von der muſikaliſchen Seite der zur Inſtrumentmuſik und den Tänzen häufig geſungenen Geſänge iſt ſchon oben die Rede geweſen (S. 68). Ich möchte hier noch einiges über den Inhalt der Geſänge anſchließen, wie er von v. d. Burgt aufgezeichnet worden iſt. Dieſer ſagt, daß die meiſt in zuſammenhangloſen Altkirundiwörtern (ſ. S. 124, 148) vorgetragenen Geſänge größtenteils nicht einmal von den Barundi ſelbſt mehr ihrem urſprünglichen Sinne nach verſtanden würden. Auf die Frage nach der Bedeutung erhält man die Antwort: „Es bedeutet nichts, es iſt nur ein Geſang.“ Nur die von den Gelehrten, Zauberern, Prieſtern eſoteriſch Eingeweihten haben einige Vorſtellung von dem richtigen Sinn der Geſänge (Nr. 19, S. 97).

So lautet z. B. ein zur Zither geſungenes Lied:

„Ntiwarima ny' umwaka, ntiwarima.
ninanga ntiwire. umugono utacimbe.
yagane ku' nama. lunge iritachjika.

(Deutſch): man beſtellt das Feld nicht in dieſem Jahr, d. h. man geht in den Krieg. Häuptling Ninanga bleibt hier. Der Waſſergraben ſpringt nicht, d. h. der Berggraben iſt trocken. Er geht nahe dem Gehöft vorbei. Das Amulett iſt zerbrochen, d. h. ein unglückliches Vorzeichen für den Krieg.)

Gegenüber dieſen alten traditionellen Liedern ſind die beim Tanz geſungenen improviſierten Geſänge meiſt auf die Gegenwart zugeſchnitten und werden in der modernen Umgangsſprache vorgetragen. Aber auch ſie ſind nicht ein zuſammenhängendes Lied, ſondern lauter kurze abgeriſſene Sätze und Gedanken.

Anders die religiöſen Geſänge, die bei beſtimmten feſtlichen Kulthandlungen geſungen werden. Wir kommen auf ſie im Kapitel „Religion“ zu ſprechen (S. 127).

Geſang einfachſter Art begleitet oft, nicht immer, die von mehreren gemeinſam ausgeführte Arbeit, um durch den Rhythmus die Einzelkräfte zu konzentrieren oder zu größerer Ausdauer anzuhalten; ſo beim Laſtenbewegen, bei gemeinſamer Hackarbeit im Feld, beim Bootrudern, beim Holzfällen uſw. Es ſind meiſt nur zwei oder drei Wörter, die von einem Beteiligten vorgeſungen und von den andern ſo lange nachgeplärrt werden, bis der Vorſänger ein neues Wort, eine neue „Idee“ angibt.

Sechſtes Kapitel

Verkehrsmittel, Handel, Handwerk

1. Verkehrsmittel

In einem Land von ſo geringem Verkehr im Innern und nach außen, wie in Urundi, ſind natürlich auch die Verkehrsmittel ſehr primitiv. Die Wege von Dorf zu Dorf, von Landſchaft zu Landſchaft, ſind einfach getretene ſchmale Fußpfade, die alle Hinderniſſe rechts oder links umgehen, und da, wo dies nicht möglich iſt, wie z. B. in den äußerſt ſteinigen Quarzitgebieten Inner- und Oſt-Urundis, auch niemals ein Hindernis aus dem Weg räumen, ſondern darüber wegſteigen. Dieſe Quarzitpfade ſind daher für die nichteingebornen Karawanenträger oder gar für Europäer äußerſt mühſam zu begehen. Dies um ſo mehr, als alle Wege Urundis wie Ruandas beſtrebt ſind, auf möglichſt kurzer Linie die im Lande vorherrſchenden langgeſtreckten Hügelrücken und Plateauflächen zu erreichen, um dort leicht fortlaufen zu können. Deshalb ſind bei der Steilheit der vielen tief eingeſchnittenen Täler die gerade hinauf und hinab über die Talhänge ſteigenden Pfade ein wahrer Greuel für jeden Nicht-Murundi.

Dazu kommt noch ein anderer, die Märſche erſchwerender Umſtand: Ganz Urundi und Ruanda hat trotz der zahlloſen Bäche und Flüſſe faſt gar keine Brücken (ikiraro). Der Hauptgrund für dieſen Mangel iſt das Fehlen von geeignetem Bauholz in dieſen baumloſen Ländern. Aber auch wo es noch genügend Bäume gibt, baut man doch nur in den ſeltenſten Fällen eine Brücke, weil die Täler faſt immer in der ganzen Breite ihrer Sohle von Schilf- oder Papyrusſumpf erfüllt ſind, in deſſen Mitte ſich ein ſchmaler offener Waſſerlauf entlang ſchlängelt; die Sümpfe ſind zu breit zum Brückenſchlagen.

Gewöhnlich watet man bis an die Knie oder Hüften im ſchwarzen, ſtinkenden Moraſt durch die ſumpfigen Bachtäler. Seltener werden Papyruswedel und Röhricht bündelweiſe abgehauen, an- und aufeinandergelegt, ſo daß eine Art ſchwimmender Brücke entſteht, die ein allzu tiefes Einſinken der Paſſanten in den Sumpf verhindert. An breiten offenen Flüſſen, wie dem Ruwuwu, dem Akanjaru, Luvironſa u. a., ſucht man bekannte Furten auf und watet hindurch, indem man, oft bis an die Schultern im Waſſer, ſich gegen den Strom mit einem Stock oder Speer ſtützt und alles, was nicht naß werden ſoll, in einem Bündel auf dem Kopf trägt. Dabei wird viel Geſchrei gemacht, um die Krokodile zu verſcheuchen. Wenn aber der Fluß zu tief iſt, wird man von Einbäumen übergeſetzt, womit die Anwohner ſich einen Erwerb machen, oder man iſt, wenn nur wenige Perſonen und leichte Laſten übergeſetzt werden müſſen, auf primitive Flöße (ikitebo) angewieſen, die aus einigen Lagen zuſammengebundener getrockneter Papyrusſtangen hergeſtellt ſind (Taf. 26b) und ein paarmal benutzt werden können, bis ſie zuviel Waſſer eingeſogen haben. Am Magaraſſi ſind auch große Kübel aus Baumrinde im Gebrauch, die einen Mann oder eine Laſt tragen können, während zwei oder drei Männer mitſchwimmen und das Vehikel mitziehen und mitſchieben (Nr. 19, S. 448).

Nur wenn gerade ein großer Baum an einem tiefen Bach, der nicht durchwatet werden kann, geſtanden hat, wird er zu einem Steg umgewandelt, indem man ihn ſo abhaut, daß er fallend ſich über die Bachränder legt; eventuell iſt neben ihm noch eine lange Lianenleine hinübergeſpannt, an der man ſich beim Übergang das Gleichgewicht halten kann. Solche Stege habe ich mehrmals in Uha angetroffen, wo es mehr Baumwuchs gibt als in Urundi. Hängebrücken gibt es nicht.

Wirkliche von den Eingebornen ſelbſtändig errichtete Brücken habe ich aber im ganzen Zwiſchenſeengebiet nicht geſehen, während v. d. Burgt eine ſolche beſchreibt: Einige gabelförmige Pfähle werden nebeneinander im Bachbett eingerammt und über die Gabeln ein paar lange Stämme gelegt, die einander annähernd parallel von Ufer zu Ufer reichen. Auf dieſe werden zirka 2 m lange Querhölzer in großer Zahl befeſtigt und ſchließlich hierauf Bündel von Rohr- oder Papyrusſtengeln gebunden, ſo daß man bequem hinübergehen kann.

Wo die Miſſionen oder die Schutztruppe Wege angelegt haben, gibt es ſolide Holzbrücken nach europäiſchem Muſter oder, wenn der Weg Sümpfe überſchreitet, Erddämme oder Knüppeldämme. Im übrigen wird die Holzarmut des Landes immer dem Brückenbau hinderlich ſein.

Das Vieh laſſen die Eingebornen ſtets durch das Waſſer ſchwimmen oder durch die Sümpfe waten, auch wenn Brücken vorhanden ſind. Auch da werden etwa vorhandene Krokodile durch Geſchrei verſcheucht.

Da die Barundi wie die Banjaruanda keine Reit- und Laſttiere haben, müſſen nicht nur alle Laſten, ſondern auch Menſchen, die nicht gehen können oder wollen, von Menſchen getragen werden. Die Laſten werden in kleinen oder großen, meiſt mit trockenen Bananenblättern umſchnürten Bündeln oder in großen aus Baſt geflochtenen Körben frei auf dem Kopf getragen, zur Abwechſlung auch einmal auf der Schulter, aber nie auf dem Rücken in einem Traggurt oder Tragnetz, wie z. B. in Kiſiba oder in Uſámbiro.

Kranke Menſchen hingegen, die nicht gehen können, oder Vornehme, die nicht gehen wollen, werden auf einer Bahre (isjugi) befördert, die von zwei Männern auf den Schultern getragen wird. Auch der König bedient ſich bei einigermaßen weiten Entfernungen einer ſolchen Bahre. Es ſind aber keine bequemen, ſchön geflochtenen Tragkörbe, wie ſie in Ruanda beim Muſinga und den Bateſſigroßen üblich ſind, ſondern meiſt nur zwei ſtarke Stangen, die durch Querhölzer verbunden ſind und auf dieſen eine Schicht Stroh oder auch ein Schaffell tragen, auf dem der Reiſende liegt oder mit untergeſchlagenen Beinen ſitzt. Der alte, halb blinde König Kiſabo reiſte auf dieſe Weiſe oft mehrere Tage lang (Taf. 13a). Indeſſen kommen auch in Urundi geflochtene große Korbbahren vor.

Der Boote (ubwato) habe ich ſchon beim Fiſchfang kurz Erwähnung getan (S. 37). Es ſind faſt durchweg Einbäume; nur ſehr ſelten und nur im äußerſten

Oſten kleine Rindenkanus, die offenbar bloß zum Überſetzen über die ſommerlichen Regenflüſſe gebraucht werden, in der Trockenzeit aber zerſprungen neben den trockenen Bachbetten liegen. Sie dienen alſo immer nur für eine Regenzeit und müſſen jeden Sommer neu gemacht werden. Es ſind nur drei mit Baumbaſt zuſammengeflickte große lange Rindenſtücke, deren eins den Boden, die beiden andern die Seitenwände bilden. Mehr als zwei Perſonen können ſie nicht tragen.

Die Einbäume hingegen ſind ſolide, wenn auch techniſch höchſt mangelhafte Gebilde und von langer Dauer. Die Art ihrer Herſtellung betrachten wir ſpäter im Abſchnitt „Handwerk“ (S. 82), hier nur ihre Verwendung und Handhabung. Im inneren Urundi, an den Flüſſen, ſind die Einbäume ſelten und, dem Mangel an großen Bäumen entſprechend, klein und ſchlecht (Taf. 5b). Oft ſind ſie ganz krumm, ſo daß ſie kaum das Gleichgewicht halten. In waldigen Gegenden, wie in Nord-Urundi, am Tanganika und Ruſſiſſi, ſind ſie beſſer, größer und zahlreicher. Kanus von 15 m Länge und 1,50 m Breite ſind keine Seltenheit am See; die beſten kommen vom Weſtufer aus Uwembe, wo der hochſtämmige Wald gutes Holz liefert, und werden an die Barundi für Ziegen oder für Perlen im Wert von 6—10 Rupien verkauft.

Die Boote ſind meiſt vorne und hinten etwas abgeſchrägt und zugeſpitzt, ſo daß ſie gut auf flache Ufer auflaufen. Kein Boot hat ein Steuer, ſondern es wird von einem der Ruderer geſteuert. Im ſeichten Waſſer, z. B. nahe dem Tanganikaſtrand, benutzt man keine Ruder, ſondern lange Bambusſtangen, mit denen die Boote geſtakt werden (Taf. 26a). Im tiefen oder ſtark ſtrömenden Waſſer dagegen wird mit ziemlich kurzen, zirka 1½ m langen „Riemen“ (ingaffi) gerudert, deren herzförmiges Blatt leicht gebogen iſt, ſo daß es das Waſſer gleichſam löffelt. Die Ruder werden nicht in Schlingen eingehängt oder in Löcher eingeſteckt, ſondern frei gehandhabt, und die Ruderer oder Staker ſtehen meiſt aufrecht im Boot, das Geſicht in der Fahrtrichtung. Iſt nur ein Mann im Boot, ſo ſteht er hinten; ſind zwei darin, ſo ſtehen ſie im hinteren Drittel; ſind drei darin, ſo ſtehen zwei hinten, einer vorne; ſind vier darin, ſo ſtehen zwei hinten, zwei vorne. Nur auf langen, ermüdenden Fahrten ſetzen ſie ſich ins Boot auf Querhölzer. Wer nicht mit rudert, hockt ſich auf den Boden des Kanus nieder.

Als Anker dient ein ſchwerer Stein, der an einen Baſtſtrick feſtgebunden iſt. Maſte und Segel gibt es nicht, auch keine Ausleger. Kein Boot iſt durch Schnitzereien oder Malereien verziert. Eingedrungenes Waſſer wird mit Kürbisſchalen oder mit kleinen hölzernen Schippen ausgelöffelt. Wenn aber ein Boot einen Riß oder ein Leck bekommen hat, bindet oder „näht“ man durch Löcher, die mit einer glühenden Eiſenſpitze in die Ränder des Leckes gebrannt werden, ein brettförmiges Stück Holz durch Baſtſchnüre feſt darauf und kalfatert von innen und außen mit Baumbaſt oder Schilf; auch benutzt man dazu Bitumen, das am Tanganika nicht ſelten iſt.

Die Batwa beſitzen keine Boote, aber ſie verſtehen ſich gut auf deren Anfertigung im Dienſt der Barundi (Nr. 19, S. 66).

Die Mangelhaftigkeit der Einbäume verbietet lange und weite Fahrten auf dem Tanganikaſee. Höchſt ſelten einmal fährt ein großes Boot mit mehreren Ruderern quer über den See von Uſumbura nach Uvira. Die allermeiſten halten ſich in 100 bis 200 m Entfernung von der Küſte und fahren auch von Uſumbura nach Uvira an der Nordküſte des Sees entlang. Häufig werden Einbäume vom Gouvernement in Uſumbura nach Udjidji geſchickt und umgekehrt. Dieſe bleiben ebenfalls immer in Küſtennähe, ſo daß ſie auf der ganzen Fahrt ſtaken können, was ſchneller geht als Rudern, und brauchen für die Zurücklegung der in Luftlinie zirka 180 km langen Strecke 5 Tage, wobei ſie aber gegenwärtig nur in der Nacht fahren, da am Tage vielenorts am See die Glossina palpalis, die gefürchtete Schlafkrankheitsfliege, ſchwärmt.

Auf ſolche mehrtägigen Reiſen wird gewöhnlich der Proviant vom Ausgangsort mitgenommen; meiſtens Bataten, die einfach auf den Boden des Bootes geſchüttet und an den Raſtplätzen abgekocht werden.

Das Schwimmen (kuoga) lernen die Seeanwohner als Kinder, gehen aber nicht weit ins Waſſer wegen der Krokodile. Im Innern, wo die Flüſſe viele Krokodile haben, wird nur wenig geſchwommen. Die Schwimmbewegungen ſind die aller oſtafrikaniſchen Neger: man wirft ſich mit weit ausholendem Arm von einer Seite auf die andere und rudert immer nur mit einem Arm.

2. Handel, Geld, Maße, Gewichte

Nennenswerten Handel gibt es im großen Urundireich nur im Tanganikagebiet. In ganz Inner-Urundi, das ja aus politiſchen Gründen vom Gouvernement für den allgemeinen Handel und Verkehr mit der Außenwelt geſperrt iſt und wo nur Wanderhändler in geringer Zahl zugelaſſen ſind, beſchränkt ſich der Handel in der Hauptſache auf den Austauſch von Landeserzeugniſſen der Eingebornen unter ſich, der, mit Ausnahme von Salz, nicht auf weite Entfernungen, ſondern von Nachbarſchaft zu Nachbarſchaft ſtattfindet.

Während im Tanganikagebiet Urundis unter dem Einfluß der kongoleſiſchen Nachbarſchaft an vielen Orten täglich Märkte (akaguriro) abgehalten werden, kennt man dieſe nützliche Einrichtung in Inner-Urundi gar nicht; außer bei den Miſſionsſtationen und der neuen Reſidentur Gitega. Aber der Beſuch einiger dieſer Märkte am Tanganika, namentlich Uſumburas, durch Barundi des Innern und die Handelsgänge von Tanganikaleuten nach Inner-Urundi, um dort Viehhäute und Wachs zu kaufen und nach Uſumbura zu bringen, haben in den letzten Jahren ſehr zugenommen, trotz der Schlafkrankheit.

Unter ſich tauſchen die abgelegenen Barundi des Innern Bodenfrüchte gegen andere Bodenfrüchte oder gegen Ziegen, Schafe, Felle, Rindenzeug, Töpfe, Eiſenhacken uſw. aus, an deren Erzeugung die Batwa ſtark beteiligt ſind (S. 72). Die einzige von weither kommende Handelsware iſt das Salz, das in Urundi ſelbſt nirgends gewonnen wird und früher größtenteils vom benachbarten Uha eingeführt wurde, jetzt aber in viel beſſerer Qualität aus der europäiſch betriebenen Saline Gottorp, am unteren Mlagaraſſi, über Uſumbura ins Innere Urundis verhandelt wird (Taf. 27a).

Im Tanganikagebiet war früher Palmöl der Haupthandelsartikel (S. 53), aber ſeitdem die furchtbare Seuche der Schlafkrankheit allen Handel und Wandel im Tanganikagebiet gelähmt hat, iſt auch der Ölhandel ſehr zurückgegangen. Das Öl geht zum kleinſten Teil nach Inner-Urundi, größtenteils nach Udjidji und nach der kongoleſiſchen Weſtküſte des Sees. Bananen, Pombebier, Butter, Fiſche, Ziegen, Schafe werden ſowohl nach Inner-Urundi als nach Udjidji und Oſtkongoland ausgeführt. Vom Kongogebiet kommt dafür hauptſächlich Kautſchuk, etwas Elfenbein und wiederum Vieh. Weitaus der meiſte Handel mit dem Kongogebiet iſt Schmuggel.

Während in unſerem Gebiet Ein- und Ausfuhr frei ſind, haben die Kongoleſen Import und Export mit nicht unbeträchtlichen Zöllen belegt, die aber von den Eingebornen mit großer Findigkeit umgangen werden. Namentlich über die ſehr ſchwer kontrollierbaren Paſſagen durch die Sumpfdickichte des Ruſſiſſi wird faſt alles geſchmuggelt.

Aus Inner-Urundi kommen nur Wachs und Rindshäute zum Export, wofür hauptſächlich Perlen, dicker Draht (Eiſen, Kupfer, Meſſing), verhältnismäßig wenig Baumwollſtoffe, aber viel Salz genommen werden. 1911 rechnete man 18—20 000 Rindshäute, die jährlich aus Inner-Urundi nach Uſumbura kamen, zum Preis bzw. im Wert von 8 Rupien pro Fraſila. Die Wachsausfuhr betrug 500—600 Fraſila jährlich à 18—20 Rupien. Die Häute ſtammen meiſt von gefallenen Tieren, da zum Eſſen und Opfern nur wenige geſchlachtet werden (S. 45). Lebendes Großvieh wird gar nicht ausgeführt, weil ſich die Batuſſi als Eigentümer der Rinder ſehr ſchwer von ihnen trennen und die Abſatzmöglichkeit nur gering iſt, ſolange ſie nicht per Dampfer und Eiſenbahn an den europäiſchen Abnehmer gebracht werden können. Auch iſt es ein ſchweres Hindernis für den Viehexport, daß ganz Urundi mit Ausnahme der Nordſeite (gegen Ruanda) und der Richtung nach Udjidji hin von einem mächtigen Gürtel der dem Vieh verderblichen Tſetſefliege umgeben iſt, der aber vielleicht einmal von der Eiſenbahn durch beſondere Schutzeinrichtungen durchbrochen werden kann.

Die Ausfuhr dieſer beiden faſt ausſchließlich für den Handel in Betracht kommenden Landeserzeugniſſe, Viehhäute und Wachs, bewegt ſich zum größten Teil von Uſumbura über Kigali nach Bukoba oder aus Oſt-Urundi über Uſſuwi nach Bukoba; nur wenig geht über Udjidji, da von dort der Landtransport zur Küſte zu weit und zu teuer iſt, woran auch die Tanganikabahn mit ihren hohen Frachten zunächſt kaum etwas ändern wird. Ein Laſtträger, der 60—70 Pfund und noch mehr trägt, bekam 1911 für die Strecke Uſumbura-Kigali 4—5 Rupien, für den Weg Uſumbura-Bukoba 8—9 Rupien und für den Rückweg Bukoba-Uſumbura, auf dem er keine ſo unförmige Laſt wie die getrockneten Rindshäute zu ſchleppen hat, 7—8 Rupien. Der Handelsweg von Uſumbura durch das Ruſſiſſital nach dem Kiwuſee iſt wegen der Schlafkrankheit geſperrt.

Unter den Wirkungen der Schlafkrankheit hat natürlich auch der Verkehr auf den Märkten ſtark gelitten. Während man um 1900 noch über ein Dutzend gut beſuchter Märkte im Umkreiſe von 3 Stunden um Uſumbura zählte, von denen der Uſumburamarkt täglich von etwa 5000 Perſonen frequentiert war, haben jetzt in dieſer Gegend nur noch zwei Märkte einige Bedeutung: Uſumbura ſelbſt (Taf. 27b) und Kajaggo am Nordzipfel des Sees. Dazu kommt neuerdings im Innern bei der neuen Regierungsſtation Gitega ein Markt von wachſender Bedeutung. Kleine Märkte für bloßen Lokalbedarf gibt es daneben eine ganze Reihe. Den Uſumburamarkt, der wie alle anderen von früh 6 bis 10 Uhr oder 11 Uhr abgehalten wird, beſuchen immer noch über 1000 Perſonen täglich, und unter behördlicher deutſcher Aufſicht geht es ſehr geordnet dort zu; ſogar eine Markthalle in Geſtalt eines großen Wellblechdaches zum Sonnen- und Regenſchutz iſt da. Unter ihm und im Freien vor ihm hocken die Verkäufer, meiſt Weiber, in langen Reihen; jeder hat ſeine Ware in Körben oder auf Matten oder Bananenblättern ausgebreitet vor ſich. Die von v. d. Burgt vor 15 Jahren aufgeſtellte einheimiſche Warenliſte gilt noch heute: Öl, Salz, Bier, Baumwollſtoffe, Fiſche, Matten, Töpfe, Krüge, Tabakbündel, Schnupftabak, Seifekugeln, Hirſe, Mais, Mehl, Bananen, Erdnüſſe, Zuckerrohr, Bataten, Yams, Maniok, Kürbiſſe, Rindfleiſch, Ziegen, Schafe, Hühner, Netze, Speerſtäbe, Bambusſtangen, Schilfrohr, Feuerholz, Stricke, Bindfaden, Hacken uſw. Außerdem ſieht man da heutzutage allerlei billige europäiſche Induſtrierzeugniſſe, wie grellbunte baumwollene Decken, verſchiedene bedruckte Baumwollſtoffe, Petroleum, Zigaretten, Glasperlen, Eiſen-, Kupfer-, Meſſingdraht, Eiſenwaren, Porzellangeſchirr.

Auch v. Trotha bezeichnete die Märkte als „das am meiſten Charakteriſtiſche der Gegend. Hier wird alles gehandelt, was nur möglich iſt, unter Geſchrei vertauſcht oder mit Perlſchnüren und Zeug bezahlt. Der Markt von Mukaſa an der Nordoſtküſte des Tanganikaſees wies Tauſende von feilſchenden und ſchreienden Menſchen auf, aber alles geht in Ordnung und ohne Streit ab. Ein Weib kauft man für 10 Schnüre roter Perlen, und wenn man ſie nicht mehr mag, bringt man ſie wieder auf den Markt und vertauſcht ſie wieder gegen Perlen.“ (Nr. 8, S. 77.) Das Weiberkaufen auf dem Markt hat freilich jetzt aufgehört und dürfte wohl ſchon 1896 zur Zeit der Trothaſchen Reiſe ſehr ſelten geweſen ſein.

Der Markt iſt der Ort, wo „man“ ſich trifft, guckt, ſchwatzt, Neuigkeiten hört und mitteilt, Pombe trinkt, Geſchäftliches und Ungeſchäftliches beſpricht und viel anderes Nützliches und Überflüſſiges tut. Auch wenn ſie nichts kaufen oder verkaufen wollen, gehen viele Barundi auf den Markt, um ſich zu unterhalten. Geht es in der Vierecke zu lebhaft zu oder entſteht eine Prügelei, ſo ſchafft die Marktpolizei unter Mitwirkung der friedlichen Elemente ſchnell Ruhe.

Auf den Hauptmärkten Uſumbura, Kajagga und Gitega iſt der deutſch-oſtafrikaniſche Heller die kurſierende Münze; ſilberne Rupien, $^{1}/_{2}$- und $^{1}/_{4}$-Rupienſtücke ſieht man ſeltener. Auf den anderen Märkten des zu Urundi gehörenden nördlichen Seegebietes ſind neben den Hellern noch allerlei andere Geldſurrogate im Umlauf, aber ins große innere Urundi iſt das Hellergeld noch nicht gedrungen oder wird doch nur an den wenigen Stationen und Hauptverkehrswegen der Miſſionen und des Gouvernements gekannt, aber ungern genommen. Dort herrſcht noch überall die Perle als Tauſchmittel, wie ſehr ſich auch das Gouvernement bemüht, das Heller- und Rupiengeld einzuführen und dadurch nicht nur den Verkehr flüſſiger zu machen, ſondern auch der künftigen Steuererhebung vorzuarbeiten. Erfolg werden dieſe Bemühungen erſt haben, wenn Urundi wirklich unter Verwaltung genommen und die Hütten- oder Kopfſteuer eingeführt ſein wird, die in Geld entrichtet werden muß. Dasſelbe gilt für Ruanda, wo aber durch den ſchon lebhafter gewordenen Außenhandel und durch die ſeit Jahren im Zentrum gelegene Reſidentur Kigali mit ihrer Händleranſiedlung der Geldverkehr ſich bereits ſehr ausbreitet.

In Urundi iſt das gebräuchlichſte Kleingeld die roſafarbige Perle simsim oder samsam, von denen eine zirka 30 cm lange Schnur (kete, Kette?) die Münzeinheit im Wert von 3 Hellern bildet. 10 Schnüre ſind 1 ikundo, 10 ikundo = 1 ingoje, 10 ingoje = 1 akanono (Nr. 19, S. 111). Die Samſamperle dient daneben als hauptſächlicher Halsſchmuck der Männer und der Weiber.

Wertvoller iſt eine längliche violette, weißgeſtreifte Perle, inganga, von denen eine gleich einer kete Samſam gilt, und noch wertvoller die dicken weißen Perlen amaguru, von denen eine zweimal um den Hals reichende Schnur den Wert von 10 kete Samſam hat. Außerdem gibt es namentlich im Seegebiet noch mittelgroße blaue und lackglänzende rötliche und weiße Perlen ſowie große ſpindelförmige weiße mit roten Ringeln u. a., aber alle dieſe und andere Sorten haben keinen feſten Münzwert wie die obengenannten, ſondern wechſelnden Tauſchwert. Gelbe, grüne und ſchwarze Perlen werden nirgends genommen.

Natürlich ſchwankt auch der Wert der „Geldperlen“ nach dem Vorrat an Perlen und nach Angebot und Nachfrage der Ware. Im allgemeinen galten früher im Innern folgende Wertmaße: 5 Bananen = 1 Heller, 1 Traube von zirka 20 Bananen = 1 kete, 2 Doppelhand Mehl = 1 kete, 1 Handvoll Salz = 1 kete, 1 Topf Bier = 3 kete, 1 Eiſenhacke = 6 kete, 1 Topf Honig = 1 ikundo, 1 Ziege = 3 ikundo, 1 Schaf = 4 ikundo, 1 Stier = 5—10 ingoje, 1 Kuh = 20 ingoje. Heute aber koſtet im Innern 1 Ziege bereits 3—4 Rupien, und entſprechend ſind alle andern Preiſe geſtiegen.

Baumwollſtoffe, die früher von den Häuptlingen ſtreng verboten waren, werden jetzt im Innern ſehr gern genommen, am liebſten das gewöhnliche weiße „amerikani“, von dem 1 Gora von 30 Ellen im Innern ungefähr 12 Rupien wertet. Auch die mit braunen Muſtern bedruckten „Leſſo“ oder „Kanga“, wie ſie in Ruanda beliebt ſind, verbreiten ſich allmählich in Urundi.

Das allgemein übliche Hohlmaß für Mehl, Getreide, Bohnen uſw. iſt die doppelte Hohlhand (kumaschi) oder auf den Märkten eine ihr gleich große Kürbisſchale. Größere Gegenſtände, wie Maniokwurzeln, Bataten, Bananen u. a., werden nach der Stückzahl verkauft. Einheimiſche Gewichte gibt es gar nicht. Erſt der Verkehr mit den Fremden hat im Außenhandel, z. B. für Rindshäute, Elfenbein, Wachs, das ſeit der Araberzeit in ganz Oſtafrika gebräuchliche Fraſila (35 Pfund engl.) auch hier eingeführt.

Die Kaurimuſchel als Geld iſt weder in Urundi noch in Ruanda bekannt.

[illegible]andwerk

F. Stuhlmann ſagt in ſeinem ausgezeichneten Buch „Handwerk und Induſtrie in Oſtafrika“, Hamburg, L. Friederichſen & Co., 1910: „Es iſt zu betonen, daß in Afrika das Handwerk faſt überall nur Nebenſache iſt; die Grundlage der Volkswirtſchaft bildet die Landwirtſchaft“ (S. 3). Dies trifft auch für Urundi zu; und zwar iſt hier das Handwerk größtenteils „Hauswerk“, d. h. die Rohprodukte werden im Haus für eigenen Bedarf verarbeitet und nur der Überſchuß gegen Erzeugniſſe anderer vertauſcht. Hausinduſtrie, d. h. Herſtellung größeren Umfanges im Hauſe für fremden Bedarf und Verkauf nach auswärts als Lebensunterhalt, gibt es nur für Töpferei und Schmiederei. Dagegen iſt das „Lohnwerk“, in welcher der Handwerker gegen Lohn im Haus des Beſtellers die vom Beſteller gelieferten Rohſtoffe verarbeitet (Stör), mehrfach in Übung, z. B. in der Herſtellung von Rindenſtoff, im Hüttenbau, in der Holzſchnitzerei. Natürlich gibt es in jeder Technik und in jeder Familie Geſchickte und Ungeſchickte, und die Arbeiten der erſteren werden ſelbſtverſtändlich den Erzeugniſſen der letzteren vorgezogen, aber nur in der Töpferei und der Schmiederei vererbt ſich der Beruf vom Vater auf den Sohn und Enkel. In erſter Linie ſind es die Batwa, die dieſe beiden Handwerke von Generation zu Generation ausüben, aber auch unter den Bahutu gibt es Familien, in denen das Töpfer- oder das Schmiedehandwerk erblich iſt (Nr. 19, S. 369). Das Schmieden, das Holzſchnitzen, die Rindenſtofftechnik ſind ausſchließlich Männerarbeit, die Flechterei nur Frauenarbeit. Auch die Töpferei wird bei den Bahutu nur von Frauen betrieben, bei den Batwa ebenfalls hauptſächlich von Frauen, aber auch von Männern (Nr. 19, S. 451).

Die Töpferei (inkono, Topf) wird natürlich vorwiegend da ausgeübt, wo der Boden den geeigneten Ton enthält. Das iſt in den Tonſchiefergebieten Urundis und Ruandas an vielen Stellen der Fall, wo ſich aus verwittertem oder auch abgeſchwemmtem Tonſchiefer guter Töpferton (uwumba) gebildet hat. Er iſt meiſt dunkelgrau bis ſchwarz. So kommt es, daß an ſolchen Stellen ganze Dörfer von Töpfern angeſiedelt ſind; ein Vorgang, der durch die Stammesabſonderung der pariaartigen Batwa noch ſehr erleichtert wurde und wird.

Der von den Männern gegrabene Ton wird mit Waſſer durchgeknetet und mit einer Keule geſchlagen, bis er von gröberen Teilen befreit und geſchmeidig geworden iſt. Dann wird auf eine Topfſcherbe als Unterlage ein kleiner runder, mit der Hand etwas flachgedrückter Tonklumpen gelegt und auf deſſen Rand ein wurſtförmiger Tonwulſt aufgeſetzt, ſo daß eine Art Schale entſteht (Taf. 7b). Dieſes An- und Übereinanderfügen von langen Tonwürſten wird nun fortgeſetzt, indem ſie mit der naſſen Hand flachgedrückt und miteinander verſtrichen werden, und dabei wird das Ganze auf der unterliegenden Scherbe (urudsjo) fortwährend hin und her gedreht (primitive Drehſcheibe) und mit der Hand unter Waſſerſpritzen geglättet, bis der Topf die gewünſchte Höhe und Form erreicht hat. Der Rand wird darauf mit einem Baumblatt ebenmäßig abgeſtrichen. Das eigentliche Glätten außen und innen wird aber erſt vorgenommen, nachdem das Gefäß ein wenig an der Luft getrocknet iſt. Man benutzt dazu ein Stück Kalebaſſe, ein Hölzchen, ein Stück Rinde oder einen kleinen flachen Stein. Und ſchließlich werden mit einem ſpitzen Holz- oder Eiſenſtück einfache Linienornamente (Wellenlinien oder zickzackförmige Reihen kurzer Striche) unter dem Hals eingekratzt. Färben der Töpfe oder Einritzen von Figuren oder gar Glaſieren gibt es nicht. Van der Burgt glaubt, in den Wellen- und Zickzacklinien der Topfornamente geheimnisvolle Symbole der „Blitze Imanas“, des oberſten Gottes, ſehen zu ſollen, alſo „eine Art Hieroglyphenſchrift“ (Nr. 19, S. 452). Ich glaube nicht an ſolchen Tiefſinn der Töpfer, ſondern halte die Muſter für eine rein mechaniſche Äußerung des Schmucktriebes, wie mir auch die Barundi und Batwa ſelbſt eine tiefere Bedeutung verneinten. Dieſelben einfachen, durch die primitive Technik mitbeſtimmten Ornamente haben auch unſere ſteinzeitlichen Tongefäße.

Der nunmehr fertige Topf wird erſt an der Sonne getrocknet und dann gebrannt. Zu dieſem Behuf wird als Unterlage eine größere Zahl bereits gebrannter Töpfe mit der Mündung nach unten auf den Erdboden geſtellt, darauf eine Reihe gekreuzter Mais- oder Sorghumſtengel gelegt und auf dieſe die neuen Töpfe dicht nebeneinandergeſtellt. Oben darauf häuft man trockenes Gras, da man nur ſelten Brennholz hat, zündet es an und fügt immer weiter dürres Gras hinzu, bis die Töpfe gründlich gebrannt ſind. Aus der Aſche werden endlich die nun fertigen Töpfe herausgenommen und durch Waſſerſpritzen abgekühlt, aber die anhaftenden Aſchenteilchen werden nicht entfernt, denn ſie ſind das Kennzeichen, daß der Topf noch nicht gebraucht iſt; einen ſchon gebrauchten würde ein Murundi nie von einem Mutwa kaufen.

Die Barundi und namentlich die Batwa machen Tongefäße verſchiedener Form und Beſtimmung (Taf. 48): kleine längliche, enghalſige Krüge zum Holen und Aufbewahren von Waſſer und Bier; große kugelrunde oder dickbauchige Töpfe mit größerer Öffnung zum Kochen; Näpfe und Schalen zum Trinken; bauchige Töpfe mit kegelförmigem Deckel zur Aufbewahrung von Butter; weite Trichter zum Einfüllen von Flüſſigkeiten; ſelten auch Gefäße mit zwei Öffnungen und Tabakspfeifen mit zwei Köpfen zu Votivzwecken, wie in Ruanda (Nr. 19, S. 452 und Textbild 11; Nr. 48, S. 318). Große dreibeinige Töpfe werden nur für den religiöſen Kultus angefertigt (S. 127).

Die Tabakspfeifen (inkono j'itabi, injungu) verdienen beſondere Erwähnung, obgleich ſie in der hauptſächlich „ſchnupfenden" Barundibevölkerung nur eine geringe Rolle ſpielen; ſie werden nämlich nur von Männern gemacht und ſind viel ſauberer und zierlicher als die übrigen Töpferwaren der Barundi. Die Grundform iſt dieſelbe wie in Ruanda, aber im einzelnen variieren die Formen zwiſchen ſpitz trichterförmigen und faſt kugeligen Köpfen je nach Laune des Verfertigers oder des Beſtellers (Taf. 49).

Kein einziges Tongeſchirr der Barundi hat einen flachen Boden oder einen Henkel, höchſtens einen Wulſt zum Anfaſſen. Sie müſſen deshalb beim Hinſtellen immer durch Steine geſtützt oder in eine Erdvertiefung oder einen Strohring geſetzt werden. Im Tanganikagebiet ſieht man zwar nicht ſelten Gefäße mit Henkeln oder Schnabelausgüſſen oder Füßen, aber dies ſind ſtets Fabrikate der Wawira vom kongoleſiſchen Weſtufer und meiſt auf beſondere Beſtellung ſo geformt. Die einfachen Urundigefäße ſind ſehr billig: in Uſumbura wird ein großer Kochtopf für 1 Heller, im Innern zwei Töpfe für 1 kete Perlen verkauft.

In der Flechterei (kudsjischa) ſind die Barundi kaum weniger geſchickt als die Banjaruanda, aber in der Muſterung und Ornamentierung ſtehen ſie weit hinter jenen zurück. Man kann in der Flechterei drei Arten unterſcheiden: Bindetechnik, Webetechnik, Näh- oder Schlingtechnik (Nr. 32a, S. 42). Die Bindetechnik iſt die einfachſte; ſie beſteht darin, daß Rohrſtengel oder Papyrusſtreifen oder Grasbüſchel oder Binſen nebeneinandergelegt und durch einige querlaufende Baſtſchnüre miteinander verbunden werden. So macht man Matten, offene Körbe, Siebe, aber dieſes Flechtwerk iſt ſo wenig dicht, daß es nur beſchränkte Verwendung finden kann. Matten gibt es ohnehin im innern Urundi nur ſehr wenige; ſelbſt die Häuptlinge ſetzen ſich gewöhnlich auf den bloßen Fußboden oder auf ein Fell. In einigen Gegenden braucht man aber ſolche aus langen Gräſern geflochtene Matten, um ſich zum Schlafen nackt darein einzuwickeln (N. 19, S. 390). Viel mehr Matten findet man im Tanganikagebiet, wo ihr Gebrauch vom Kongo und von Norden (Ruanda) her ſich eingebürgert haben mag. Bemerkenswerterweiſe ſind es in Urundi faſt immer die Männer, die die Matten flechten, auch die Batwa, während in Ruanda die oft wunderhübſch gemuſterten, fein geflochtenen Bodenmatten, Bettjalouſien, Bettmatten, die großen Wandſchirme u. dgl. nur von Frauen geflochten werden.

Eine viel breitere Ausdehnung findet die Webetechnik in der Verfertigung von Körben, Tellern, Beuteln, Säcken u. a. m. (Taf. 51). Gewöhnlich werden zwei Lagen feiner Baſtſtreifen rechtwinkelig ineinander verflochten wie ein Gewebe, und je nach dem Material iſt das Flechtwerk feſt und elaſtiſch oder weich und geſchmeidig, aber immer ſehr dicht. Die dazugehörigen Inſtrumente ſind nur ein dünnes Holzſtäbchen, das die Maſche zum Durchſchieben des Flechtfadens lockert, oder eine eiſerne Nadel ohne Öhr, aber mit einem Vorſprung, um den der Baſtfaden zum Durchziehen geſchlungen wird. So macht man große und kleine, runde und eckige, hohe und niedrige, offene und Deckelkörbe, lange enge Behälter zum Aufbewahren von Bierſaugröhren, ſehr große als Reiſekoffer dienende Deckelkörbe, Mehlſchwingen, Speiſeteller, Getreideſäcke, bisweilen auch Pfeilköcher u. a. m. Selten werden durch

Einflechten ſchwarz gefärbter Baſtſtreifen einfache lineare Muſter erzeugt. Dieſe Webetechnik iſt in Urundi ausſchließlich Frauenarbeit; nur die großen flachen Mehlſchwingen werden von den Männern gearbeitet (Nr. 19, S. 577), vermutlich weil dieſe Geflechte mit Kuhdünger gedichtet werden, alſo mit einem Erzeugnis der Rinder, mit denen ſich die Weiber prinzipiell nicht befaſſen dürfen.

In der *Näh- oder Schlingtechnik* endlich werden die Flechtwerke aus langen, dünnen, umwickelten Stroh- oder Baſtwulſten hergeſtellt (ähnlich wie die Bienenkörbe unſerer Bauern), die ſpiralförmig übereinander verlaufen und miteinander durch den die Wulſte umwickelnden Baſtfaden eng verbunden werden; daher auch *Spiraltechnik* genannt (Taf. 50). Dieſe Technik liefert Körbe und Schüſſeln mit dickeren, gegen Druck und Stoß widerſtandsfähigeren Wänden als die vorige; ferner waſſerdichte Becher, die langen Zipfeldeckel der Kürbisflaſchen für Bier, die oft ſehr hübſchen kranzförmigen Ringe zum Aufſtellen von Gefäßen und zum Tragen von Laſten auf dem Kopf. Auch dieſe Technik iſt nur Frauenarbeit. Stuhlmann nimmt an, daß ſie hamitiſchen Urſprungs ſei (Nr. 32a, S. 44), was ja ihre Hauptverbreitung und hohe Vollendung in den Batuſſiſtaaten erklären würde, und auch F. von Luſchan macht darauf aufmerkſam, daß ſie von den Somal bis zu den Ovambo charakteriſtiſch für hamitiſche oder hamitiſch beeinflußte Stämme iſt (Nr. 40, S. 252).

Schließlich ſeien die durch einfache kreuzweiſe Verknüpfung gedrehter Baſtſchnüre hergeſtellten Tragnetze erwähnt, in denen Kalebaſſen und andere Gegenſtände in den Hütten aufgehängt werden (Taf. 51). Dieſe Netze ſind den Barundi unentbehrlich, denn Flechtwerk kann auch in den Hütten nicht auf dem Fußboden ſtehengelaſſen werden, weil es von den Termiten angefreſſen wird.

Fiſchnetze werden von den See-Barundi des Tanganikagebietes in ähnlicher Weiſe mit weiten oder mit engen Maſchen geflochten, aber dies ſcheint eine von den kongoleſiſchen Wawira und Wabemba gelernte Kunſt zu ſein (Nr. 19, S. 577).

Das *Weben* von Gewandſtoffen iſt den Barundi unbekannt, denn ſie tragen Rindenſtoff- und Fellgewänder und erſt neuerdings europäiſche Baumwollgewebe.

Die *Holzſchnitzerei* (uwuwasi) tritt begreiflicherweiſe in einem ſo äußerſt baumarmen Land wie Urundi hinter der Töpferei, Flechterei und Metalltechnik zurück. Das meiſte Schnitzwerk wird in den weſtlichen Berggegenden hergeſtellt, wo es noch Reſte hochſtämmigen Urwaldes gibt, und von dort in die holzarmen zentralen Landſtriche verhandelt. Namentlich die Batwa ſind gute Holzſchnitzer, und zwar ſind es bei ihnen, wie bei den Bahutu und den Batuſſi, nur die Männer, die der Holzſchnitzerei obliegen. Die gewöhnlichen hölzernen Gegenſtände im Haushalt, wie Pfähle, Stäbe, Getreideſtößer, Hackenſtiele, Meſſergriffe u. dgl., verfertigt jeder ſelbſt, da ſie keine beſondere Kunſtfertigkeit erfordern, aber andere Holzarbeiten, die eine gute techniſche Kenntnis und Übung verlangen, wie Lanzenſchäfte, Bogen, Pfeile, Köcher, Handſcheiben, Melkgefäße, Blaſebälge, Schilde, Getreidemörſer, werden von Spezialiſten hergeſtellt, die ihre Erzeugniſſe vertauſchen oder verkaufen (Taf. 52). Charakteriſtiſch iſt auch für die Holztechnik der Barundi und Banjaruanda, was Stuhlmann an aller afrikaniſchen Holztechnik hervorhebt (Nr. 32a, S. 28), daß nämlich die Gegenſtände immer aus *einem* Stück Holz herausgearbeitet werden. Zuſammengeſetzte Werkſtücke ſind äußerſt ſelten: in Urundi wie in Ruanda nur die aus zwei flachen zuſammengebundenen Brettchen beſtehenden Meſſer- und Dolchſcheiden. Eine Verbindung von Schnitzerei und Flechtwerk iſt die eine Art der in Urundi äußerſt ſeltenen *Schilde* (ingabo), deren längliche Holzplatte mit Streifen von Fikusrinde oder von Rotang überflochten iſt, die bloß den zentralen Holzbuckel unbedeckt laſſen (Taf. 53). In Ruanda ſind dieſe beflochtenen Schilde, die Stuhlmann dem Kulturkreis der Bahima zuſchreibt (Nr. 32a, S. 30), häufiger, aber auch nur vereinzelt; erſt nach Uganda hin werden ſie häufig.

Als Handwerkszeug zur Holzbearbeitung haben die Barundi kein Spezialinſtrument, ſondern nur die beiden kleinen Hacken, das ſichelförmige langſtielige Haumeſſer (Taf. 46, Fig. 4), die wir ſchon bei Beſprechung des Ackerbaues kennengelernt haben (S. 49), ſowie die kurzen und langen Meſſer, die zu allem möglichen im Tagesgebrauch dienen (Textbild 16). Um Lanzenſchäfte zu runden und zu glätten, ſteckt man auf ein kleines zweiſchneidiges Meſſer ein Stückchen Holz und fährt mit dem dadurch gebildeten Winkel ſo lange auf dem Stab ſchabend hin und her, bis er die gewünſchte Form erreicht hat. Auch die hölzernen Armſcheiben werden, nachdem ſie aus dem Holzklotz herausgeſchnitten ſind, mit dem Meſſer ſo lange geſchabt und mit Fikusblättern (die wohl ſtark kieſelig ſind) ſo lange gerieben, bis ſie die elegante, mathematiſch korrekte Form und die glatte Oberfläche haben, die wir an ihnen bewundern müſſen.

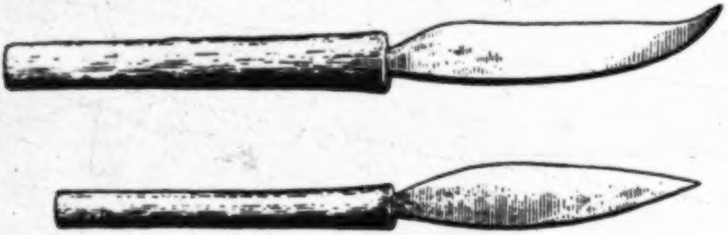


Fig. 16. Arbeitsmeſſer der Barundi.
(Muſeum für Völkerkunde, Berlin, Nr. [illegible].)

Die hier und dort auf Holzgeräten und Kalebaſſen angebrachten einfachen Ornamente paralleler Linien werden ſelten eingeſchnitzt, meiſt eingebrannt in einer Art Brandmalerei. Es werden nämlich hierzu auf einem alten Meſſer oder einer alten Lanzenſpitze kleine Scharten ausgebrochen, ſo daß mehrere ſägeartige Spitzen entſtehen. Fährt man nun mit dieſem glühend gemachten Eiſen über das Holz, ſo brennen dieſe Spitzen lauter parallele Linien ein (Nr. 19, S. 367). Im übrigen ſind Sägen zum Zerteilen des Holzes ebenſo unbekannt wie Bohrer und Nägel. Löcher werden deshalb ebenfalls mit glühenden Eiſenſpitzen ins Holz gebrannt, und Bretter oder Bohlen werden, in Ermangelung von Sägen, wie überall in Oſtafrika, aus dicken Stammſtücken herausgearbeitet, indem der Verfertiger von beiden Seiten des Klotzes ſo lange Späne und Splitter weghaut und -ſchneidet, bis ein Brett von der gewünſchten Dicke übriggeblieben iſt. Man kann daher in dieſen Ländern den Häuptlingen kaum etwas Willkommeneres ſchenken als eine ſtarke Handſäge, einen feſten Drehbohrer, Hämmer, eiſerne Nägel und ſonſtiges Handwerkszeug.

Tieriſche oder menſchliche Figuren habe ich in Urundi wie in Ruanda nirgends geſehen, weder eingeritzt noch eingeſchnitten noch in plaſtiſcher Schnitzerei. Erſt bei den See-Barundi am Tanganika findet man geſchnitzte Holzfiguren als eine aus dem Kongogebiet übertragene Kunſt. Erwähnenswert iſt ſchließlich noch die Verzierung vieler der hölzernen Handſcheiben — nicht aller — mit eingelegten eiſernen, kupfernen oder meſſingenen Spiralen, eckigen und runden Blättchen und Stiften (Taf. 34, 35). Zuweilen iſt die ganze Oberfläche von ſolchen dünnen Metallauflagen faſt lückenlos überzogen. Sie werden befeſtigt, indem man die Umriſſe der Metallſtückchen in das Holz einritzt, die Fläche innerhalb der Umriſſe etwas vertieft auskratzt, ſie mit Wachs ausſtreicht und dahinein die Spiralen und Blättchen eindrückt. Es ſind nur wenige Künſtler, die ſich auf dieſe Technik verſtehen. In Ruanda ſieht man ſolche Metallauflagen nur an wenigen Handſcheiben und an den zum Tanzſchmuck gehörenden Umhängehörnern (Zink- oder Bleiſtreifen).

Das größte und am mühſamſten herzuſtellende Holzſchnitzwerk der Barundi iſt das Boot, der Einbaum (ubwato). Wie wir oben (S. 73) geſehen haben, ſind Einbäume in dem baumarmen Lande ſelten und auf einige der größeren Flüſſe ſowie auf den Tanganikaſee mit dem Ruſiſſi beſchränkt. Sie werden im Auftrag und auf Koſten der Häuptlinge verfertigt, in deren Gebiet das Boot Fährdienſte tun ſoll, oder auf dem See im Auftrag zahlungsfähiger Fiſcherfamilien. Die beſten Bootbauer ſind die Batwa, zu deren Spezialität dieſe Technik gehört (Nr. 19, S. 367). Die beiden dazu nötigen Inſtrumente ſind die zweihändige Hacke mit querſtehendem Blatt und das kürzere einhändige Beil mit längsſtehendem Blatt. Der Baumſtamm — je dicker und je gerader, deſto beſſer — wird durch Tauſende von Kerbhieben zu Fall gebracht, mit den Äxten entrindet und zunächſt roh auf die gewünſchte Länge und Dicke des Bootes zugehauen. Dann wird ihm die äußere Form mit den bauchigen Seiten, dem rundlichen, kielloſen Boden und den etwas zugeſpitzten Vorder- und Hinterteilen gegeben und zuletzt erſt der innere Trog ausgehöhlt. Auch dieſe Arbeit wird lediglich mit den Äxten und Meſſern ausgeführt. Die Zuhilfenahme von Feuer, die anderwärts in Oſtafrika darin beſteht, daß man durch kleine, auf der Oberſeite des Stammes angelegte Feuer den Stamm allmählich nach unten und innen verkohlt und die verkohlten Teile von Zeit zu Zeit auskratzt, bis nur noch die Außenwand ſtehengeblieben iſt, kennen die Barundi nach eigener Ausſage nicht. Wenn das Werk im großen und ganzen fertig iſt, füllt man das Boot, ehe es von Stapel gelaſſen wird, innen mit Waſſer, um ſeine Dichtigkeit zu prüfen. Sind etwaige Riſſe dicht gemacht, ſo wird der Einbaum unter Beteiligung einer großen Menſchenmenge mit feſtlichem Lärm ins Waſſer geſchoben und gezogen.

> Oft muß das über eine weite Landſtrecke geſchehen, was mehrere Tage dauern kann. Da geht ein Umufumu (Zauberer) voraus und ſtreut heilbringendes Pulver auf den Weg, um das Boot unbeſchädigt zu Waſſer zu bringen. Sobald es ſchwimmt, ſingen und tanzen die Feſtteilnehmer auf beiden Flußufern. Dann ſetzt man einen mit Flußlehm beſchmierten Topf Bananenbier in das Boot, und die Nächſtbeteiligten trinken daraus und ſpucken in den Fluß, um die böſen Geiſter mild zu ſtimmen. Mit dem Lehm aber beſchmieren die Leute ſich und ihren Angehörigen die Stirne, um ſich beim Gebrauch des Bootes gegen Unfall zu ſchützen. Dann fährt das Boot an das andre Flußufer, wo von den dortigen Leuten dieſelben Zeremonien vollführt werden. Ein Tanz der Abafumu (Medizinmänner) und eine allgemeine Kneiperei ſchließt die Weihe des Bootes ab. (Nr. 19, S. 66.)

Fehler in der Schwimmfähigkeit und Balancierung des Bootes, die ſich nun herausſtellen, ſucht man nachträglich durch weiteres Schnitzen mit Meſſer und Beil und durch Einlegen von Ballaſtſteinen zu korrigieren. Daß die Einbäume weder Sitze noch Steuer haben, wurde ſchon oben (S. 73) erwähnt, desgleichen die Art ihrer Fortbewegung.

Die ſehr einfache Technik der Rindenſtoffabrikation (Fikusbaſtfilz) habe ich ebenfalls ſchon oben (S. 31) beſprochen.

Auch die Technik der Fell- und Lederbearbeitung iſt ſehr einfach. Da die Barundi nur ſelten ein Fellſtück als alleinige Kleidung tragen und ſonſt Häute hauptſächlich als Decken benutzen, die Batwa aber die Fellkleidung vor dem Rindenſtoff bevorzugen, ſind auch die Batwa die geſchickteſten Lederarbeiter (abaharra). Die Technik iſt aber dieſelbe bei den Batwa und den Bahutu. Wenn es ſich nur um Herſtellung von feſtem, hartem Leder zu Gefäßdeckeln, Pfeilköchern, Bindungen, Befeſtigung von Pfeilſpitzen uſw. handelt, wird die Haut einfach reingeſchabt und an der Sonne getrocknet. Soll jedoch weiches, biegſames Leder (urusato) zu Gewändern und Decken fabriziert werden, ſo muß es gegerbt werden. Da man in Urundi aber die Loh- und die Weißgerberei ebenſowenig kennt wie urſprünglich im ganzen übrigen Afrika (Nr. 32a, S. 47), ſo wird hier das Fell nach der Art der Sämiſchlederfabrikation bearbeitet. Zuerſt wird die Haut mit vielen durch die Ränder geſteckten Pflöcken auf dem Boden ſtraff ausgeſpannt und mit einem Meſſer die Haare und die noch anſitzenden Fleiſch- und Fettrunzeln glatt abgekratzt. Faſt trocken, wird die Haut dann abgepflöckt, mit Fett oder Butter eingerieben und tüchtig mit beiden Händen Stück für Stück durchgewalkt, bis ſie geſchmeidig und weich geworden iſt (Nr. 19, S. 425). Schließlich reibt man ſie mit etwas weißer Verwitterungserde (Kaolin) ein, um ihr ein hübſches Ausſehen zu geben. Felle für Decken werden ebenſo behandelt, aber die Haare nicht entfernt.

In der Eiſeninduſtrie ſind die Leiſtungen der Barundi gut, zum Teil ſogar hervorragend. Dies iſt eigentlich verwunderlich, da die Schmiedetechnik angeblich erſt zur Zeit des Ruandakönigs Ruganza, alſo vor etwa zwei Jahrhunderten, aus Nordoſten, wohl aus Kiſſaka, durch eine ſagenhafte Perſönlichkeit, Kigwe, nach Urundi eingeführt ſein ſoll. „Vorher habe man ſich“, wie mir v. d. Burgt ſchreibt, „zur Bodenbearbeitung der Holzhacken bedient, ebenſo wie man Pfeile und Lanzen aus Holz gehabt hätte.“ Ein alter Mutwa hat v. d. Burgt erzählt, daß er ſelbſt in ſeiner Jugend noch ſolche Holzgeräte geſehen habe. Jetzt gibt es, wie auch ich beobachtet habe, keine hölzernen Waffen und Hacken mehr, aber wenn v. d. Burgt meint, die Rückſtändigkeit der Eiſeninduſtrie der Barundi komme daher, daß es im Boden Urundis keine Eiſenerze gebe (Nr. 19, S. 250), ſo irrt er ſich. Ich habe an vielen Stellen ausgezeichnetes Eiſen (itschjuma) in Geſtalt von Brauneiſenſtein und von Eiſenglanz gefunden. Dagegen kann ich beſtätigen, daß die Barundi nicht verſtehen, dieſe einheimiſchen Eiſenerze abzubauen und zu verhütten. Schmelzöfen wie in Ruanda, wo ich ſie in voller Tätigkeit ſah, gibt es in Urundi nicht. Die Barundiſchmiede verarbeiten lauter von auswärts eingeführtes Eiſen, teils ſolches, das in Form von Hacken aus Uſindja (Südvictoriaſee) durch Vermittlung der Baha und Baſſuwi importiert wird, teils europäiſchen Eiſendraht, der vom Tanganika her ins Land kommt. Dieſes eingeführte Eiſen verarbeiten die Bahutu- und Batwaſchmiede zu den landesüblichen Formen der Hacken, Meſſer, Haumeſſer, Speerſpitzen, Pfeilſpitzen, Armringe uſw.; Bahutu und Batwa in derſelben Weiſe, und zwar ſind die Batwa offenbar die geſchickteren Schmiede. Eine beſondere Gilde bilden in Urundi die Schmiede nicht, aber das Handwerk iſt in beſtimmten Familien erblich. Die Schmiede wohnen und leben mit den anderen Barundi und genießen wegen ihrer Kunſt eine hohe Wertſchätzung. Es ſind alſo doch berufsmäßige Fachhand-

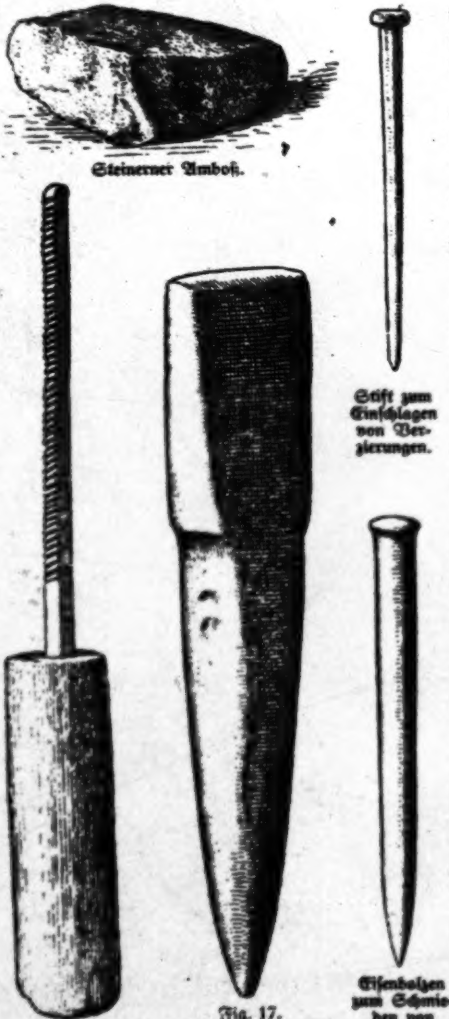

Steinerner Amboß.
Stift zum Einſchlagen von Verzierungen.
Feile.
Eiſerner Hammer.
Eiſenbolzen zum Schmieden von Hohlformen.

Fig. 17.

(Alle 5 Figuren im Muſeum für Völkerkunde, Berlin, Nr. 6380.)

werker, die für den Verkauf arbeiten. Nebenbei betreiben ſie aber wie in Ruanda oft auch Ackerbau.

Die **Werkſtatt** (uruganda) iſt eine kleine, allſeits offene Rundhütte, in deren Mitte eine Vertiefung im Erdboden das Kohlenfeuer enthält. Da ſie Holzkohlen zu ihrem Handwerk brauchen, ſitzen ſie in dem holzarmen Land meiſt in der Nähe der Waldreſte und der Uferbüſche der Flüſſe. Nach dem Innern werden aus den Randbergen Holzkohlen in langen Bananenblattbündeln verhandelt. Neben der Feuerſtelle liegt der Blaſebalg, ein **Gefäß- oder Schalenblaſebalg** (umuvuba) in Form eines großen hölzernen Doppellöffels, über deſſen beide Öffnungen je ein Ziegenfell loſe geſpannt iſt (Taf. 45, Fig. 2). Ein in der Mitte jedes Felles angebundener Holzſtab dient als Stempel, durch deſſen Auf- und Abbewegen die Luft aus dem Gefäß in die gemeinſame Endröhre getrieben wird. Der Bläſer ſteht oder hockt hinter dem Blaſebalg, hat in jeder Hand einen Stempel und bewegt dieſe abwechſelnd ſchnell auf und ab. Dieſelbe Gebläſeform iſt in Ruanda gebräuchlich, wo ſie auch zum Anblaſen der Schmelzöfen benutzt wird. In Urundi ſoll (nach Stuhlmanns Kärtchen in Nr. 32a, S. 62) noch eine andere Form, der Schlauch- oder Sackblaſebalg vorkommen; ich habe aber darüber nichts erfahren können. Der beſchriebene üblichere Gefäßblaſebalg iſt aus **einem** Stück Holz geſchnitzt und mündet in eine kurze trichterförmige Tonröhre, die direkt in die glühenden Kohlen geſteckt wird und dieſe anblaſend in Glut erhält. Von Zeit zu Zeit wird der glühende Kohlenhaufen mit Waſſer beſpritzt.

Auf der anderen Seite der Feuerſtelle liegt ein harter Stein als Amboß(Textbild 17). Mit einem naſſen klammerförmigen Holzſtück oder einem ſpitzen Eiſenſtift ſchiebt man das zu bearbeitende Stück Roheiſen in die Kohlenglut und holt es damit wieder heraus. Auf dem Amboß wird es nun mit dem Hammer (injondo) bearbeitet, einem ſchweren, mehrkantigen Eiſenſtück, das keinen Holzſtiel hat, ſondern an einem Ende griffartig verlängert iſt, ſo daß es feſt gepackt werden kann. Das Eiſen wird ſo lange gehämmert und wieder geglüht, bis alle Schlacken herausgetrieben ſind. Dann wird es mit dem Hammer zur Form des gewünſchten Gegenſtandes ausgeſchmiedet. Als Hilfswerkzeuge dienen dabei ein dicker abgerundeter Bolzen, über deſſen runden Kopf das glühende Eiſenſtück zu Hohlformen, z. B. Glocken, Düſen der Speerſpitzen uſw., gehämmert wird; ein kurzes ſpitzes Eiſenſtück, mit dem einfache Punktmuſter in die Armringe, Haumeſſer und andre Gegenſtände gepunzt werden; ein altes Meſſer, mit dem glühende Eiſenſtücke entzweigehauen werden, indem man es als Keil daraufſetzt und mit dem Hammer daraufſchlägt; eine Feile, beſtehend aus einem gekerbten Eiſenſtück mit Holzgriff, mit dem an den erkalteten Schmiedearbeiten die Unregelmäßigkeiten abgeraſpelt werden; und ſchließlich einige harte glatte Steine zum Polieren.

Ob die Barundi auch das Drahtziehen verſtehen, habe ich nicht erfahren können. Zum Umwickeln der Armſpangen und der Meſſerſcheiden mit Eiſen-, Kupfer- oder Meſſingdraht benutzen ſie eingeführte europäiſche Drahtſorten.

Die Verwendung von Kupfer (umurinda) und Meſſing iſt in Urundi ſehr gering, mit Ausnahme des Tanganikagebietes, wo ſeit langer Zeit das vom Kongo (z. B. Katanga) herüberkommende Kupfer und Meſſing vielerlei Verwendung findet. Im großen Innern Urundis wird kein Kupfererz gewonnen, und das wenige vom Tanganika her in Drahtform eingeführte Kupfer wird kalt ausgehämmert, um einfache Armſpangen, kleine Glöckchen als Anhängeſchmuck, kleine Plättchen zum Einlegen in die großen hölzernen Armringe u. dgl. zu verfertigen. Das Gießen von Metall in Gußformen iſt in Urundi wie in Ruanda unbekannt.

Siebentes Kapitel

Politiſches; Recht, Soziales; Clans, Totemismus

1. Krieg, Königtum, Lehnsweſen

Die Geſchichte der Barundi — ſoweit ſie eine geſchichtliche Überlieferung haben — zeigt, daß dieſes Volk unter ſtarken, energiſchen Königen außerordentliche kriegeriſche Taten vollbracht hat, die das Land lange Zeit vor der Bedrückung ſchwarzer oder arabiſcher Eroberer (Ruanda, Mirambo, Wangoni, Rumaliſa) bewahrt hat. Erſt der Niedergang der Dynaſtie in den letzten Jahrzehnten und der Mangel einer großen herrſchenden Perſönlichkeit hat auch den kriegeriſchen Geiſt und die kriegeriſche zuſammenfaſſende Organiſation geſchwächt, ſo daß die deutſche Okkupation nicht auf beſondere Schwierigkeiten geſtoßen iſt. Die heutigen Barundi, d. h. Batuſſi, Bahutu und Batwa, ſind trotz ihrer reizbaren, zu Streit und Prügelei neigenden Natur und trotz ihrer zahlloſen inneren Fehden nicht kriegeriſch nach außen. Sie ſind friedlich, wenn man ſie in Frieden läßt.

Auch früher in ihrer politiſch ſtarken Zeit führten die Barundi nicht große Kriege zu expanſiver Eroberung wie die Wangoni und die Wahehe, ſondern an der Tagesordnung war der innere Kleinkrieg des einen Murundihäuptlings gegen den andern, die ewige Clan- und Familienfehde im Lande ſelbſt. Nur wenn fremde Eroberer eindrangen, wurde es bitterer Ernſt; dann erhob ſich nach verſchiedenen kleineren Abwehrverſuchen ſchließlich das ganze Volk unter ſeinem führenden König und warf den Eindringling hinaus. So z. B. den Araberführer Rumaliſa mit ſeinen ſklavenjagenden Banden (S. 165).

Bei den inneren Zwiſtigkeiten und Kleinkriegen, wie ſie auch heute noch oft genug vorkommen, ohne daß ſich unſere Regierung viel einzumiſchen genötigt ſähe, geht es ſelten ſehr blutig zu. Wenn ein Häuptling gegen ſeinen Nachbar Anlaß zu Streit und Klage hat, ſucht er ihn erſt friedlich durch „Zauberer“ zum Nachgeben zu bewegen. Bleibt dies erfolglos, ſo ſchickt er ohne Kriegserklärung ſeine Leute gegen ihn aus. Der Kriegshaufe beſteht faſt nur aus Bahutu und Batwa, während die Batuſſi einige Anführer ſtellen, ſich aber gewöhnlich vorſichtig zurückhalten. Der Bedrohte bekommt durch ſeine Freunde ſchnell Kunde von der nahenden Gefahr und weicht ihr entweder aus oder ſucht nun durch ſeine Leute den Gegner an Habe und Gut zu ſchädigen. Jeder iſt beſtrebt, ſeinem Feind ſoviel Rinder wie möglich wegzunehmen, ſoviel Männer zu verwunden oder zu töten wie möglich und durch nächtlichen Überfall die Gehöfte auszurauben, niederzubrennen und die Weiber gefangen wegzuführen. Selten kommt es zu offenem Kampf der beiden feindlichen Parteien, und ſelten werden in einem ſolchen Krieg mehr als ein Dutzend Menſchen getötet (Nr. 19, S. 276). Hauptſächlich bekämpft man ſich, wie die Helden Homers, durch gegenſeitige Beſchimpfungen oder durch Zauberei, die dem Feind par distance ſchaden oder ihn töten ſoll. Die eigenen Leute aber ſchützt der Medizinmann durch beſondere Zaubermittel (Steinchen, Pflanzenſtückchen, Knochenſtückchen, die alle angehängt werden) gegen Verwundung und Verzauberung.

Bei Fehden großer Häuptlinge gegeneinander oder bei Kriegen des Königs gegen eindringende äußere Feinde — als welche bis vor wenigen Jahren auch die Deutſchen angeſehen wurden — iſt natürlich das Aufgebot und der Aufwand größer. In dieſem Fall müſſen alle Männer und alle hinreichend kräftigen Jünglinge unter die Waffen treten, während die Weiber, Kinder und Rinder in ſichere Verſtecke gebracht werden. Zuerſt iſt immer die Leibwache (abagendanji) zur Stelle, die ſich jeder große Häuptling auch im Frieden hält. Es ſind ausgeſuchte Leute, die vom Häuptling mit Rindfleiſch genährt und mit einer Art Uniform in Geſtalt eines weißen Fellſchurzes bekleidet werden; ihr Führer, der ſtets ein Mutuſſi iſt, iſt durch einen beſonderen Schild ausgezeichnet. Häufig beſteht die Leibgarde nur aus Batwa. Alle anderen Krieger eilen auf das Dröhnen der Kriegstrommel herbei, jeder mit 2 Speeren, 1 Bogen und 4—5 Pfeilen bewaffnet. Um den Feind zu ſchrecken, bemalen ſich die Krieger das Geſicht, den Schädel und viele Teile des übrigen Körpers mit weißen und roten Linien, Flecken und Schnörkeln aus pulveriſierter Tonerde, und verleihen ſich dadurch wirklich ein greuliches Ausſehen. Auch jetzt miſcht ſich natürlich der Medizinmann mit allem möglichen Zauber ein, um dem Feind zu ſchaden. Der Häuptling oder der König zieht nur in wirklich großen Kriegen, wenn es ſich um Exiſtenzfragen handelt, mit ins Feld. An den Grenzbächen — die Grenzen ſind meiſtens Bäche — wird den Schutzgeiſtern geopfert, auf den Pfaden der Feinde werden ſchädliche Pulver ausgeſtreut, in den Eingeweiden von Hühnern und Schafen wird die Zukunft geleſen und demgemäß Vorkehrung getroffen. Wenn es geht, läßt der Zauberer ſogar ein geweihtes Rind (ingabe) gegen den Feind anlaufen. Rennt es durch die feindlichen Reihen, ſo iſt es ein gutes Zeichen, dem ſich ſogar der Feind ſelbſt unterwirft; kehrt es aber vor dem Feind um, ſo bedeutet es Übles, ſo daß man ſich auf Friedensverhandlungen einläßt (Nr. 19, S. 277).

Wenn trotz alledem einmal ein offener Kampf zuſtande kommt, reißt ſehr bald die eine Partei aus, nachdem einige Mann durch Speerwürfe und Pfeilſchüſſe gefallen oder verwundet ſind. Die Sieger fallen dann über die Gehöfte her, ſengen und brennen und ſchleppen alles weg, was Wert für ſie hat, vor allem das Vieh. Heimkehrend werden ſie dann mit jubelndem Trillergeſchrei der Weiber empfangen, und es beginnt ein großes Tanz-, Kneip- und Fleiſchfreßfeſt, das oft Wochen dauert, ſolange der Häuptling Bier und Rinder dazu ſpendet. Wenn aber der feindliche Häuptling gefangen worden iſt, wird er gewöhnlich getötet. Wirklichen Friedensſchluß gibt es ſelten. Meiſt vererbt ſich die Feindſchaft der Häuptlinge nach dem ungeſchriebenen Geſetz der Blutrache auf Sohn und Enkel, ſo daß eine ewige Beunruhigung im Land herrſcht, wenn nicht eine ſtärkere Fauſt eingreift. Das hat denn auch unſere Schutztruppe wiederholt tun müſſen und mit Erfolg getan, wenn es ſich um gefährliche Störungen des Landfriedens unſerer Kolonie handelte. Aber in die kleinen inneren Streitigkeiten darf ſich nach einem ſehr richtigen Gouvernementserlaß der deutſche Reſident nicht einmiſchen; ebenſowenig wie der Reſident von Ruanda in die dortigen oft genug blutigen inneren Krakeele. Dieſe werden daher noch lange andauern, bis ſie mit der fortſchreitenden wirklichen Beſetzung des Landes durch unſer Militär völlig zur Ruhe kommen werden.

Urundi war jahrhundertelang, bis zur deutſchen Okkupation, ein einheitliches Königreich; freilich nur der hiſtoriſchen Entwicklung und dem Namen nach, denn in Wirklichkeit hatte ſich eine ganze Reihe der Großen des Landes mehr oder minder unabhängig vom König gemacht. Das Gouvernement hat, wie wir im geſchichtlichen Überblick ſehen werden (S. 166), nach dem Tod des alten Königs Kiſabo die Unabhängigkeit einiger dieſer Großen vom König anerkannt, aber auch dort gilt im Volk der freilich faſt ſchemenhaft gewordene ferne König noch in mancher Beziehung, namentlich im religiöſen Kult, für das Oberhaupt des Reiches.

Ideell herrſcht der König abſolut über ganz Urundi, und wer ſich ihm nicht fügt, iſt abtrünnig und revolutionär. Dieſer Anſpruch auf die königliche Obergewalt gründet ſich in letzter Linie darauf, daß der König dem alten Herrſcherſtamm der Baganwa entſproſſen iſt und ſelbſt als ein halb göttliches Weſen angeſehen und verehrt wird. In dieſer Eigenſchaft iſt er das Haupt der nationalen Religion und das religiöſe Haupt der Nation, einerlei, welcher Art der gegenwärtig herrſchende König perſönlich iſt. Vereint ſich mit dieſem religiöſen Anſehen ein kluger Kopf und ein ſtarker Wille, ſo iſt es dem Träger der „Krone“ nicht ſchwer, ſeinem Anſpruch auf die abſolute Alleinherrſchaft im ganzen Urundireich Geltung zu verſchaffen. Das lehrt die Geſchichte Urundis.

Der offizielle Titel des Königs lautet in Urundi wie in Ruanda und auch in Uſipa (Nr. 47, S. 29) umwami, d. h. der zur Herrſchaft Emporgeſtiegene; auch ſpricht man vom Urundikönig als dem njen' ingoma, d. h. Beſitzer der (heiligen) Trommel, oder umvijéji, d. h. Vater, Herr.

Die dem König am nächſten ſtehende Perſönlichkeit iſt der umufumu w'umwami, der „Hauskaplan“, Oberprieſter; meiſt ein hervorragend kluger Mann, der dem halbgöttlichen König ſtets beigeordnet iſt und ihn auch in weltlichen Dingen zuerſt beratet. Dieſem ſteht ein „Hof-kiranga“, ein Obermagier oder Zauberer, zur Seite. Unter den Beamten des Hofſtaates gibt es Küchenmeiſter, Fleiſcher, Brennholzbewahrer, Stallmeiſter, Waſſerverſorger, Kuhmelker, Nachtwächter, Leibgarde u. a. m. Als politiſche Perſönlichkeiten leben in der Umgebung des Königs Vertreter der großen Chefs, der Provinzgouverneure, ähnlich wie am Hof des Muſinga von Ruanda. Wie dort ſind es aber auch hier vielfach die Gouverneure ſelbſt, die zeitweilig oder dauernd an den Königshof gezogen werden, weil ſie der König aus irgendeinem Verdachtsgrund in ſeiner unmittelbaren Nähe und Aufſicht haben will.

Dieſe Provinzgouverneure ſind in Urundi faſt durchweg Mitglieder der Königsfamilie (abaganwa) oder einer der vier mit dem Königshaus verſchwägerten Sippen des hohen Bahimaadels (ſ. S. 91, 101, 182), während in den Unterbezirken der Provinzen einfache Batuſſi als Regierungsbeamte (abatware oder bätwale) eingeſetzt ſind; mitunter, namentlich im Südoſten, gibt es auch Bahutu als Batwale. Dieſes Amt iſt in den eingeſetzten Familien erblich, aber der König kann nach dem Tod des Mutwale die Erbfolge des Sohnes kaſſieren und auch ſonſt jederzeit einen anderen Mutwale einſetzen (Nr. 19, S. 267).

Dieſelbe Beamtenorganiſation beſteht auch in Ruanda. Desgleichen iſt in Ankole das ganze Land aufgeteilt an 9 dem König verantwortliche Gouverneure oder Großbatwale, die dort den Namen Bakungu führen und ſämtlich dem Königsclan der Abahinda angeführt. Jeder Mukungu hat mehrere Diſtriktchefs unter ſich, die aber lauter Vertreter von Bahima-Clans ſind, und deren jeder von ſeinem Clan gewählt wird, alſo Clanälteſter iſt. Dieſe beſitzen die niedere Gerichtsbarkeit über ihre Clangenoſſen, während Streitigkeiten verſchiedener Clans vom Mukungu entſchieden werden. Das Amt des Mukungu iſt erblich. (Nr. 27, S. 98.)

So feſt fundiert wie in Ruanda (König Muſinga) iſt aber das Königtum in Urundi nicht oder noch nicht, was vor allem ſeine Urſache in dem viel lebhafteren Unabhängigkeitsſinn der Barundi und in der noch ſehr ſtarken Clanorganiſation der Batuſſi und der Bahutu hat; aber die Könige Urundis und ihre mächtige Sippe, der Clan der Baganwa, haben es doch im Lauf der letzten zwei Jahrzehnte durchgeſetzt, daß faſt überall im Land an Stelle der Clanälteſten, die früher das Heft in der Hand hatten, die Beamten und die Lehnsleute des Königs getreten ſind, die der abſoluten Herrſchaft des Königs Vorſchub leiſten.

Wie in Ruanda und den anderen Bahimaſtaaten, von Unjoro im Norden bis Uſipa im Süden (Nr. 47, S. 74), ſo gehört auch in Urundi alles Land und Volk und Vieh dem König vermöge ſeines angeſtammten Erobererrechtes. Er verteilt das ganze Land an die Mitglieder ſeiner Familie und ſeines Clans, der Baganwa, zu *Erblehen*, das er aber jederzeit widerrufen kann, wenn er mit dem Inhaber unzufrieden iſt. Dieſe großen Lehnsleute oder Groß-Batwale teilen ihr Gebiet wieder in viele kleineren Lehen an ihre Gefolgſchaft auf, und dieſe wieder weiter, ſo daß das ganze Land von einem rieſigen *Netz von Lehnsleuten* des Königs überzogen iſt (ſ. S. 171), die ſehr überwiegend Batuſſi ſind, und deren geringſte etwa die Stellung von Dorfſchulzen haben. Die unterſte territoriale Einheit dieſer großen Verwaltungsorganiſation iſt der *Berg*, der Plateaurücken (umutumba, umurambi), denn in dem von Sumpftälern außerordentlich zerſchnittenen Hochland iſt nicht das Tal, ſondern der Berg der Träger der Siedelungen. Die Grenzen der Provinzen und ihrer Untergebiete ſind darum faſt überall die Bach- und Flußtäler, denn dieſe ſind die ausgeprägteſten und wirkſamſten natürlichen Trennungen der Landſchaften und ihrer Bewohner. Die großen Lehen bilden freilich nur ſelten geſchloſſene Komplexe in *einer* Landſchaft, ſondern beſtehen faſt immer aus zahlreichen kleineren, auf verſchiedene Provinzen verteilten Landſtücken, damit die großen Lehnsmänner dem König nicht zu mächtig werden.

Alle Lehnsleute haben natürlich dem König beſtimmte *Leiſtungen* zu machen, aus denen dieſer ſeinen rieſigen Haushalt beſtreitet, ſeine Beamten bezahlt und ſeine Kriege führt. Nach der Art der Verpflichtungen gibt es drei Arten von Lehen: 1. *Landlehen*, deren Inhaber dem König regelmäßig beſtimmte Anteile aus dem Ertrag der Felder abzuliefern haben; 2. *Viehlehen*, die monatlich eine beſtimmte Anzahl Rinder ſowie Milch und Butter liefern müſſen; 3. *Kriegslehen*, deren Inhaber eine beſtimmte Kriegerſchar ſtets ſchlagfertig zu halten und auf Befehl des Königs ſofort zu ſtellen haben. Zuweilen ſind die genannten drei Lehnsarten in einer Landſchaft auf einen Lehnsmann vereinigt, was die Verwaltung weſentlich vereinfacht; öfters aber bekommt der Lehnsmann zwar den Berg zu Lehen und die daſelbſt wohnenden Bahutu als ſeine Leute, aber nicht zugleich alle Gerechtſame, ſondern auf demſelben Berg kann ein anderer Mutuſſi das Kriegslehen erhalten, d. h. die Pflicht, für den Kriegsfall die dortigen Männer zuſammenzubringen, oder es kann einem dritten Mutuſſi auf dieſem Berg die Verteilung des Weidelandes unterſtellt ſein uſw. Durch dieſe Einrichtung wird bezweckt und erreicht, daß jeder der Berechtigten den anderen eiferſüchtig überwacht und daß der König die Zügel der Regierung überall feſt in der Hand behält.

Der mit einem Lehen begabte Mutwale iſt aber in ſeinem Lehnsbereich Herr über die untergebenen Bahutu und Batwa. Insbeſondere beſtimmt er die Arbeitsleiſtungen ſeiner Leute und übt die gewöhnliche Gerichtsbarkeit aus. Die Stellung der Untergebenen iſt jedoch keineswegs etwa ſklaviſch, ſondern die Leute genießen eine Menge Freiheiten und zugeſtandene Rechte und haben immer einen Rückhalt an ihrer Sippe, ihrem Clan, der wirkliche Gewalttaten der Batwale wie jeglicher andern Perſon in Heimlichkeit blutig zu rächen pflegt. Es iſt eine Art Feme, vor der auch die größten Batuſſi-Batwale Reſpekt haben. Übrigens hat jeder Muhutu das Recht, ſeinen Lehnsherrn, der ihn ſchlecht behandelt, zu verlaſſen und ſich einen andern Herrn zu ſuchen. Da aber das Anſehen und der Reichtum eines Mutuſſi hauptſächlich von der Zahl ſeiner Leute abhängt, ſo hat er ſelbſt das größte Intereſſe daran, daß ſeine Leute nicht wegen ſchlechter Behandlung weglaufen.

Um die großen Lehnsmänner und Batwale nicht allzu ſelbſtändig werden zu laſſen, läßt ſie der König ſtets von Spionen umgeben. Im übrigen ſorgen ſchon Eiferſucht und Neid dafür, daß jeder Mutwale von ſeinen Nachbarn gründlich kontrolliert wird. Natürlich wird koloſſal intrigiert und denunziert. Erweiſt ſich die dem König gemachte Anzeige der Untreue oder des Hochverrats als richtig, ſo ſchreitet die königliche Juſtiz ſchnell mit Speer und Gift. Trotzdem haben es mehrere Groß-Batwale verſtanden, im Lauf der Jahrzehnte ein großes Maß von Selbſtändigkeit zu erringen; namentlich die in den exponierten Grenzbezirken nach Ruanda und nach Uſſuwi hin wohnenden. Sie entrichten zwar noch einen beſtimmten Naturaltribut an den König, können aber ſonſt tun und laſſen, was ſie wollen, falls ſie nicht den Landesfrieden brechen und nicht das militäriſche Einſchreiten unſres Reſidenten nötig machen.

In der Regel wird der König oder der prinzliche Gouverneur an dem Lehnsverhältnis nichts ändern, wenn der Lehnsmann regelmäßig ſeine Abgaben entrichtet, ſeine Untertanen in Ordnung und in furchtſamer Abhängigkeit hält, in Kriegsfällen ſchnell die nötigen Mannſchaften ſtellt und dienſtwillig und königstreu bleibt. Von den Batwale hängen ſchließlich in den einzelnen Ortſchaften oder Gehöftgruppen Kommunalbeamte (bisonga) ab, die die Steuern eintreiben, Fronarbeiten verrichten laſſen, die niederſte Gerichtsbarkeit ausüben uſw.

Zur Beratung wichtiger Angelegenheiten ſteht dem König wie auch den Provinzgouverneuren und den Batwale ein Staatsrat reſp. Gemeinderat zur Seite, der aus den angeſehenſten und vermögendſten Männern des Landes, reſp. der Landſchaft, worunter namentlich die Clanälteſten (abagabo) vertreten ſind, vom König oder dem betreffenden Gouverneur ernannt wird. Der König oder der Mutwale ſitzt dem bei wichtigen Anläſſen einberufenen Rat vor, iſt aber in ſeinen Entſchlüſſen nicht an die Beratung gebunden (Nr. 19, S. 267). Die Batwale ſind dem König für alle Vorgänge in ihrem Verwaltungsbezirk verantwortlich, haben aber über die ihnen unterſtellte Bahutu- und Batwabevölkerung faſt abſolute Gewalt, die auch das Recht der Tötung einſchließt. Von einem ungerechten Mutwale können die bedrückten Untertanen zwar an den Provinzgouverneur oder an den König ſelbſt appellieren, aber ſie kommen ſehr ſelten zu ihrem Recht, denn „der Zar iſt fern und der Himmel iſt hoch“. Der abſolute, halbgöttliche König hat natürlich immer recht und alles Recht, ihm gehört alles Land und alles Vieh, und er gibt davon zu Lehen, an wen er will, wieviel und wann er will, und er nimmt Beſitz und Leben von jedem Untertanen, wie es ihm gut dünkt.

So iſt es de jure, und ſo iſt es auch in praxi, wenn der König ein willensſtarker Mann iſt, wie deren Urundi eine ganze Reihe gehabt hat. Iſt er aber ein Schwächling, entbehrt er der verſchlagenen Klugheit und des Grades von furchterregender Gewalttätigkeit und Grauſamkeit, die zu den nötigen afrikaniſchen Herrſchertugenden gehören, wie z. B. der gegenwärtige ſchwache König Mutaga, ſo iſt ſein Abſolutismus nur Schein, und die wahren Herrſcher ſind die Häupter der königlichen Sippe, die Baganwa oder Abaganwa, die die Königspuppe nach ihren Wünſchen tanzen laſſen. Das ſind dann Zeiten, in denen ſich einzelne Provinzgouverneure ſelbſtändig und unabhängig machen, andere Landesteile unter die Botmäßigkeit fremder Nachbarſultane (z. B. Ujogoma zeitweilig unter Uſſuwi) geraten und im ganzen Reich eine mehr oder minder große Anarchie herrſcht. Über die Entwicklung dieſer Verhältniſſe und über die gegenwärtige Lage der Dinge vgl. das Kapitel Geſchichte, S. 151 ff.

Das gegenwärtige Daniederliegen des Königtums, die Schwächung der zentralen Gewalt, den Zerfall des früheren ſtarken Einheitsreiches hat die deutſche Kolonialregierung im eigenen Intereſſe ſanktioniert, indem ſie gleichzeitig verſucht, das Regiment des deutſchen Reſidenten allmählich an die Stelle der oberſten Königsgewalt zu ſetzen. Das Königtum ſelbſt kann ſie nicht beſeitigen, wenn ſie nicht den Kampf gegen das geſamte Batuſſitum aufnehmen will; dazu iſt unſre Macht noch zu gering. In Zukunft wird aber ſehr viel davon abhängen, was für ein Mann aus der alten Herrſcherdynaſtie Nachfolger des jetzigen ſchwachen Scheinkönigs Mutaga werden wird, und wie ſich unſere Regierung zu ihm ſtellt.

Die Thronfolge regelt ſich in Urundi nach der Erſtgeburt, falls der König oder Großhäuptling keine beſondere Beſtimmung getroffen hat; und zwar folgt ihm von Rechts wegen der älteſte Sohn der Hauptfrau. Gewöhnlich aber beſtimmt der König einen ſeiner vielen Söhne, der ihm der geeignetſte erſcheint, zu ſeinem Nachfolger und hinterläßt ihm die Zeichen der Königswürde, d. i. die heilige Trommel, ſeinen Speer, ſeinen Armring. Erfolgt dieſe Beſtimmung zu Lebzeiten des Königs, ſo iſt ſie gefährlich für den bevorzugten Königsſohn. Er hält es daher für geraten, ſich der Eiferſucht ſeiner Brüder und Verwandten zu entziehen und verſteckt ſich in der Ferne, bis ſeine Zeit gekommen iſt. Iſt er noch ein Kind, ſo verbirgt ihn ſeine Mutter fern vom Bereich ſeiner Verwandten. In der Ferne hält ſich aber auch der junge Prinz auf, der nach dem Glauben der Barundi vom Schickſal zum König von Urundi beſtimmt iſt. Sie glauben, daß dieſes prädeſtinierte Königskind, das von irgendeiner der Frauen des Königs geboren worden iſt, bei der Geburt daran kenntlich ſei, daß es in ſeinen Händchen Körner aller Arten von Früchten des Urundibodens halte, und daß wegen dieſer verräteriſchen Vorzeichen die Mutter mit dem Kind vor den ihm durch die Verwandten drohenden Gefahren ins benachbarte Ausland fliehe, bis der regierende König geſtorben iſt. Sukzeſſionsfähig iſt aber ein königlicher Prinz nur, wenn er beim Thronwechſel noch nicht verheiratet iſt und wenn ſeine Mutter noch lebt (S. 184). In jedem Fall entſteht, wenn der zur Thronfolge Berechtigte nach des Königs Tod aus der Ferne zurückkehrt, um ſeine Anſprüche zu erheben, Streit und Kampf der verſchiedenen Parteien, der mit dem Sieg der einen

Partei und ihres Prätendenten endet, worauf der vom Rat der Baganwa und Abafumu nach rituellem Wahlakt (S. 184) ausgerufene neue König gewöhnlich ſeine geſamten Brüder und nächſten Anverwandten töten oder in ſichere Verbannung bringen läßt (Nr. 19, S. 524).

Bei der Erbfolge der großen und kleinen Batwale geht es weniger gewaltſam und blutig zu. Auch hier beſtimmt der Vater noch zu Lebzeiten einen ſeiner Söhne zum Nachfolger im Erblehen (oder eine Tochter, wenn er keinen Sohn hat), gewöhnlich den älteſten, aber der König kann die Beſtimmung zugunſten eines anderen umſtoßen. Nach dem Tod des Häuptlings wird der neue Mutwale vom Rat feierlich in Amt und Würden eingeſetzt. Es werden ihm die Inſignien des Verſtorbenen übergeben, ihm die Rinder, die Weiber und der Kral ſeines Vorgängers, kurz alles Familiengut überliefert (Nr. 19, S. 550). Er ſchaltet und waltet nun in ſeinem Lehensgebiet wie ein ſouveräner Fürſt, muß aber pünktlich die ihm aufliegenden Abgaben an den König entrichten und ſeine ſonſtigen ſehr wenig drückenden Lehnspflichten erfüllen; ſonſt riskiert er Abſetzung, Bekriegung, Verbannung, Tod.

2. Rechtspflege, ſoziale Verhältniſſe

In den Familien der nichtbeamteten, einfachen Barundi (Batuſſi, Bahutu und Batwa) iſt der älteſte Sohn (oder Tochter) der erſten Frau der profane und religiöſe Haupterbe ſeines Vaters. Er erbt (kuraga) von dem vorhandenen Familienbeſitz den größten Teil, während die Mutter und die übrigen Kinder zu gleichen Teilen erben. Iſt die Mutter ſchon geſtorben und ſind die Kinder noch klein, ſo muß der älteſte Sohn als Haupterbe für ſie Sorge tragen. Wenn aber ein Murundi kinderlos ſtirbt und eine Witwe zurückläßt, teilen ſich ſeine Brüder in ſeinen Beſitz, während die Witwe zu ihrer Familie zurückkehrt. Eine Witwe mit Kindern hingegen wird die Frau des nächſten Bruders des Verſtorbenen (Leviratehe) und bleibt gewöhnlich in der bisherigen Behauſung mit ihren Kindern wohnen. Die Familie bleibt beiſammen bis zur Verheiratung und eigenen Familiengründung der Kinder (Nr. 19, S. 285). Nach v. Langenn erben nur die Söhne, welche dann die Mutter und Schweſtern unterhalten; ſind keine Söhne vorhanden, ſo erbt die Witwe reſp. die Töchter.

Der älteſte Sohn erbt auch die religiöſen und die fachmänniſch beruflichen Eigenſchaften und Fertigkeiten des Vaters. Wenn der Vater Prieſter (kiranga) oder Zauberer, Medizinmann (uniufumu) oder Schmied (umususi) uſw. war, wird oder bleibt es der älteſte Sohn, indem er vom Vater außer den Kenntniſſen auch die Abzeichen und die Werkzeuge erbt. So bleiben beſtimmte Berufe beſtimmten Familien eigen. Hat die Mutter ſolche Eigenſchaften, ſo vererben ſie ſich auf die älteſte Tochter.

Wenn aber jemand ohne Angehörige und Anverwandte ſtirbt, erbt der Mutwale des betreffenden Bezirks den Nachlaß (Nr. 19, S. 568). Da es geſchriebene Geſetze irgendwelcher Form nicht gibt, iſt alles Recht Gewohnheitsrecht, Tradition, Brauch; aber jeder erwachſene Murundi kennt dieſen Brauch, und wenn jemand dagegen verſtößt, ſo iſt es eine ſtrafbare Rechtsverletzung. Selbſt der König hält ſich gegenüber den Batuſſi für daran gebunden und ſetzt ſich nur ausnahmsweiſe darüber hinweg. Das Recht iſt natürlich ein die Batuſſi in jeder Weiſe bevorzugendes Herrenrecht, demgegenüber die Bahutu als Hörige nur wenig Recht haben und die Batwa faſt ganz rechtlos ſind. Den Bahutu und Batwa gegenüber erlauben ſich namentlich die Batuſſi-Batwale oft ſchwere Rechtswidrigkeiten, ohne deshalb zur Verantwortung gezogen zu werden. Nur die Furcht vor Blutrache ſchränkt ihre Willkür ein.

Die ethiſchen Vorſtellungen der Barundi über das, was recht und unrecht iſt, ſind wie bei allen Naturvölkern ſchwer zu faſſen. Auf dahingehende Fragen bekommt man entweder keine Antwort oder ſie ſagen: „das wiſſen wir nicht“ oder „der Verſtand ſagt es ſo“ oder „die Eltern, die Vorgeſetzten, der König wollen es ſo“ u. dgl. (Nr. 19, S. 381). Wohl nie hört man, daß es das „Gewiſſen“ ſo vorſchreibt, oder daß es die Geiſter, Manen, Götter ſo wollen. Was hierüber ausgeſagt wird, dürfte von den Frageſtellern, namentlich Miſſionaren, erſt in ſie hineingefragt ſein. Um ſo klarer ſind die konkreten Rechtsbegriffe. Sie knüpfen hauptſächlich an die Eigentums- und ſozialen Verhältniſſe an und heißen etwas recht oder unrecht, je nachdem es den Intereſſen dieſer traditionell gewordenen Verhältniſſe nützt oder ſchadet.

Grundſätzlich iſt, wie oben erwähnt (S. 91), der König alleiniger Eigentümer des geſamten Grundes und Bodens und alles Viehs im Lande. Die Batwale und die kleinen Bezirkschefs, faſt immer Batuſſi, haben, wie oben ausgeführt (S. 86), große oder kleine Teile dieſes königlichen Eigentums zu Lehen und überlaſſen ihrerſeits wieder kleinere Teile an die nichtbeamteten Batuſſi und an die Bahutu zum Nießbrauch. Was dieſe aber aus dem Boden und aus dem Stammvieh produzieren, gehört von Rechts wegen ihnen als Eigentum, nachdem ſie den Lehensinhabern die ſchuldigen Abgaben daraus entrichtet haben. Auch die Hütten und der Hof, die er auf der ihm überlaſſenen Scholle gebaut hat, gehören dem Murundi zu eigen. Er kann aber von Haus und Hof und Feld vertrieben werden, wenn er etwa ſeine Abgaben nicht zahlt oder wenn er gemordet oder geſtohlen hat, oder auch wenn der Lehensinhaber einen anderen an ſeine Stelle ſetzen will, der mehr zahlt oder ihm ſonſt genehmer iſt (Nr. 19, S. 469). Gewöhnlich pflegen aber die Familien Generationen hindurch auf demſelben Grund und Boden, der vor den Zeiten der Batuſſi wohl meiſt Eigentum des Bahutu-Clans geweſen iſt (ſ. S. 104), ſitzenzubleiben und ihn zu bebauen, für ſich und teilweiſe für den Lehnsherrn. Die von den Batuſſi ſelbſt bewohnten Gehöfte ſtehen meiſt etwas abſeits von denen der Bahutu und außerhalb der Felder im Weideland.

Wie die Hütten, ſo gehört auch alles, was in den Hütten iſt und was die Bewohner an ſich tragen, dieſen als Eigentum. So können Männer, Weiber und Kinder Eigentum haben, und Objekte des Eigentums können ſein: Hütten, gepflanzte Bäume, auf den Feldern ſtehende ſowie abgeerntete Feldfrüchte, aufgezogenes Vieh, Mobiliar, Arbeitsgeräte, Kleidungsſtücke, Waffen, Schmuckſachen, Handelswaren u. a. m.

Vergehen gegen das Eigentum, alſo Beſchädigungen und Diebſtähle (uwivi), ſind nicht ſelten. Wenn aber jemand aus ſeiner Hütte fortgeht und ſie unbewacht ſtehen läßt, genügt meiſt das Verſtellen der Türöffnung durch einen geflochtenen Schirm, um ungebetene Beſucher abzuhalten. Die Krale ſind zwar von ſtarken Zäunen umhegt und die Pfade zwiſchen den Feldern oft von hohen Euphorbienhecken geſäumt (Taf. 20), aber dieſe ſind nicht zum Schutz gegen Diebe errichtet, ſondern zum Einpferchen oder Zurückhalten des Viehs. Stiehlt jemand etwas aus dem Gehöft oder Feldfrüchte auf den Äckern, ſo wird er vor den Mutwale gebracht und zu ſchweren Leibesſtrafen verurteilt, wenn er nicht ſehr reichlich Schadenerſatz leiſten kann, von dem ſich aber der Mutwale die Hälfte aneignet (Nr. 4, S. 224).

Der Mutwale, oder in kleinen Bezirken der Dorfchef, iſt der Richter, der in allen Fällen Recht ſpricht. Die Batwa regeln ihre Rechtsſtreitigkeiten gewöhnlich unter ſich, ohne ihren Murundi-Mutwale darum anzugehen, aber die Batuſſi und die Bahutu bringen alles, was ſie nicht im Familienrat ordnen können, vor ihren Mutwale. Der Kläger bringt womöglich mehrere Zeugen mit, zugleich aber auch ein Geſchenk für den Richter, das nicht ohne Einfluß auf das Urteil iſt (Nr. 19, S. 472). Körperſtrafen werden an dem Verurteilten meiſt durch die Familienmitglieder des Geſchädigten ausgeführt oder durch die Leibwache des Häuptlings, falls er eine hat. Über die Strafarten ſiehe S. 97.

Die zweite große Rechtsſphäre ſind die ſozialen Verhältniſſe. Zunächſt einiges über die Standesgliederung, indem ich die Verhältniſſe der Sippe und der Familie einem eigenen Kapitel vorbehalte (S. 98, 106). Wie ſchon oben erwähnt, iſt die Standesgliederung durch die drei das Barundivolk zuſammenſetzenden Raſſenelemente gegeben: hamitiſche Batuſſi, Bantu-Bahutu, Urbewohner-Batwa. Die Batuſſi ſind der Adel kraft ihres Erobererrechtes, die Bahutu ſind die Unfreien oder nur bedingt Berechtigten, die Batwa die rechtloſen Heloten. Abgeſehen von den Batwa-Parias gibt es keine Sonderung in ſich voneinander abſchließende Kaſten. Wohl aber haben die Prieſter (kiranga), die Zauberer und Medizinmänner (abafumu) und teilweiſe auch die religiöſen Brüderſchaften (ababandwa) eine Vorzugsſtellung vermöge ihrer magiſchen Kräfte, die den anderen fehlen. Auch die Berufshandwerker, namentlich die Schmiede, haben eine beſonders geachtete Stellung, ſofern ſie Batuſſi oder Bahutu ſind; die der Batwa nie. Und wie überall, ſo genießen auch in Urundi die Reichen vor den Armen eines höheren Anſehens und Einfluſſes.

Batuſſi und Bahutu verkehren trotz des großen Standesunterſchiedes, trotz des rechtlichen Abſtandes und trotz des Hochmutes der Batuſſi meiſt auf freundſchaftlichem Fuße miteinander, wie der Herr mit einem brauchbaren fügſamen Diener. Wenn der Mutuſſi ein auch noch ſo kleiner Mutwale oder Lehnsinhaber iſt, vergißt der Muhutu doch nie, daß er in ihm den Herrn vor ſich hat; täte er es, ſo würde er ſehr empfindlich daran erinnert werden. Dem beſitzloſen Mutuſſi gewöhnlichen Schlages aber betrachtet ſich der „beſſere" Muhutu ſozial ebenbürtig. Mitunter, wiewohl ſelten, kommen ſogar Ehen zwiſchen Batuſſi und Bahutu zuſtande, wiewohl ſie nicht vollgültig ſind (ſ. S. 101, 109). Auch ſoll, wie in Ruanda, ein Muhutu durch Gnade des Königs in die bevorrechtete Klaſſe der Batuſſi aufgenommen werden können.

Aber die Batwa ſtehen ganz für ſich, außer und unter den anderen. Sie ſind nicht Sklaven, die zu Dienſtleiſtungen gezwungen wären, ſondern Ausgeſchloſſene, Verworfene, die von den Batuſſi und Bahutu verachtet und verabſcheut, als Tiere, nicht als Menſchen angeſehen werden (Nr. 19, S. 541). Man bezieht zwar von ihnen allerlei Gewerbeerzeugniſſe, namentlich Töpfe, und gebraucht ſie gern als Medizinmänner, Muſikanten, Wächter, aber tritt nie in engere Beziehung zu ihnen. (In Ruanda macht man viel eher eine Ausnahme, namentlich am Königshof.) Niemals betritt ein Mutuſſi oder Muhutu eine Mutwahütte, nie ißt oder trinkt er mit einem Mutwa, nie benutzt er ein Gefäß oder Gewand, das ſchon ein Mutwa benutzt hat. Nur eins läßt man zu: daß der Mutwa den Murundi grüßt, und erwidert auch ſeinen Gruß, wiewohl anders als den eines Murundi.

Die Grußformen der Barundi ſind außerordentlich verſchieden nach der ſozialen Stellung des Grüßenden und des Begrüßten, aber immer wird der Gruß mit einer gewiſſen zeremoniellen Feierlichkeit dargebracht und erwidert, ſo daß manche Beobachter darin eine Art religiöſer Handlung ſehen wollen. Auch der Inhalt der ſtereotypen Grüße deutet öfters religiöſe Beziehungen an (ſ. S. 46). Vielleicht deshalb, wahrſcheinlicher aber wegen der dem Murundi angeborenen oder anerzogenen großen Höflichkeit betrachtet jeder Murundi das Unterlaſſen des Grußes oder des Gegengrußes als eine beleidigende Grobheit. Entſprechend der ſozialen Gliederung des Volkes laſſen ſich drei große Gruppen von Grüßen unterſcheiden: 1. Begrüßung des Königs. Der Grüßende kniet nieder, beugt ſich zum König vor, klatſcht ihm entgegen in die Hände und ruft „uganse umwami“ (gebiete, König) oder „ugire umwami“ (ſei geſund, König). Auch die Mitglieder der königlichen Familie, die Baganwa, die großenteils als Oberhäuptlinge die Provinzen regieren, werden ähnlich begrüßt. — 2. Begrüßung der Batwale aus nicht königlichem Geſchlecht und der kleineren Gemeindechefs. Der Grüßende neigt ſich dem Mutwale entgegen und ruft „amahoro umutwale“ (Friede, Mutwale) oder „mwakeje umutwale“ (biſt du geſund erwacht, Mutwale?), worauf der Angeredete einfach „amahoro“ oder „mwakeje“ antwortet, oder der Grüßende ruft „turakuje ubwatsi“ (wir bringen dir Gras dar) oder „sjinde awansi“ (beſiege deine Feinde). Dabei rupft der Begrüßende eine Handvoll Laub oder Stroh- oder Grashalme ab und legt ſie dem König oder dem Mutwale zu Füßen; ein Symbol der Unterwerfung, denn das Gras oder Stroh iſt das Sinnbild des Erdbodens und alles deſſen, was auf ihm wächſt (Nr. 14, S. 48; Nr. 22, S. 254; Nr. 4, S. 79). Die „Grashuldigung“ iſt bei den hamitiſchen Hirtenvölkern weit verbreitet und ſpielt auch bei den Galla eine zeremonielle Rolle (A. Werner, The Galla of East Africa; Journ. of the African Society, Bd. 13, S. 275). — 3. Begrüßung gewöhnlicher Barundi untereinander. Dieſe Begrüßungsarten ſind außerordentlich zahlreich, je nach Tageszeit, nach Gelegenheit, Perſönlichkeit uſw. Auch hier hört man zuerſt meiſt „mwakeje“ oder „amahoro“, dann aber einen ganzen Schwall von hin und her gehenden Phraſen. Zum Abſchied iſt der Zuruf „ibaba“ oder „akababa“ ſehr gebräuchlich, den auch die Wanjamweſi haben (Nr. 19, S. 529).

Umarmungen und Küſſe als Gruß kennen die Barundi nicht. Aber eine merkwürdige Art Akkolade iſt als Begrüßung unter Verwandten und Freunden üblich, die ſehr umſtändlich ausgeführt und von vielen Redewendungen begleitet wird (Nr. 23, 1904, S. 36). Wenn nämlich jemand einen Verwandten oder guten Bekannten trifft, guckt er ihm erſt einige Zeit ſtumm an und geht dann auf ihn zu, ihm die gefalteten Hände entgegenſtreckend. Der andere nimmt dieſe gefalteten Hände zwiſchen die ſeinigen und ſtreicht dann ſanft auf den Armen des Begrüßenden auf und ab, wobei ſich Bruſt und Kopf der beiden einander nähern, als ob ſie ſich umarmen wollten. Während dieſer Geſten entſtrömen zahlreiche Grußformeln in Anrede und Antwort den beiderſeitigen Lippen, worunter ſehr häufig die Worte „ischo, scho, amascho“ (d. h. Rinder, Rinderherde) ſind und bedeuten, daß man ſich gegenſeitig das höchſte Gut und Glück, nämlich Rinder, wünſcht. Ein ſehr charakteriſtiſcher Hirtengruß, der zweifellos von den Batuſſi eingeführt iſt (ſ. S. 46).

Eine große Rolle im ſozialen Verkehr ſpielt das Geben und Nehmen von Geſchenken (isimano, ingawario). Auch dies geht in den mannigfaltigſten Formen vor ſich, die durch die geſellſchaftliche Stellung der Geber und Empfänger und durch den Anlaß der Schenkung beſtimmt ſind. Man beſchenkt ſich außerordentlich häufig in Urundi, aus Freundſchaft oder Hochachtung, aus Höflichkeit oder zum Zeichen der Unterwürfigkeit; aber nur ſelten iſt der Schenker ſelbſtlos, ſondern meiſt zielt er auf ein Gegengeſchenk ab, das ihm nach der Sitte auch zuſteht, oder, wenn er den Mutwale beſchenkt, auf die Erlangung ſeiner Gunſt in obrigkeitlichen Entſcheidungen. Das Aufhören des Geſchenkaustauſches bedeutet Feindſchaft, die Zurückweiſung eine ſchwere Beleidigung. Zuerſt wird die mitgebrachte Gabe, ſeien es Feldfrüchte oder Honigtöpfe oder Ziegen oder Bierkrüge oder ſonſt etwas, dem zu Beſchenkenden vor die Füße gelegt, wobei der Geber nicht verſäumt, von den Lebensmitteln etwas zu koſten, um zu zeigen, daß ſie weder vergiftet noch verzaubert ſind. Dann hält der Geber eine feierliche Anſprache, in der er den andern ſeiner Liebe und Verehrung verſichert und auch von ihm freundliche Geſinnung erheiſcht und ſchließlich offen um ein ſchönes Gegengeſchenk bittet; ſo will es die Sitte. Der Beſchenkte antwortet ebenſo feierlich und verſpricht am Ende ſein Gegengeſchenk oder läßt es gleich anbringen, worüber der Empfänger häufig in Freudengeſchrei ausbricht und wie beſeſſen tanzt. Auch will es die Sitte, daß man vom Geſchenk ſogleich dem Geber etwas wieder zurückgibt, was die Darbringung des Geſchenkes natürlich ſehr erleichtert (Nr. 19, S. 87). Auch die Batwa üben dieſe Geſchenkſitten unter ſich, aber ihren Barundichefs dürfen ſie nur Töpfe, Eiſengerät, Waffenſtücke, Tabakpfeifen, Brennholz darbringen, niemals Bier, Honig oder andere Lebensmittel, da ein Murundi dieſe, die von einem Paria kommen, nie genießen würde.

Ein wichtiger Beſtandteil in der geſellſchaftlichen Gliederung und im Wirtſchaftsleben ſind die Haushörigen, die Dienerſchaft. Sklaverei gibt es in Urundi nicht oder nicht mehr, ebenſowenig in Ruanda. Die Batuſſi brauchen ja auch keine Sklaven, denn die Bahutu insgeſamt ſind Hörige der Batuſſiherren und leiſten ihnen alle Dienſte, die anderwärts in Oſtafrika von Sklaven verlangt werden. Dagegen beſtand bis um die Wende des Jahrhunderts ein recht lebhafter Sklavenhandel aus Urundi nach auswärts unter dem Einfluß der Araber und der Küſtenleute und durch Vermittlung der an den Weſt- und Oſtgrenzen Urundis wohnenden Wawira, Baſſuwi, Waſſumbwa, Wanjamweſi. Als Sklaven wurden von den Barundi nicht nur die in den inneren Kriegen gefangengenommenen Landsleute, namentlich die Weiber und Mädchen, verkauft, ſondern auch Waiſen von ihren Verwandten, ja ſelbſt Kinder von ihren Eltern (Nr. 19, S. 212). Der Kaufpreis wurde in Salz, Perlen, eiſernen Hacken entrichtet, und am höchſten wurden die hübſchen Batuſſimädchen bezahlt, die in die Harems der Araber, der vermögenden Küſtenneger oder Wanjamweſi wanderten. In Uha (Heru) und in Uſambiro wurden noch um 1900 öffentliche Sklavenmärkte abgehalten, wo hauptſächlich Sklaven aus Ruanda (Kiſſaka) und Urundi verkauft wurden. Damals ſchrieb ein Zeuge: „Alle Wege ſind mit Sklavenzügen bedeckt, faſt lauter Frauen und Mädchen. Unter 10 Sklavinnen gehen 8 zugrunde, denn jene Bergkinder ertragen ſchwer ein anderes Klima“ (Nr. 14, 1900, S. 178). Heute haben dieſe Scheußlichkeiten mit dem Fortſchritt der deutſchen Okkupation aufgehört, oder es wird doch nur noch ſelten und geheim einmal ein Mädchen oder Kind aus Urundi in die Nachbarländer verkauft.

In Urundi ſelbſt aber gibt es im Haushalt vieler einflußreicher Familien, namentlich der Batuſſi, anſtatt der Hausſklaven hörige Hausdiener oder Knechte und Mägde (abaschumwi), die zwar perſönlich frei ſind, aber für den Herrn arbeiten müſſen und nur Unterhalt und Wohnung bekommen. Sie gehen aus einer Art Adoption hervor, indem jemand, der keine Verwandten hat oder aus irgendeinem Grund ſeine Familie verlaſſen will, ſich einem vermögenden Murundi oder einem Mutwale zu dauernder Dienſtleiſtung anbietet. Dieſer nimmt ihn in ſein Gehöft auf und behandelt ihn wie ein Familienmitglied (Nr. 19, S. 13). Der Adoptierte tut Hausarbeit, hütet Vieh, beſtellt das Feld, kann ſich aber kein Eigentum erwerben. Wenn er aus dem Dienſt ausſcheiden und ſich einem andern Herrn anbieten will, ſteht es ihm jederzeit frei, doch hat der bisherige Herr ſo viele indirekte Mittel, ihn zum Bleiben zu zwingen, daß die meiſten einmal Adoptierten ihr ganzes Leben bei demſelben Herrn zubringen.

Aus dieſen Haushörigen, aus verarmten Verwandten und ſchmarotzenden Freunden, aus glückjagenden Schmeichlern, wirtſchaftlich oder politiſch Abhängigen verſchiedener Art ſetzt ſich die Klientel, die Gefolgſchaft jedes wohlhabenden und einflußreichen Murundi zuſammen, die ihm täglich im Kral ihre Huldigung darbringen und ihm auf ſeinen Ausgängen das Geleite geben. Je größer das Anſehen des Herrn, deſto zahlreicher ſein Gefolge; einen hochſtehenden Mutuſſi ſieht man ſelten mit weniger als einem Dutzend, oft mit 20—30 Begleitern einherſchreiten. In Urundi heißt das Gefolge mafuatano, in Ruanda, wo dieſelbe Einrichtung beſteht, bagaragu.

Eine Schuldſklaverei gibt es in Urundi nicht. Für Rechtsverletzungen an Eigentum, Leib und Leben haben aber die Barundi verſchiedene ſehr draſtiſche Strafen (ikihano). In den meiſten Fällen kann der Schuldige oder ſeine Angehörigen oder ſein Clan das Vergehen oder Verbrechen durch eine mehr oder minder große Zahlung in Naturalien, in Vieh, Salz, Perlen, Eiſen uſw., ſühnen. Über das Maß entſcheidet der Mutwale als Richter (S. 94). Wenn es ſich aber um ein ſchweres Verbrechen, um Totſchlag, Mord, ſchwere Verwundung handelt, tritt Blutrache der Sippe, des Clans (ſ. S. 105) in ihr Recht, und zwar unter Mitwirkung der Obrigkeit. Der Geſchädigte oder, wenn er erſchlagen iſt, ſeine Sippe bemüht ſich auf jede Weiſe, des Miſſetäters habhaft zu werden. Flieht dieſer in eine Nachbarprovinz, unerreichbar dem rächenden Arm der geſchädigten Sippe, ſo ſucht man eines oder mehrere ſeiner Weiber, Kinder, Geſchwiſter, nahen Verwandten oder Clangenoſſen an ſeiner Statt abzufangen. Der Gefangene wird gebunden und eingeſperrt, bis ihn die Seinigen um hohes Löſegeld freikaufen. In den meiſten Fällen geſchieht dies; wenn ſie es aber nicht tun, ſo ſchreiten die Geſchädigten mit Einwilligung des Mutwale zur Exekution. Sie führen den Gefangenen an einen abgelegenen Ort und ſchneiden ihm zuerſt die Hände, dann die Füße, eventuell auch die Ohren, Naſe, Zunge ab. Darauf wird das unglückliche Opfer mit vier Pfählen durch die Arme und Schenkel hindurch auf den Erdboden feſtgenagelt, wo es endlich den Todesſtoß in die Bruſt empfängt (Nr. 19, S. 472). Eine andere Exekution beſteht darin, daß dem Gefangenen ein ſpitzer Pfahl vom Anus aus durch den Leib bis zum Hals getrieben und der ſo Gepfählte an einem öffentlichen Ort aufgeſtellt wird. Ganz ähnliche Formen hat die Blutrache bei den andern Bahima, bis zu den fernſten im Süden, in Uſipa (N. 47, S. 108—111). Auch Viehdiebſtahl und Hexerei werden in Urundi ſo grauſam beſtraft.

Selbſtmörder, die in Urundi wie in Ruanda durchaus keine unbekannte Größe ſind, bringen ſich gewöhnlich durch den Strang oder durch Ertränken ums Leben.

Der Eid (indahiro), das Anrufen der Gottheit oder der Manen oder des Königs zur Bekräftigung der Ausſage, ſcheint bei den Barundi, die im übrigen ſehr viel „ſchwören, fluchen, zaubern, lügen oder trügen", als Rechtsmittel nicht zugelaſſen zu ſein. Dagegen wird vom Richter häufig das Gottesurteil über einen Angeklagten zur Offenbarung der Wahrheit verhängt, namentlich wenn es ſich um die Beſchuldigung der Hexerei und Zauberei handelt (Nr. 19, S. 405). Die üblichſte Form iſt die Speerprobe; ſie beſteht darin, daß der Beſchuldigte mit einer glühenden Speerſpitze in den Arm geſtochen wird. Wenn Blut ſpritzt, iſt er ſchuldig, andernfalls unſchuldig. Auch die Waſſerprobe wird angewandt, indem man den Angeklagten die Hand in ein Gefäß voll kochenden Waſſers ſtecken läßt. Wenn er ſich verbrüht, iſt er ſchuldig, ſonſt nicht. Desgleichen wird unter Umſtänden die in ganz Afrika gebräuchliche Giftprobe gemacht. Natürlich gibt es allerlei Mittel, wie Einfetten, Einpulvern, Gegengifte u. a., die das Gottesurteil einigermaßen zu korrigieren wiſſen.

3. Clans, Exogamie, Totemismus

Im ganzen Zwiſchenſeengebiet ſteht neben der durch die verſchiedenen ethniſchen Volksſchichten gebildeten Standesgliederung, deren Oberſchicht die Bahima-Eroberer oder Batuſſi ſind, die Gliederung nach blutsverwandten Sippen oder Clans als untere Ordnung. Ihrer Natur nach gibt es Clans der Batuſſi, der Bahutu und der Batwa. Der Clan als Zuſammenfaſſung der blutsverwandten Familien iſt die Baſis der ganzen ſozialen Organiſation Urundis wie auch Ruandas, Karagwes, Kiſibas, Ankoles uſw., während der politiſche Staat auf dem Lehnsweſen aufgebaut iſt. Nur wiſſen wir leider bloß wenig von den Clans der Barundi, da meine Vorgänger dieſer Einrichtung gar keine Beachtung geſchenkt haben und die Eingeborenen über dieſe Verhältniſſe hauptſächlich aus Scheu vor der vermeintlich verhängnisvollen Namennennung (ſ. S. 111, 112) noch weniger gern Auskunft geben als über ihre religiöſen Vorſtellungen. Viel klarer liegen dieſe Dinge in Ruanda, wo Czekanowski mit Hilfe der Miſſionare und chriſtianiſierter Eingeborener zahlreiche intereſſante Aufſchlüſſe über die Clanverhältniſſe gewinnen konnte (Nr. 48, Kap. 11). Was ich im nachſtehenden mitteilen kann, danke ich, außer meinen Erkundigungen im Land, den Auskünften der Herren Hauptmann v. Langenn-Steinkeller und Pater v. d. Burgt.

In ſeinem Dictionnaire Français-Kirundi ſpricht v. d. Burgt von einigen privilligierten Batuſſigeſchlechtern, aus denen die Könige ihre Weiber zu nehmen pflegen (ſ. S. 99, 101, 182,, aber von einer Gliederung des ganzen Volkes in Clans, die von einſchneidender rechtlicher, ſozialer und politiſcher Bedeutung iſt, ſagt er nichts. Auf meine direkte Anfrage erteilte mir Pater v. d. Burgt folgenden Beſcheid: „Ich habe früher lange gemeint, daß das Clanweſen in Urundi überhaupt nicht beſtehe. In Unjamweſi wie in Kiſiba (Nr. 31, S. 5) hört man fortwährend die Leute von ihren luganda (Familien, cognatio) und ihrem kisse (Plur. visse) = Clan reden; z. B. faſt immer, wenn man eine Frau nach ihrem Namen fragt, ſagt ſie erſt ihren Clannamen, z. B.: „ich bin eine Magana" oder eine „Njamurega" oder eine „Kundwa" uſw. Aber in Mittel-Urundi habe ich nur einmal ein Weib ſagen hören, daß ſie eine Magana ſei. Alſo ſo ausgeſprochen wie in Unjamweſi, Uſſuwi, Kiſiba uſw. beſteht das Clanweſen in Urundi nicht. Ein Wort wie „Kiſſe" in Uſambiro kenne ich in Kirundi nicht, aber die Warundi reden viel von ihrem „umurjango", was ebenfalls Sippe, Clan bedeutet. In Ruanda ſcheint das Clanweſen wieder ſtark ausgeprägt zu ſein. Auch in Nord-Urundi (Miſſion Marienſeen), wo viele Wanjakiſſaka eingewandert ſind, hört man von ihren Clans ſprechen, nicht aber bei den dortigen Warundi.

„Ob es in Urundi ſolche Clans viele gibt oder wenige, weiß ich nicht. Ich habe die hier folgenden Namen herausgefunden, garantiere aber nicht, daß es echte Urundi-Clannamen ſind, ſondern glaube eher, daß ſie von der Peripherie des Landes ſtammen: Wajango, Wamagana, Waſſindi, Waſchambo, Waſinga, Wajambo (Wanjambo), Waſigawa (Waſigaba) u. a. m. Wenn übrigens die Bevölkerung in Clans gegliedert iſt, ſo wohnen die Glieder überall verſtreut ohne Regel, ohne Beſchränkung, alſo nicht lokaliſiert."

Ferner nennt v. d. Burgt (ſ. S. 183) als die der Königsfamilie am nächſten ſtehenden Geſchlechter die Wakundo, Warwanda (Wawanda, Babanda?), Wenengwe, Wanjakarama, Waſigaba, Waterwa (Watoirwa?). Herr Hauptmann v. Langenn gibt mir dagegen als die vornehmſten Batuſſigeſchlechter die Banjakarama, Benengwe, Banjakiſſaka, Baſchunguka, Boſchoka an, denen ſich in zweiter Linie die ebenfalls ſehr vornehmen Bawanda, Bahondogo, Baſſawu, Bawejuru, Baſchama, Bega, Bawankundu, Babile, Baſindakire u. a. anreihen. Einige dieſer Geſchlechternamen, wie die Bega, die Bawanda, die Bakundo, die Baſchama, wurden mir in Urundi ſelbſt wiederholt genannt, dazu die Baſchambo, Baſito, Bageſſera, Bakongo, Balenge, Baranſi, Baleſi, Bakono, Baſſeke, Baſſabu, Bajoſi, Barire.

Vergleichen wir dieſe Namen mit den von Czekanowski in ſeine Clantabellen aus Unjoro, Toro, Ankole, Mpororó, Kjamtwara, Kiſiba und Ruanda eingetragenen (Nr. 48, S. 41, 88, 233—251) und mit den von Kandt, v. d. Burgt, van Thiel, Stuhlmann, P. Schumacher, Meldon, Roscoe, Rehſe u. a. genannten Geſchlechternamen, ſo finden wir mehr als die Hälfte der Barundinamen auch in jenen Ländern wieder, namentlich in Ruanda, wohin alſo die nächſte Verwandtſchaft der Barundigeſchlechter deutet; als die älteſten Sippen werden dort von der Legende bezeichnet die Baſinga, Bageſſera und Baſigaba (ſ. S. 153). Wahrſcheinlich ſind die gleichnamigen Clans in Urundi und den nördlicheren Bahimaſtaaten nur Abzweigungen desſelben, urſprünglich einheitlichen Clans, die ſich infolge ſtarker Vermehrung oder kriegeriſcher Bedrängung abgetrennt und durch Wanderung weiter verbreitet haben. Am verbreitetſten durch Urundi, Ruanda und die nördlichen Länder des Zwiſchenſeengebietes bis nach Unjoro hinein ſind die Bawanda, Bega, Bakango, Baſchambo, Bagaia, Baſindi, Baſinga, Baſito, Bajango, Baſigaba, Bajubu u. a.; wogegen die Bahondogo, Baſſabu, Baſchunguka, Babile, Baſindakire, Barire, Baſſeke auf Urundi beſchränkt zu ſein ſcheinen, wenn ſie nicht von ſpäteren Forſchern auch noch anderwärts gefunden werden. Vielleicht ſind ihre Bluts- und Namensverwandten mehr im Süden und Weſten als im Norden zu ſuchen.

Die Mehrzahl der genannten Clans ſind ſolche der Batuſſi, aber die Bamagana, Bajango, Baſſeke, Basjubu, Barire u. a. ſind Bahutu, und dazu kommen noch zahlreiche Clans der Batwa, die ich aber nicht erfragen konnte. Manche Clannamen betreffen ſowohl Batuſſi- als auch Bahutuclans; ja einige, wie z. B. die Bageſſera und Baſinga, erſtrecken ſich ſogar auf Batuſſi-, Bahutu- und Batwaclans. Die Art der Clangliederung, die innere Organiſation und Ordnung der Clans, ihre ſoziale Wirkſamkeit und ihre gegenſeitigen Rechtsverhältniſſe ſcheinen bei den Batuſſi nur in wenigen Beziehungen weſentlich anders zu ſein als bei den Bahutu und bei den Batwa, und zwar namentlich in den Einrichtungen, die auf die Reinhaltung des Batuſſiblutes, auf die exkluſive Stellung ihrer Raſſe und damit ihrer Herrſchaft abzielen. Es haben ſich bei ihnen noch Reſte einer früheren Endogamie erhalten (ſ. S. 101), während ſonſt die Clans ſtreng exogam ſind. Wahrſcheinlich haben ſich die Batuſſi, wie in vielen andern Sitten und Inſtitutionen, ſo auch in der Art der Clanorganiſation den älteren Volkselementen Urundis allmählich angeglichen; aber dennoch haben die Batuſſi viel dazu beigetragen, daß das alte Clanweſen immer mehr an Bedeutung verlor, denn je ſtärker das Königtum wurde, je mehr Macht und Rechte die vom König eingeſetzten Batwale und die ſelbſtändigen Batuſſihäuptlinge beanſpruchten und ausübten, deſto weniger konnten ſie das Weiterbeſtehen der Autorität der bisherigen Clanoberſten oder Clanälteſten dulden, deſto mehr drängten ſie die bisherigen Clanbefugniſſe zurück und ſetzten dafür die Verwaltungsorganiſation des heranwachſenden Batuſſi-Lehnsſtaates ein. Am meiſten iſt die öffentlich-rechtliche und die ſoziale Tätigkeit der Clans in dem ſtreng monarchiſchen Ruanda zurückgedrängt und eingeengt, aber auch in dem weniger ſtark monarchiſchen, mehr differenzierten Urundiſtaat haben die Clans den größten Teil ihrer früheren Rechte an die Häuptlinge und den König abgeben müſſen und ihren feſten Zuſammenhang verloren. Trotzdem beſtehen die Clans als natürliche Gliederung des Volkes neben und unter der künſtlichen des Staates weiter und haben nicht nur in ihrer Organiſation und ihren Sitten eine Menge Überreſte aus alter Zeit bewahrt, ſondern üben auch noch viele auf ihrer Organiſation fußende Tätigkeiten aus, namentlich familienrechtliche, die auch von allgemeiner ſozialer Bedeutung und Wirkung ſind.

Als Hauptpunkte der Clanorganiſation ſind aus früherer Zeit in Geltung geblieben: Der patriarchaliſche Charakter ſeines Verbandes; die Exogamie der Clans untereinander; die totemiſtiſche Eigenart jedes Clans und damit im Zuſammenhang die ſeine Genoſſen treffenden Gebote und Verbote (abasiru), namentlich Speiſeverbote, wodurch die Clans ſcharf voneinander geſchieden werden; der Kommunismus der Clangenoſſen; der Schutz des Sippengenoſſen durch ſeinen Clan, nötigenfalls durch Blutrache, was auch unter der Batuſſiherrſchaft ein Korrektiv gegen Gewalttaten der Batuſſibeamten iſt.

Überblicken wir kurz dieſe Hauptpunkte, wie ſie Czekanowski auch für Ruanda ſkizziert. Jeder Clan rekrutiert ſich durch Patriarchat, Vaterfolge; jedes Kind gehört von Geburt dem Clan (umurjango) ſeines Vaters an. Nur ausnahmsweiſe werden auch Fremde in den Clan aufgenommen, ſind aber nicht vollberechtigt. Je mehr männliche Sippengenoſſen ein Clan hat, deſto ſchärfer iſt er nach innen und außen, deſto kräftiger ſchützt er den einzelnen, deſto mehr nützt er ihm; daher namentlich der heiße Wunſch jedes Familienvaters, möglichſt viele Söhne zu bekommen und ſie ſeinem Clan zuzuführen.

Ehen zwiſchen Angehörigen desſelben Clans ſind verboten, ein Clangenoſſe darf ſich eine Frau nur aus einem andern Clan holen. Es herrſcht alſo ſtrenge Exogamie. C. Meinhof führt den Anfang dieſer bei den afrikaniſchen hamitiſchen Hirtenſtämmen beſonders ausgeprägten Sitte darauf zurück, daß die Frau wohl urſprünglich nicht dem einzelnen Mann, ſondern der ganzen Sippe, allen Clangenoſſen des Mannes gemeinſam gehörte, daß alſo jedesmal der ganze Clan des Mannes das Weib heiratete, das eben darum aus einem andern Clan ſein mußte (Nr. 41, S. 84). Deutliche Reſte dieſer Gruppenehe ſind noch bei vielen dieſer hamitiſchen Stämme wie auch bei den Maſſai in der Sitte vorhanden, daß der Mann ſeine Frau jedem ihn beſuchenden Clangenoſſen für die Zeit des Beſuches überläßt und daß die verheirateten Weiber auch ſonſt für die Männer ihres Clans ſo zugänglich ſind, daß es daneben bei dieſen Stämmen faſt gar keine Proſtitution gibt und daß der Begriff Ehebruch nur für den illegalen Verkehr außerhalb des Clans Geltung hat. In beſchränktem Maß gilt dies auch von den exogamen Ehen der Barundi (ſ. S. 107). Aber niemals geht ein Mitglied eines Batuſſiclans eine vollgültige Ehe mit einem Mitglied eines Bahutu- oder gar Batwaclans ein, niemals kommen vollwertige Miſchehen von Angehörigen der Bahutu- mit denen der Batwaclans vor. Der Raſſengegenſatz unter den drei großen Bevölkerungsgruppen iſt ſtärker als die exogamiſchen Vorſchriften. Zwar kommen nicht ſelten Batuſſi in Bahutuclans und Bahutu in Batuſſiclans vor, aber dieſe ſtammen entweder aus Konkubinaten mit Bahutuweibern oder aus andern, durch beſondere Verhältniſſe entſtandenen unebenbürtigen Verbindungen und werden nicht als vollgültige Clanmitglieder betrachtet.

Die Exogamie der Clans ſcheint aber keine unbeſchränkte zu ſein, ein Clan der Batuſſi ſcheint nicht mit allen andern Batuſſiclans, ein Clan der Bahutu nicht mit allen andern Bahutuclans in die Ehe treten zu können, ſondern es ſcheint, daß der Angehörige eines Clans in der Wahl ſeiner Ehefrau reſp. des Ehemanns, auf eine beſtimmte Zahl von andern Clans beſchränkt iſt, höchſt wahrſcheinlich auf die, welche mit ihm das gleiche Totem (umusiru) haben. Wie bei andern Völkern mit totemiſtiſcher Exogamie dürften es auch hier alte, auf gemeinſamen animiſtiſchen Vorſtellungen beruhende totemiſtiſche Kultgemeinſchaften geweſen ſein, die miteinander in Eheverbindung getreten ſind (Nr. 43, S. 162); es dürfte auch hier der Eheverkehr ſich auf Clans beſchränken, die das gleiche Totem haben oder befreundeten Totemgruppen angehören. Bei andern oſtafrikaniſchen Stämmen, z. B. den Wagogo, Wahehe, Baſipa, Banjoro, Baganda wird die Ehe durch Totemgleichheit wenigſtens nicht ausgeſchloſſen (Nr. 49, S. 164). In jedem Fall iſt nicht die Gleichheit des Totems, ſondern nur die Zugehörigkeit zu derſelben Sippe, alſo die Blutsverwandtſchaft, maßgebend für die Exogamie. Exogame und totemiſtiſche Gruppe haben offenbar verſchiedene Entſtehung, auch da, wo ſie ſich decken (Nr. 49, S. 166).

Im übrigen Oſtafrika finden wir die Gliederung in exogame, totemiſtiſche Clans bei den Suaheli (Nr. 30, Bd. II, S. 380), den Wangoni (395), Wagogo (402), Wahehe (404), Waheia (406), Wayao, Makua, Makonde (406), Maſſai (408), Watakomba (420), Nandi, Suk, Turkana, Karamojo, Kamaſia (426), Wakawirondo (448), Baſoga (457), Baganda (472), Banjoro (513), Batoro (531), Banjankole (535), Galla (540), Baſiba (Nr. 31, S. 5—6), Baſipa (Nr. 47, S. 131—135), Wakamba, Wataweta, Wakikuyu, Wabena, Wanjamweſi, Waſukuma, Waſango, Wawemba u. a. m. (Nr. 49, S. 122—124). Wo bei dieſen Stämmen nicht die Clans ſelbſt exogam ſind, wie bei den Wahehe und den Maſſai, ſind es die Subclans, in welche die Clans zerfallen. Häufig iſt die Vierzahl der Clans, und faſt überall heißt das Totem musiro oder umusiru (Plur. abasiru).

In Urundi iſt nur die Königsſippe, der Clan der Baganwa, nicht ſtreng an die exogamen Vorſchriften gebunden. Ihre Mitglieder können ſich mit andern Clans des hohen Batuſſiadels verheiraten (Exogamie), aber auch mit Baganwa (Endogamie). Der Urundikönig ſelbſt heiratet ſtets exogam aus einem der vier (oder ſechs?) höchſten Clans (S. 99, 182). Aber ausnahmsweiſe darf reſp. muß in Urundi wie in Ruanda der König ſogar ſeine eigene Schweſter oder Tochter heiraten (ſ. S. 182).

Auch bei den Bahima Ankoles, Unjoros, Uſipas, bei den Baganda und den Galla oder Oromo dürfen die Könige und die Prinzen aus königlichem Geblüt endogam in der Königsſippe, ja ſogar ihre Schweſtern heiraten, während die übrigen Clans exogam ſind (Nr. 30, Bd. II, S. 523, 538, 541; Nr. 27, S. 105; Nr. 47, S. 49, 132; Emin Bey, Peterm. Mitteil. 1879, S. 120).

Die Schweſternheirat als Extremform der Endogamie findet ſich aber in Oſtafrika nur als Notfall, wenn das Herrſchergeſchlecht die Reinhaltung ſeines Blutes nicht durch eine andere Verbindung beſſer zu wahren vermag, und ſie findet reſp. fand ſich wahrſcheinlich auch bei anderen Völkern der Gegenwart und Vergangenheit nur in Herrſchergeſchlechtern, die, wie die Bahima, als ein urſprünglich landesfremdes Element friedlich eingewandert oder erobernd eingedrungen ſind und ſich gegen alle Vermiſchung mit den Unterworfenen abſchließen (Nr. 43, S. 150).

Aus dem Umſtand, daß immer mehrere Clans das nämliche Totem haben, läßt ſich wohl mit Recht ſchließen, daß dieſe Clans urſprünglich einem Stamm angehört haben, der ſich ſpäter infolge allzu großen Wachstums in zwei und dann in mehrere Sippen oder Clans geteilt hat, während ſie das früher gemeinſame Totem beibehalten haben. Die Clans haben nach der Trennung verſchiedene Namen angenommen, aber nicht iſt bei den Bahima und Bahutu Oſtafrikas, wie bei den nordamerikaniſchen Indianern, der Totemname als Name des Clans ſelbſt angenommen worden, ſondern wie bei den Auſtraliern ſind Clanname und Totemname verſchieden, während ſich der Totemkult und ſeine Genoſſenſchaft, wenn auch in abgeſchwächter Form, erhalten haben (vgl. Nr. 43, S. 142 bis 143). Nur in wenigen Einzelfällen ſind die Namen der Sippen mit dem ihres Totems bei den Baſoga, Baſiba, Banjoro identiſch, wogegen die Sippen der Baganda durchweg nach ihrem Totem benannt ſind (Nr. 49, S. 155).

Kultobjekt iſt das Totem (umusiru) des Clans oder der Clangruppe in Urundi wie in Ruanda immer noch, und ſei es auch nur im paſſiven oder negativen Sinn, inſofern als alles, was mit dem Totem zuſammenhängt, von ſeinem Clan ſtreng gemieden werden muß. Ein aktiver Kult aber wird dem Totem nicht gewidmet, weder bei den Barundi noch bei einem andern Bahimavolk (vgl. auch Nr. 47, S. 133, 134 und Nr. 49, S. 145, 147). Nur Opferſpenden werden ihnen gelegentlich dargebracht (ſ. S. 118). Das Totem iſt bei den allermeiſten Barundiclans ein Tier oder Teil eines Tieres, viel ſeltener ein Gegenſtand, wie z. B. das kleine Kiſſen, mit dem Laſten auf dem Kopf getragen werden, oder der Korb, in dem Bataten aufbewahrt werden, noch ſeltener Pflanzen oder Pflanzenteile, Blumen, Steine. Das ſtarke Überwiegen des Tiertotems hängt, wie bei allen totemiſtiſch gegliederten Völkern, wohl damit zuſammen, daß das Totemtier urſprünglich als das „Ahnentier" galt. Das ſcheint aber bei den Barundi und Banjaruanda nicht zu bedeuten, daß dieſe Tierſpezies als der Stammvater oder die Stammutter des betreffenden Clans angeſehen wird, ſondern daß die Seele jedes Clangenoſſen nach ſeinem Tod in ein Tier dieſer beſtimmten Art übergehe. Es beſteht offenbar der Glaube an eine Verwandtſchaft zwiſchen der Menſchenſippe und der Totemtierſpezies ohne die Vorſtellung einer gemeinſamen Abſtammung von demſelben Ahnentier, und dieſe Verwandtſchaft erneuert ſich bei jedem Todesfall eines Sippengenoſſen durch den Übergang ſeiner Seele in ein Tier ſeiner Totemſpezies. Denſelben Glauben haben in Mittelafrika viele Stämme des nördlichen Kongobeckens und des weſtlichen Sudan (Nr. 49, S. 140—142).

v. d. Burgt glaubt, daß die Königsfamilie der Barundi kein Totem habe (Brief). Nach anderen Angaben iſt es aber wahrſcheinlich die große Pythonſchlange (ſ. S. 118), die ja auch „Seelentier" der Könige iſt; ſo auch bei den Baſiba (Nr. 31, S. 107, 130) und den Baganda (Nr. 30, Bd. II, S. 500). Nach dem Glauben der Banjankole gehen die Seelen der Könige in Löwen, die der Prinzen in Schlangen über (Nr. 26, S. 151; Nr. 27, S. 102); bei den Banjaruanda die der Könige in Leoparden.

Die eine Wurzel des Totemismus iſt alſo hier der Glaube an eine Verwandtſchaft zwiſchen Clangenoſſen und Totemtier, die andere iſt derſelbe Animismus, aus dem auch die Scheu und Furcht vor dem in einem Tier oder einem andern Objekt hauſenden Dämon eines Verſtorbenen und damit im Zuſammenhang der ehrfürchtige Ahnenkult hervorgehen (vgl. Nr. 49, S. 169). Die Totemtiere ſind daher mit vielen der allgemein als Sitz menſchlicher Seelen aufgefaßten „Seelentiere" (ſ. S. 118) identiſch, und zwar ſind es auch hier bezeichnenderweiſe ſolche Tiere, die ſich durch große und raſche, der vorgeſtellten Hauchſeele entſprechende Beweglichkeit auszeichnen, wie z. B. Schlange, Eidechſe, gewiſſe Fiſche und Vögel, Fiſchotter, Wieſel, Zwergantilope, Meerkatze, oder die ein unheimliches Ausſehen oder ſonſt ſchlimme Eigenſchaften haben, wie z. B. Chamäleon, Stabheuſchrecke, Leopard, Büffel, Flußpferd. Aber auch Haustiere beſonderer Art, wie die ſchwarzen, weißgeſtreiften oder in anderer beſtimmter Weiſe gezeichneten Kühe oder beſtimmte Varietäten der Schafe, ſind Totemtiere mancher Clans; während die Verehrung des Rindes überhaupt, das nicht als Arbeits- und nicht ſchlechthin als Schlachttier benutzt wird, darauf hindeutet, daß es einſt als Kulttier des Bahima-Hirtenvolkes gehalten wurde, was es teilweiſe noch heute iſt. Wenn von manchen Tieren nur Leber, Herz, Eingeweide als Totem einiger Clans bezeichnet werden, wie auch bei vielen anderen Bahima- und Bantuſtämmen, ſo ſind ſie das wahrſcheinlich teils deshalb, weil der Mutterclan ſich in mehrere Totemgruppen geſpalten hat, teils weil dieſe Organe des Tierkörpers mit am liebſten als Träger der Seele betrachtet werden, teils aus dem praktiſchen Grunde, weil man ſich nicht den Fleiſchgenuß des ganzen Tieres verſperren wollte. Einfach das Rind als ſolches zum Totem zu wählen, wie etwa die Hyäne oder das Chamäleon, wäre für den Clan eines Hirtenvolkes unmöglich geweſen, weil der Clan ſonſt vor dem Tabu ſeines Totems hätte hungern müſſen.

Dem Clangenoſſen iſt ſein Clantotem, ſein Umuſiru, ein Gegenſtand der Scheu, weil es ihm entweder als Angehöriger einer früheren Generation ſeiner Sippe Ehrfurcht oder aus andern Gründen Widerwillen erweckt; es iſt ihm tabu, weil es ihm entweder wegen ſeiner hohen Eigenſchaften heilig oder wegen ſeiner niederen, häßlichen Eigenſchaften unrein erſcheint. In der Rückwirkung auf das Verhalten des Clangenoſſen zu ſeinem Totem ſind dieſe beiden Gefühlsregungen gleich: das Umuſiru wird ſcheu gemieden, jede Verletzung oder gar Tötung des Totemtieres, jede Berührung oder engere Beſchäftigung mit dem Totem oder mit einem Teil von ihm gilt als ein Vergehen, von dem man ſich nur ſchwer reinigen kann, der Genuß ſeines Fleiſches, ſeines Blutes, ſeiner Milch iſt verboten. Aus dieſem ſtrengen Speiſeverbot entwickelte ſich die jetzt überwiegende Anſchauung, daß das Fleiſch, Blut, Milch und andre Teile dieſes Tieres unrein und dem Clangenoſſen ſchädlich ſeien. Die Verunreinigung kann nur durch umſtändliche Zeremonien beſeitigt werden, wobei der umufumu (Medizinmann) je nach der Schwere des Falles die Höhe der Buße bemißt. Außerdem ſtrafen ſich Übertretungen des Totemverbotes, insbeſondere des Speiſeverbotes, von ſelbſt auf magiſchem Wege durch Erkrankung des Übeltäters oder gar durch ſeinen Tod (vgl. Nr. 49, S. 152, 153),

Da nun aber die Mitglieder anderer Clans ohne Scheu und Folgen von dieſem Totemtier eſſen, ſo erſcheinen auch ſie dem Clan dieſes betreffenden Totems unrein. Es errichteten alſo dieſe Eßverbote eine nach mehreren Seiten trennende Scheidewand zwiſchen den Clans der verſchiedenen Totems. Wenn z. B. Angehörige des Clans der

Bawanda (Babanda), die die Zwergantilope als Totem haben, mit Angehörigen des Clans der Baſchama (Totem: Klippſchliefer) oder des Clans der Bageſſera (Totem: Bachſtelze) zuſammen ſind, meiden ſie ihre gegenſeitige Berührung und dürfen nicht zuſammen eſſen. So auch in Ruanda. Auch das allgemeine Verbot, daß die Batuſſi nicht mit den Bahutu und Batwa, die Bahutu nicht mit den Batwa eſſen dürfen, hat außer dem raſſenhaften Kaſtengeiſt wohl ſolche totemiſtiſchen Gründe, ſchon deshalb, weil manche Bahutu und Batwa gelegentlich Ziegen- und Schaffleiſch eſſen, das die Batuſſi verabſcheuen. Auf die Kinder ſollen ſich die totemiſtiſchen Speiſeverbote nicht erſtrecken, ebenſowenig wie in Ruanda (Nr. 48, S. 240), wohl aber auf die Frauen.

B. Ankermann läßt die Frage nach dem Alter und der Herkunft des Totemismus in Afrika offen, gibt aber der Vermutung Raum, daß die Hamiten als Träger des Totemismus anzuſehen ſeien, weil in vielen Stämmen eine nicht totemiſtiſche Unterſchicht von einer totemiſtiſchen Oberſchicht beherrſcht werde, die hamitiſch ſei. In Urundi wie in Ruanda iſt ſowohl die Unterſchicht, die Bantu (Bahutu), wie auch die herrſchende hamitiſche Oberſchicht, die Batuſſi, totemiſtiſch; ja auch die pygmoiden Urbewohner, die Batwa, ſind in totemiſtiſche, exogame Clans gegliedert. Ich möchte deshalb und aus andern Gründen, die mit dem allerwärts offenbar ſehr hohen Alter der Totemkultur zuſammenhängen, mich bezüglich der Barundi und Banjaruanda viel mehr der von Ankermann für die wahrſcheinlicher angeſehene Hypotheſe anſchließen, daß ſchon die Urneger, aus denen die Sudanneger und die Bantu hervorgegangen ſind, totemiſtiſch waren (Nr. 49, S. 176—178), und daß da, wo totemiſtiſche Neger von totemiſtiſchen Hamiten beherrſcht werden, wie in Urundi und Ruanda, die Hamiten ihren eigenen mitgebrachten Totemismus mit dem der Unterworfenen vermiſcht haben, wie ſie wohl auch ihre mitgebrachte eigene Clanorganiſation und andere Kulturelemente mit jenen der unterworfenen Bantu vermengt haben (ſ. S. 100).

In der inneren Organiſation und im inneren Leben des Clans kommt das ſtarke Solidaritätsgefühl ſeiner Genoſſen vor allem im weitgehenden Kommunismus zum Ausdruck. Wo die Clans noch nicht durch das Königtum und ſeine Staatsorganiſation aufgelöſt und die Clanmitglieder in die verſchiedenſten Lehnsbezirke des Batuſſiſtaates zerſtreut worden ſind (ſ. S. 89), ſondern ſich ihren alten Zuſammenhang und ihre Autonomie großenteils noch bewahrt haben, wie namentlich in den mehr oder minder unabhängigen Grenzprovinzen Urundis (und Ruandas), da bilden die Clans, und zwar naturgemäß vor allem die vor der Batuſſiherrſchaft anſäſſigen Bahutuclans, kleine oder große Gemeinden, die unter einem ſelbſtgewählten Clanälteſten (umugabo) ſtehen. Oft iſt die Würde dieſes Umugabo erblich. Der kommuniſtiſche Kernpunkt der Organiſation dieſer Clans iſt das gemeinſame Eigentum am Grund und Boden, auf dem der Clan ſitzt. Das Land gehört dort der Clangemeinde, wohl weil es urſprünglich vom geſamten Clan in Beſitz genommen und nutzbar gemacht worden iſt, während der einzelne Clangenoſſe nur den Nießbrauch an dem von ihm beſtellten Boden oder Weideſtück hat. Wirkliches Eigentum des einzelnen iſt nur die Hütte, die er darauf baut, das Inventar an Geräten, Werkzeug und Waffen, und das Vieh, das er aus den ihm zu Lehen gegebenen Rindern aufzieht (ſ. S. 93).

Miſſionar E. Johanßen, der 1907 die erſten evangeliſchen Miſſionsſtationen Dſinga und Kirinda in Ruanda gegründet hat und ein vorzüglicher Kenner der Banjaruanda iſt, ſagt über die ſoziale Bedeutung der Ruanda-Clans: „Dieſe Sippenverbände überliefern die alten Sitten und Gebräuche von einem Geſchlecht aufs andere und bewahren inſofern die nationale Eigenart vor Vermiſchung und Untergang. Je leichter es iſt, durch Auflöſen der Ehe und durch Vielweiberei den Familienverband im engeren Sinn zu lockern, um ſo wichtiger iſt der feſte, unauflösliche, religiös beſtimmte Verband der Sippe. Mit der Zerſtörung dieſes Verbandes würde das ganze Volk auseinanderfallen und ſich in einzelne auflöſen, die jedem Einfluß ausgeſetzt wären. Der Sippenverband als Träger der Überlieferung und der religiöſen Sitte (Totem, Speiſeverbot, Opfergemeinſchaft) hat unzweifelhaft bis jetzt eine große volkserhaltende Bedeutung gehabt.“ (Nr. 39, S. 73.) Dieſe Charakteriſierung trifft auch auf die Clans der Barundi zu.

Die Clanorganiſation hat aber einen mächtigen Feind im Königtum der Batuſſi. Die wachſende Macht der Batuſſikönige hat, wie oben gezeigt, den geſamten Grund und Boden und alles Vieh als Eigentum des Königs in Anſpruch genommen, der es in großen oder kleinen Parzellen an ſeine Batuſſigefolgſchaft zu Lehen gibt (ſ. S. 89). Der Lehnsmann des Königs teilt ſein Lehen wieder in kleineren Parzellen an ſeine Leute zur Nutznießung auf, und der bisherige Clanälteſte wird gewöhnlich zum Mutwale des Königs eingeſetzt und treibt für ihn die Steuern und ſonſtigen Abgaben ein, wovon ihm ein Anteil zufällt. So wird unter dem erobernden Königtum der Clan ſozial und wirtſchaftlich ziemlich ſchnell zerrüttet und geht in der politiſchen Lehngemeinde des Staates auf, während er ſeinen Clannamen, ſeine alten Sitten, manche ſeiner Einrichtungen, ſein Totem noch lange beibehält.

Ein Element der alten ſozialen Clanorganiſation haben aber die Clangenoſſen auch in der politiſchen Neuordnung des Batuſſikönigtums bewahrt, weil es ihnen einen ſtarken Rückhalt gegen Übergriffe ihrer Herren gibt: die Blutrache (kuhora). Sie war das urſprünglichſte, kräftigſte Mittel zum Schutz des ſich ſolidariſch fühlenden Clans gegen Exiſtenzſchädigung durch andere Clans und iſt noch heute die ſtärkſte Schutzwehr des einzelnen, obgleich die öffentliche und private Sicherheit unter der feſten Hand der Königsbatwale erheblich zugenommen hat. Trotz der ſtaatlichen Strafrechtspflege der Batwale wird die Blutrache doch immer noch von den Clangenoſſen als wirkſamſte Selbſthilfe und als ſchützendes Schreckmittel der politiſch Schwächeren ausgeübt. Wer den Angehörigen eines Clans tötet oder verwundet, wird von den Genoſſen des geſchädigten Clans ebenfalls getötet oder verwundet (ſ. S. 97), und wenn dies nicht gelingt, trifft die Blutrache ein anderes Mitglied des verbrecheriſchen Clans. Ja, noch mehr: manche Clans begnügen ſich nicht mit der gleichen Vergeltung, ſondern rächen ſich für den Verluſt eines Genoſſen durch den Totſchlag zweier oder mehrerer des gegneriſchen Clans. Früher war dadurch ein permanenter Kriegszuſtand im eigenen Volk geſchaffen, der kein größeres politiſches Gemeinweſen aufkommen ließ und die Widerſtandskraft der Barundi gegen äußere Feinde außerordentlich ſchwächte. Ebenſo war es in Ruanda (Nr. 48, S. 238). Erſt das ſtarke Königtum der Batuſſi hat in ſeinem eigenen Intereſſe dieſem fortwährenden inneren Kleinkrieg ein Ende gemacht. Aber nun üben die Clans die Blutrache zum Schutze ihrer Genoſſen im geheimen aus; aus dem offenen Kleinkrieg iſt der hinterhältige Mord geworden, vor dem auch der mächtigſte Mutuſſi-Mutwale nicht ſicher iſt, wenn er ſich blutige Gewalttaten gegen einen Clan hat zuſchulden kommen laſſen. Die Wirkung dieſer vergeltenden Volksjuſtiz und ihr Anſehen beim Volk ähneln jenem unſerer mittelalterlichen Feme, wie ſehr auch ſonſt beide verſchieden ſind.

Achtes Kapitel

Ehe, Geburt, Tod

1. Eheſchließung, Frau, Kinder

Die Barundi heiraten (kurongora) meiſt in recht jugendlichem Alter; die Männer, ſobald ſie die Mitgift zahlen können, die Mädchen oft ſchon mit 12 Jahren und noch jünger, falls ſie eher mannbar werden. Freiwillig bleibt ſehr ſelten ein Mann unverehelicht. Wenn einer ſpät zum Heiraten kommt, liegt es nur daran, daß er die Mitgift, d. h. den Kaufpreis für die Frau, nicht aufbringen kann. Die Ehen ſind exogam, Heiraten innerhalb desſelben Clans kommen nicht vor (ſ. S. 100). Brautraub als Eheſchließungsſitte iſt unbekannt und wird, wenn er im Einzelfall einmal vorkommt, als gemeiner Diebſtahl behandelt (Nr. 19, S. 358). Konkubinat kommt namentlich dann vor, wenn der Sohn eines Mutwale oder Häuptlings auf das Heranwachſen eines ranggleichen Mädchens warten muß, das ihm die Eltern zur Ehefrau beſtimmt haben; dann nimmt er ſich für die Wartezeit eine Konkubine aus niederem Stand. Gewöhnlich laſſen aber die Eltern den Söhnen freie Wahl.

Wenn ein junger Mann Gefallen an einem Mädchen findet, trägt er ihr, ohne zunächſt jemand anders zu befragen, die Ehe an. Willigt ſie ein, ſo bittet der Jüngling ſeine Eltern um die Zahlung der „Mitgift", und wenn dieſe ihre Zuſage gegeben haben, ſchickt der Jüngling einen Brautwerber zu den Eltern oder, falls dieſe geſtorben, zu den nächſten Verwandten des Mädchens. Gibt ihm der Vater oder, wenn dieſer tot iſt, die Mutter eine Abſage oder erklären ſie, daß das Mädchen ſchon verſprochen ſei, ſo iſt die Sache erledigt, und die beiden Ehekandidaten müſſen aufeinander verzichten. Etwaiger außerehelicher Verkehr gegen das Verbot der Eltern ſetzt nicht ſelten das Mädchen ſchweren körperlichen Züchtigungen aus, und wenn ſie etwa gar ſchwanger werden ſollte, wird völliger geſellſchaftlicher Bann über ſie verhängt, denn ſie hat dadurch ihre Eltern um den Kaufpreis betrogen und andere Mädchen um die Ausſicht gebracht, an ihrer Stelle um die Ehe befragt zu werden.

Wenn aber der Vater reſp. die Mutter des Mädchens die Werbung annehmen, hat der Werber weiterhin um den Kaufpreis (inkwano) für die Braut zu verhandeln. Dieſer ſchwankt in ſeiner Höhe ſehr nach der Perſon, der Stellung, dem Vermögen des Bräutigams und der Braut. Bei der großen Menge der Unbemittelten genügen ein paar Stränge kleine Perlen und einige Töpfe Pombebier. Bei Wohlhabenderen koſtet die Braut außer Bier und Perlen noch eine oder mehrere Ziegen, eventuell auch ein oder zwei Rinder (Nr. 4, S. 221). In den Familien

[R106]

der Großen, der Baganwa, iſt eine Braut ſelten unter einem Preis von 10—15 Rindern zu haben. Es gibt aber auch Brautkauf auf Anzahlung eines Teiles des vereinbarten Preiſes, während für den Reſtbetrag der junge Ehemann haftet, ihn aber nicht zu entrichten braucht, falls die Ehe bald wieder geſchieden wird.

Die Objekte des vereinbarten Kaufpreiſes werden alsbald vom Bräutigam durch den Brautwerber den Brauteltern überbracht, und ſobald ſie abgeliefert ſind, folgt die Braut dem Werber zur neu erbauten Hütte des Bräutigams, wo nun die Hochzeit durch Geſchenke der Familienmitglieder, durch feſtliches Eſſen und Trinken und Tanzen gebührend gefeiert wird. Mit der Hochzeit tritt die Frau in die Familie des Mannes (Patriarchat) ein. Am Hochzeitstag muß die junge Frau große Betrübnis heucheln und ſich das Haupt verſchleiern, der Mann ihre Trauer durch Geſchenke zu lindern ſuchen. Sieben Tage bleibt das junge Paar ungeſehen in der Hütte, aber auch an den folgenden Tagen geht die Frau nur verſchleiert aus (Nr. 4, S. 222; Nr. 19, S. 359).

Auf Jungfräulichkeit der Braut wird Wert gelegt. Wenn nach der Hochzeitsnacht die Schlafmatte der jungen Frau Blutſpuren aufweiſt, ſchickt der Ehemann dieſes Atteſt dankend an die Eltern der Frau und fügt eine Feldhacke als Geſchenk hinzu.

Ehehinderniſſe gibt es eine ganze Reihe. Vor allem dürfen Blutsverwandte in direkter und in Seitenlinie, Angehörige desſelben Clans, derſelben Totemgruppe nicht einander heiraten: Exogamie iſt oberſtes Gebot (ſ. S. 100).

Auch bei den Batwa Urundis iſt die Ehe unter nahen Verwandten unſtatthaft. Verboten oder doch nur in ſeltenen Ausnahmen mit königlicher Erlaubnis geſtattet iſt die Ehe eines Muhutu mit einem Mutuſſiweib, denn der Raſſeſtolz der Batuſſi will es nicht. Auch wo man duldſam iſt, dürfte geſchlechtlicher Umgang von unverheirateten Angehörigen derſelben Raſſe nicht häufig vorkommen, da die Barundimütter auf ihre heranwachſenden Töchter ein wachſames Auge haben. Von grundſätzlicher Gewährung der Freiheit vor der Ehe kann bei den Barundi nicht die Rede ſein.

Auf eheliche Treue hält aber der Mann, falls er nicht abſichtlich ſein Weib dem Clangenoſſen preisgibt; während er es mit der eigenen Treue nicht ſo genau nimmt. Zwar wird heimlich begangener Ehebruch nicht von Rechts wegen beſtraft wie Diebſtahl, als welcher eigentlich auch der Ehebruch bei den Barundi gilt, aber der betrogene Ehemann hat die Befugnis, die Schuldigen in flagranti zu töten (Nr. 19, S. 14). Meiſt begnügt er ſich damit, die Ehebrecherin aus dem Haus zu jagen. Eine ſolche Laxheit der ehelichen Sitte wie in mehreren anderen Bahimaſtaaten, z. B. Ankole, und bei den Maſſai, wo der Mann ſein Weib jedem zu Gaſt kommenden Sippengenoſſen zu überlaſſen pflegt, iſt in Urundi nicht allgemein, aber auch in Urundi erlauben ſich die verheirateten Weiber der Batuſſi viel größere Freiheiten mit anderen Batuſſimännern als die unverheirateten, namentlich mit Sippengenoſſen; nur nicht mit Bantumännern (ſ. S. 101).

Scheidung und Trennung der Ehe (uwuhakanji) ſind aus dieſem und aus vielen andern Gründen ſehr häufig. Leute, die fünf- oder ſechsmal verheiratet waren, ſind gar nicht ſelten. Da der Brautpreis im Durchſchnitt ſehr gering iſt und auch ohne Schwierigkeit zurückgezahlt werden kann, benutzen die Männer und Weiber oft den geringſten Anlaß, um ſich voneinander zu trennen. Behandelt der Mann die Frau ſchlecht, ſo läuft ſie ihm weg und kehrt zu ihren Eltern oder Angehörigen zurück, die dann den erhaltenen Kaufpreis an den ſchuldigen Ehemann nicht zurückzugeben brauchen. Wenn aber der Mann die Frau wegjagt, weil ſie faul, boshaft oder gar ehebrüchig iſt, ſo müſſen die Eltern der Frau dem Mann den bezahlten Brautpreis zurückerſtatten. Die Geſchiedenen können ſich jederzeit wieder verheiraten. Kleine Kinder verbleiben der Mutter, von den größeren folgen die Knaben dem Vater, die Mädchen der Mutter (Nr. 19, S. 174).

Nach dem Tod des Ehemannes geht ſeine Witwe (umufakasi) in den Beſitz des Bruders des Verſtorbenen oder ſeines nächſten Verwandten über (ſ. S. 92), denn ſie war mit der Hochzeit in die Familie des Mannes aufgenommen worden.

Dieſe ſog. Leviratehe iſt in Oſtafrika auch bei den Sulu, den Wagogo, den Maſſai, den Turkana, Kamaſia, Galla, Baganda, Banjankole, Banjaruanda u. a. üblich (Nr. 30, Bd. II, S. 384, 403, 412, 419, 428, 538, 541).

Gibt es weder Brüder noch nächſte Verwandte des Verſtorbenen, ſo kehrt die Witwe in ihre eigene Familie zurück und nimmt ihre unmündigen Kinder mit. Die erwachſenen Kinder bleiben in der Familie des Mannes und ſorgen für die verwitwete Mutter. Kinderloſe Witwen aber ſchaffen ſich Lebensunterhalt, indem ſie für die Nachbarn arbeiten oder indem ſie betteln.

Die Stellung und das Anſehen der Frau in der Ehe iſt höher als bei den meiſten andern oſtafrikaniſchen Negern. In Haus- und Familienangelegenheiten ſteht die Ehefrau dem Manne ziemlich gleich. Beide teilen ſich in die wirtſchaftlichen Arbeiten des Tages, ausgenommen die Viehwartung, die lediglich Sache des Mannes iſt, und die Acker- und Gartenpflege, bei der die Hauptarbeit der Frau zugewieſen bleibt, wenn auch der Mann in allem mithilft, und die Zubereitung des Eſſens, die nur von der Frau beſorgt wird. Dazu kommt noch für die Frau die Beſorgung der Kinder und der Hütten. Die ſoziale Gleichſtellung beider Geſchlechter kommt auch in der bei keinem andern oſtafrikaniſchen Volk beſtehenden Sitte zum Ausdruck, daß Mann und Frau gemeinſam eſſen (ſ. S. 26). Auch von den nördlichſten Bahima in Unjoro berichtet Emin Paſcha ausdrücklich, daß die Frauen mit ihren Männern eſſen, was die dortigen Bantu nicht tun (Peterm. Mitt. 1879, S. 222). In allen wichtigen Angelegenheiten wird in Urundi die Frau und namentlich die Mutter mit zu Rat gezogen, und ihre Meinung gibt oft den Ausſchlag. Weibliche Häuptlinge ſind zwar ſeltener als bei den öſtlicheren Stämmen, den Waſſumbwa und Wanjamweſi, kommen aber, durch Erbgang eingeſetzt, vor und treten nur nicht ſo an die Öffentlichkeit wie bei den Wanjamweſi. Den größten Einfluß hat die Mutter des Königs, die während ihrer ganzen Lebenszeit mitregiert (ſ. S. 185); eine Ehrfurchtsſtellung, die ſich auch in den anderen Bahimaſtaaten bis zum ſüdlichſten, Uſipa, erhalten hat (Nr. 47, S. 90).

Am ſtolzeſten unter den Barundifrauen ſind natürlich die der Batuſſi, wogegen die Frau bei den Batwa mit Arbeit überladen und gering geachtet iſt und keine Stimme im Familienrat hat.

In der großen Mehrzahl ſind die Barundi monogam. Sie ſind nicht vermögend genug, um ſich mehr als ein Weib kaufen, mehr als einen Hausſtand unterhalten zu können. Wer es ſich aber leiſten kann, lebt in Polygamie, um Arbeitskräfte für die Bewirtſchaftung ſeines Beſitzes zu haben, um ſeine ſoziale Stellung hochzuhalten, um ſich während der Unnahbarkeit der einen Frau in der Geburtszeit an die andere halten zu können, und aus anderen Gründen mehr, die aber ſtets viel mehr im praktiſch wirtſchaftlichen als im erotiſchen Gebiete liegen. Deshalb haben ſehr viele Batuſſi zwei Frauen, die größeren Häuptlinge drei oder mehr, der König eine ganze Schar. Die Batwa hingegen ſind aus Armut faſt alle monogam (Nr. 19, S. 447).

Sehr ſelten ſcheint in Urundi die bei den Bahima Ankoles und Kiſibas häufige polyandriſche Sitte vorzukommen, daß mehrere Brüder, die zu arm ſind, als daß ſich jeder eine Frau kaufen könnte, ihre Mittel zuſammenlegen und ſich gemeinſam ein Weib kaufen, deren Kinder dann dem älteſten der Brüder gehören (Nr. 27, S. 105). Aber die Brüder einer Familie ſind in Urundi oft allzu vertraulich mit den Weibern ihrer Brüder.

Jede Frau hat in Urundi ihre Hütte und ihren Hausſtand in einem beſondern Kral. Bei den vermögenden Batuſſi wohnen zwei Frauen ſehr ſelten innerhalb einer Umzäunung, ſondern gewöhnlich liegen ihre Gehöfte weit voneinander ab, möglichſt auf verſchiedenen Bergen. Der Mann iſt einmal bei der einen, einmal bei der andern zu Gaſt. In polygamen Familien iſt die zuerſt geheiratete Frau die Hauptfrau, und ihre Kinder haben im Erbfall den Vorrang vor denen der übrigen Frauen. Neben den regelmäßigen Ehen gibt es Konkubinate mit Weibern niederer ſozialer Stellung. Die Konkubine (umukeba, umugensi) iſt zwar ſozial anerkannt, kann aber jederzeit entlaſſen werden und hat für ſich und ihre Kinder kein Erbrecht. Da die Bahimaweiber wenig fruchtbar ſind, nehmen viele Batuſſimänner zur Verſtärkung ihres Haushaltes Bahutuweiber zu Konkubinen, die viel fruchtbarer ſind. Das geſchieht auch in den anderen Bahimaländern häufig, und überall iſt deshalb dort eine ziemlich ſtarke Miſchung der Bantu mit Bahimablut die Folge (Nr. 17, S. 631). Heiraten auf Zeit oder auf Probe kennen die Barundi nicht; die Ehen werden ja ſo leicht geſchloſſen und gelöſt, daß ſolche proviſoriſche Bindungen unnötig ſind. Auch gewerbsmäßige Proſtitution iſt deshalb in Urundi ſo gut wie unbekannt (ſ. auch S. 101). Ob die Barundi „Weiberbünde“ mit eigener Organiſation haben, weiß ich nicht; jedenfalls beſitzen ſie keine beſonderen Weiberhäuſer.

2. Geburt, Kindheit, Pubertät, Tod

Die Barundi ſind, ſoweit die Bahutu in Betracht kommen, ein kinderreiches Volk; weniger die Batuſſi, was wohl eine Folge der langen Inzucht iſt. Je mehr Kinder, deſto beſſer, deſto größer die Arbeitshilfe für die Eltern, deſto größer die Ausſicht, für die heiratenden Mädchen gute Brautpreiſe zu erhalten. Um die Fruchtbarkeit zu erhöhen, genießen Mann und Weib gelegentlich Aphrodiſiaka aus Pflanzenſäften (Nr. 19, S. 359). Sobald die Frau konzipiert hat, wird der Medizinmann (umufumu) gerufen, der ihr zum Schutz der Frucht gegen böſe Geiſter Amulette gibt, die an dem beſonders zu ſchützenden Unterleib getragen werden. Zum gleichen Zweck bläſt der Mann die Frau von Zeit zu Zeit mit Tabaksrauch an.

Wo aber die Konzeption unwirkſam gemacht werden ſoll, ſei es aus Bequemlichkeit der Weiber, ſei es um die Folgen unerlaubten Verkehrs zu beſeitigen, wird der künſtliche Abortus (kukorora) durch ſtarke Maſſage und durch Einnehmen beſtimmter Pflanzenabgüſſe herbeigeführt. Der Gebrauch dieſer Mittel iſt eine Art Geheimwiſſenſchaft der Weiber, von der die Männer keine Kenntnis zu haben ſcheinen. Ihre Anwendung gilt für verbrecheriſch und wird vom Chef oder Häuptling beſtraft

(Nr. 19, S. 62). Dagegen iſt das Fruchtabtreiben durch Dekokte von Pflanzen in Uſſumbwa und Unjamweſi enorm verbreitet. „Ziel der Barundi-Eheleute iſt, möglichſt viele Kinder zu haben. Oft ſieht man Väter ihre Kinder beſorgen, tragen, füttern uſw., wie in Uſſumbwa oder Unjamweſi. Unfruchtbarkeit (ingumba) gilt für ein Unglück und Grund zur Eheſcheidung. Es kommt oft vor, daß eine Urundimutter nach einem Jahre wieder gebiert. In Uſſumbwa dauert es mindeſtens zwei Jahre, da erſt das Kind entwöhnt ſein muß, ehe neuer Verkehr erlaubt iſt; nicht ſo in Urundi. Die Kinderſterblichkeit iſt auch in Urundi groß. Auch dort bleiben von den Kindern bis zu 13—15 Jahren nicht zwei Drittel am Leben. Oft hört man Weiber ſagen, daß ſie zehn Kinder verloren haben, aber bei der großen Fruchtbarkeit bleiben noch genug übrig" (v. d. Burgt, Kol. Rundſchau, 1913, S. 721—722).

Wenn die *Geburt* (uwurjaal) naht, werden ein paar Nachbarinnen zur Unterſtützung der Kreißenden gerufen; nur in ſchwierigen Fällen eine „weiſe Frau" oder der Medizinmann, der mit allerlei Zauber, aber auch mit wirklich wirkſamen Mitteln und Eingriffen, von pflanzlicher Medizin und leichter Maſſage bis zum Kaiſerſchnitt (ſ. S. 140, 142) operiert (Nr. 19, S. 9, 363). Wie der letztere ausgeführt wird, weiß ich nicht; vermutlich nur an der Toten, um noch das Kind zu retten oder es zu entfernen, wie dies Emin Paſcha ausdrücklich von den Bahima Unjoros bemerkt (Peterm. Mitteil. 1879, S. 393). In Ruanda, Uſſuwi, Kiſiba, Uganda kennt man den Kaiſerſchnitt auch (Nr. 48, S. 228). Während der Geburt liegt das Weib auf ihrem Schlaflager oder kauert auf dem Boden, den Rücken gegen einen Hauspfeiler geſtützt oder von hinten gehalten, während die Männer die Hütte verlaſſen. Sobald das Kind geboren iſt, wird es mit kaltem Waſſer gewaſchen und mit Butter eingeſalbt. Die Nachgeburt wird in der Hütte unter dem Bett der Mutter vergraben, die Nabelſchnur mit einem Holzſpan durchgeſchnitten und als Amulett von der Mutter aufbewahrt. Das Neugeborene aber wird nun von der Mutter am ganzen Körper zurecht gedrückt und gezogen, um dem Kopf und den Gliedern die richtige Form zu geben (Nr. 19, S. 9). Deformation des Schädels wird jedoch nicht ausgeübt.

Nach der Geburt wird die Wöchnerin mit warmem Waſſer gewaſchen und der Leib äußerlich mit Pflanzenſäften eingerieben. Sie bleibt 4 oder 5 Tage in der Hütte, je nachdem ſie ein Mädchen oder einen Knaben geboren hat, und wenn ſie wieder ausgeht, hat ſie den Schädel friſch raſiert und trägt ein breites Stirnband aus Maisblatt; wohl als Symbol der Fruchtbarkeit und als Amulett.

Die Mutter ſtillt ihr Kind, ſolange ſie Milch hat und der Körperzuſtand des Kindes es zu verlangen ſcheint, nicht ſelten 3 bis 4 Jahre lang. Vom Ehemann bleibt ſie nach der Geburt getrennt, bis wieder die Menſes eintreten. Bleiben dieſe aber aus, ſo wird die Trennung bald wieder aufgehoben.

Mit gemiſchten Gefühlen wird die Geburt von *Zwillingen* (amahasa) begrüßt. V. d. Burgt meint, daß man erfreut darüber ſei, weil die Barundi der Zwillingsgeburt eine religiöſe Bedeutung beimeſſen, weil ſie ſie für „ope [illegible]" entſtanden halten (Nr. 19, S. 325); [illegible] hingegen ſagt, daß man eine Zwillingsgeburt als unheilvoll anſehe, weil Zwillinge Lieblinge Kirangas ſeien und deswegen bald von ihm weggeholt (ſterben) würden, wenn ſich die Eltern nicht durch große Opfer loskauften (Nr. 45, 1914, S. 314). Ich laſſe dahingeſtellt ſein, welche Auffaſſung richtig iſt; aber Tatſache iſt es, daß eine Zwillingsgeburt mit außergewöhnlichen Riten, Opfern und Feſten gefeiert wird, und der letzte Grund hierfür wird wohl die Erfahrung ſein, daß Zwillinge gewöhnlich ſchwächlich ſind und von der Mutter nicht genügend genährt werden können, ſo daß ſie (oder eines) meiſt ſterben, wenn ihnen nicht Kiranga durch beſondere Opfer gnädig geſtimmt wird. Auf die Nachricht von der Geburt eines Zwillingspaares laufen die Nachbarn und Freunde in Scharen herbei, ſingend, Geſchenke bringend und Mengen von Nahrungsmitteln zuſammentragend, die aber nur für die Geiſter beſtimmt ſind und in der Nacht verſchwinden. Der herbeigerufene Prieſter (kiranga) vollzieht zunächſt mit ſeinen Gehilfen und zahlreichen Teilnehmern die Zeremonie des „heiligen Speeres“ (ſ. S. 134), um in der Verehrung dieſes Symbols ſeinem Inhaber, dem großen Geiſt Kiranga, dem Herrn über alle materiellen Güter, Dank zu bezeugen und ihn um beſondere Gunſt für die Zwillinge und die Eltern anzurufen (Nr. 19, S. 516, 324, 216). Dann führen die jungen Männer, rot und gelb im Geſicht bemalt, im Hof der Hütte unter Raſſelbegleitung rituelle Tänze auf, die vier bis ſechs Stunden hintereinander dauern und die Tänzer in wahre Leidenſchaft verſetzen; ſie ſchließen einen Kreis, ſpringen und winden ſich ſchweißtriefend und ſingen rhythmiſche Lieder in kurzen Strophen. Ein Kreistanz der Mädchen, die ebenfalls angemalt und mit Laub geſchmückt ſind, löſt ſie ab. Dazwiſchen werden Mengen von Bier vertilgt. So geht es zwei, drei Nächte und noch länger fort, und am Ende wird vom Prieſter nochmals die große Zeremonie des heiligen Speeres vollzogen, wobei zwei kleine Lämmer dem Gott geweiht werden, zur Stellvertretung für die beiden Zwillingskinder. Die Lämmer dürfen nicht geſchlachtet werden und können herumlaufen und freſſen, wo und was ſie wollen. Die Tänze aber und die Zecherei dauern oft noch 2—3 Wochen fort (Nr. 19, S. 325; Nr. 45, 1914, S. 315).

Kindsmord (kumuniga umwana) iſt bei den Barundi nicht häufig, kommt aber vor, hauptſächlich weil die Mutter die lange Arbeit des Aufziehens und Nährens ſcheut. Das Verbrechen ſteht nominell unter Strafe, wird jedoch ſelten geſühnt, da die Abſicht der Tötung (Erſticken) ſchwer nachzuweiſen iſt. Von Rechts wegen wird ein Kind durch den Medizinmann getötet, wenn es mit Zähnen auf die Welt kommt oder wenn ihm die oberen Schneidezähne zuerſt wachſen (Nr. 4, S. 221). Das gleiche berichtet Lechaptois aus dem ſüdlichſten Bahimaſtaat, Uſipa (Nr. 47, S. 138). Auch die Batwa töten ſolche Kinder.

Sobald dem Kind die Haare wachſen oder ſobald es laufen kann, bekommt es einen **Namen** (izina) durch den Vater. Mutter und Freunde fügen noch andere Namen hinzu, ſo daß jeder Murundi mindeſtens zwei oder drei hat. Beſondere Feſtlichkeit iſt mit der Namengebung nicht verbunden. Die Namen haben die größte Mannigfaltigkeit und bedeuten entweder beſondere Eigenſchaften des Kindes oder gewiſſe Vorkommniſſe in ſeinem jungen Leben oder irgendeine Laune des Namengebers, z. B. kitwe = Dickkopf; mbiriko = Holzſpan; ntarija = es weint nicht; kimina = es geht aufrecht; kiriwate = Kindshaut; manwa = Großmaul; mawamba = Weiße; yamirwa = Bier; inambu = Hunger; tunguru = Vogelname. Andere, häßliche Barundinamen, die Pater Gaßdinger irrtümlich mit der Furcht vor dem Tod zuſammenbringt, ſind: mujimbwa = Hundehütte; semibwa = Hundevater; inangurube = Schweinemutter; kabwebwe = Schakal; kabaragasa = Floh; semajindi = Menſchenkot. Andere lauten: ruteratschuma = Er ſchleudert das Eiſen; ndarasanze = Ich habe getroffen; niamavukiro = Heimatlos; rurihasi = Er iſt nahe; ruronona = Er iſt der Verderber; rutakaje = Er iſt verloren gegangen (Nr. 46, 1913, S. 13). Außer dem perſönlichen Namen führt jedes Kind noch den Namen ſeines Clans und einen oder mehrere Spitznamen, die auch der Erwachſene beibehält. Fremden Leuten nennt man ungern die richtigen Namen von Kindern oder Erwachſenen, da jene möglicherweiſe durch die Kenntnis des Namens magiſche Gewalt über den Namensträger erlangen und ſie zu ſeinem Schaden mißbrauchen könnten (ſ. S. 133).

Ernährung und Aufzucht des Kindes ſind gänzlich Sache der Mutter. Sie nährt es bis ins 3. und 4. Jahr, und es ſieht drollig aus, wenn ein ſtrammer kleiner Bengel vom Spiel herbeigerannt kommt, ein paar erquickende Züge an der Mutterbruſt tut und dann ſchnell wieder zu ſeinen Geſpielen läuft. Die Kinder werden ſauber gehalten und täglich gebadet. Da es Körbe oder Wiegen zum Abſetzen der Kleinen nicht gibt, wird das Kind, ſolange es nicht ordentlich laufen kann, fortwährend von der Mutter auf dem Rücken in einem aus Ziegen- oder Hammelfell verfertigten Tragleder (impetso) mit umhergetragen, aus dem oben der Kopf, rechts und links die Beine herausgucken. Auch bei der Feldarbeit und ſelbſt beim Tanz behält die Mutter gewöhnlich das Kind auf dem Rücken, deſſen Kopf und Beine dann von den heftigen Bewegungen herumgeſchlenkert werden, wie bei einer Gliederpuppe; ſelten ſchreit es deshalb. Von Zeit zu Zeit wird das Kind aus dem Tragleder durch ſeitliche Lüpfung herausgenommen und „abgehalten". Wenn es aber dennoch einmal ſeine Bedürfniſſe im Ruckſack verrichtet hat, wird dieſer nebſt Kind und Mutter einfach abgewaſchen. Größere Kinder werden rittlings auf die linke Hüfte der Mutter geſetzt und mit dem linken Arm von hinten umfaßt.

Nachts liegen die Kinder auf Fellen zu ebener Erde und werden mit dem aus weichem Fikusrindenſtoff beſtehenden Obergewand der Mutter zugedeckt. Ganz kleine Kinder liebkoſt die Mutter bisweilen mit Küſſen. Sonſt kennen die Barundi den Kuß nicht (Nr. 19, S. 63). Um es einzuſchläfern oder auch um es am Tag zu beruhigen, klopft ſie es leicht auf den Rücken und ſingt wohl auch ein monotones „Wiegenlied". V. d. Burgt teilt ein ſolches mit, in dem mit der böſen Schwiegermutter gedroht wird: „Sei ruhig; ſonſt werde ich dich zur Schwiegermutter tragen; ſie wird dir nur Waſſer geben. Wenn die Kühe kommen und gemolken werden, wirſt du Hunger leiden. Die Schwiegermutter wird dich nicht gegen die Sonne ſchützen und gegen den Hunger" (Nr. 19, S. 71).

Geiſtig und moraliſch wachſen die Kinder wild auf. Von Abgewöhnung übler Eigenſchaften iſt ſo wenig die Rede wie von der Anerziehung guter. Solange die ſchlechten Eigenſchaften der Kinder die Eltern nicht ſchädigen, haben dieſe ſogar oft ihre Freude daran, die Kinder zu Zornesausbrüchen, zu Prügeleien, zum Stehlen uſw. anzureizen. Auch praktiſche Unterweiſung in beſtimmten Arbeiten und Handwerken gibt es nur ausnahmsweiſe. Was die Kinder lernen, lernen ſie durch Zuſehen, Zuhören und Mithelfen. Helfen müſſen ſie aber von früh an in allen Verrichtungen der Eltern und werden dadurch, da ſie von Natur geweckt und lebhaft ſind, ſehr bald erſtaunlich ſelbſtändig.

Die Geſchlechtsreife (kukura) tritt bei den Knaben im Alter von 12 bis 15 Jahren, bei den Mädchen ſchon früher ein. Lange vorher ſchon ſind ſie über das Sexualleben aufgeklärt und haben von den älteren auch manche garſtigen Dinge aus der ſexuellen Sphäre gelernt. Nicht, daß ſie ſehr früh ſchon kohabitieren, aber Onanie und Maſturbation ſind verbreitete Laſter.

Über die letzteren ſagt v. d. Burgt (Nr. 19, S. 301): „Puellae praesertim horibili huic vitio valde deditae sunt, sub praetextu quidem, ut magis aptae fiant matrimonio et viris placeant. In actu ipso nefando quoddam juramentum vel potius imprecationem pronuntiant: witsche inka ninakara ndasy'inka. Insuper variis mediis utuntur ad majorem voluptatem sibi procurandam. Media generatim sunt plantae, vel radices plantarum arborumve, quibus labia perfricantur". Brieflich fügt mir v. d. Burgt hinzu: „His perfricationibus labia extenduntur, ut flavescentes prostent et volumen vel longitudinem extraordinariam adspirantur. Haec consuetudo generalis tanquam nationalis considerari potest non solum in Urundi et Ruanda, sed etiam generatim inter tribus Africae interioris, paucis exceptis v. Wasukuma. Ergo primo loco non voluptas procuranda intenditur, sed puellae volunt ‚pulchras se facere', quia permulti adolescentes nunquam puellam in matrimonium ducerent, quae talia labia non habet. Post matrimonium se abstinent ab illa manipulatione."

Über Pubertätsfeſte, die ſicherlich gefeiert werden, konnte ich nichts erfahren. Auch v. d. Burgt weiß nichts davon (Nr. 19, S. 394). Jedenfalls werden weder die Knaben beſchnitten noch die Mädchen infibuliert. Nur die Batwa, bei denen im Gegenſatz zu den Batuſſi und Bahutu Deformation der Zähne üblich iſt, nehmen das Zuſpitzen der beiden oberen Mittelzähne mittels Meſſerſchlages als Akt der Pubertätserklärung vor (Nr. 19, S. 105, 155).

Ferner konnte ich nicht feſtſtellen, ob die zur Pubertät gelangten Jünglinge ſich zu einem geſellſchaftlichen Verband zuſammenſchließen, zu einer beſonderen „Altersklaſſe", wie wir ſie bei mehreren oſtafrikaniſchen Stämmen finden. Sollte dieſe ſoziale Einrichtung bei den Barundi beſtehen, ſo ſpielt ſie doch gar keine Rolle im öffentlichen Leben und kennt auch keine beſonderen Junggeſellenhäuſer oder -krale für einen ſolchen Altersverband, während unter den anderen hamitiſchen oder hamitiſch beeinflußten Völkern Oſtafrikas, wie z. B. den Maſſai, den Wapokomo, den Galla, dieſe Altersklaſſen die Hauptgliederung des ganzen ſozialen Lebens darſtellen.

Bei den Maſſai ſind es die drei Altersklaſſen der bei den Eltern wohnenden Knaben, der in eigenen Kralen zuſammen hauſenden unverheirateten Jünglinge (der Kriegerklaſſe) und der verheirateten, friedlichen Männer; bei den Wapokomo und Galla ebenfalls erſtens die Knaben, zweitens die verſchiedenen Jahrgänge der gleichzeitig Beſchnittenen oder Luba und drittens die Maſſe der älteren oder Gaba. (A. Werner, The Galla of East Africa; Journal of the African Society, Bd. 13, 1914, S. 262 ff.) In Ruanda legt die jugendliche Kriegerſchar, die am Hof des Muſinga bei feſtlichen Gelegenheiten zu erſcheinen und Kriegstänze aufzuführen pflegt, den Gedanken an eine ſolche „Altersklaſſe" der unverheirateten Jünglinge bei den Batuſſi nahe, aber vielleicht iſt es auch nur eine Art Kadetten- oder Pagenkorps des Königs (ſ. S. 65).

Alte Leute, die ihre körperliche und geiſtige Regſamkeit eingebüßt haben, ſieht man ſelten, weil ſie innerhalb der Gehöfte bleiben. Sie werden von den Ihrigen bis zum Tode (ukufa) gepflegt, vielleicht weniger aus Pietät als aus Furcht, daß ſie ſich ſonſt nach dem Tod als Geiſter für ſchlechte Behandlung rächen würden. Um den Sterbenden iſt gewöhnlich die Familie verſammelt. Sobald er verſchieden iſt, erheben die Weiber des Hauſes und der Nachbarſchaft lautes Wehklagen, während die Männer dem Toten die Augen zudrücken, ihm die Arme und Beine einbiegen und feſtbinden (Hockerſtellung), um ihm reſp. ſeinem Geiſt die Wiederkehr unmöglich zu machen, und ſofort die Beerdigung vorbereiten.

Begräbnis in Hockerſtellung iſt auch in Ruanda, in Ankole, Mpororo, Uſſui und anderen Bahimaſtaaten üblich, desgleichen bei den Maſſai und den Galla. (A. Werner, The Galla of East Africa. Journal of the African Society, Bd. 13, 1914, S. 283; und Nr. 47, S. 150.)

Mit Ausnahme der getöteten Verbrecher, deren Leichname den Hyänen zum Fraß in den Buſch geworfen werden, werden alle Barundi begraben (kuhamba). Baumanns Angabe, daß „die Angehörigen allen Toten den Bauch aufſchneiden, um darin den böſen Zauber, der ſie getötet hat, zu ſuchen“ (Nr. 4, S. 222), habe ich weder durch Erkundigung im Lande ſelbſt noch bei v. d. Burgt oder anderen beſtätigt gefunden. Die Leiche wird nicht gewaſchen, ſondern in ihren gewöhnlichen Gewändern und mit ihren Amuletten ins Grab gelegt; beſtenfalls eingewickelt in eine alte Matte. Andere Grabbeigaben werden nicht hinzugetan. Schon wenige Stunden nach dem Tod findet die Beerdigung ſtatt.

Das Grab (isjobo) wird innerhalb des Hofes neben der Umzäunung gegraben oder, wenn der Tote der Familienvater iſt, inmitten des Hofes gegenüber dem Eingang der Haupthütte (Nr. 19, S. 203); nach O. Baumann aber in der Hütte ſelbſt (?), die hierauf verlaſſen werde (Nr. 4, S. 223). Während die Leiche zum Grab getragen wird, erheben die Weiber von neuem großes Klagegeſchrei; ſie tun ſo, als ob ſie ſich der Beerdigung widerſetzen wollten, und rufen dem Toten Abſchiedsworte nach. Iſt es ein Familienvater, ſo kauert die Witwe vor der Beerdigung neben ihm nieder, ſalbt ihm das Haupt mehrmals mit Butter und ſagt ihm allerlei Gutes nach, um ſeinen Geiſt den Familienmitgliedern günſtig zu ſtimmen. Dann wird die Leiche ſo in das mit Blättern ausgepolſterte Grab gelegt, daß ſie in Hockerſtellung auf der rechten Seite liegt, darauf das Grab mit Erde zugefüllt und über ihm ein kleiner Tumulus aufgehäuft, auf den verſchiedene Gegenſtände, die der Tote benutzt hat, wie z. B. Tongefäße, alte Körbe, der Geflechtsſchirm, der den Hütteneingang verſchließt, u. a. m. geſtellt werden. Nach kurzer Zeit werden dieſe weggenommen, der Tumulus eingeebnet, und nichts läßt mehr die Grabſtätte erkennen.

Totenfeſte werden nur bei der Beſtattung des Königs veranſtaltet, aber beſtimmte Trauerbräuche werden bei jedem Todesfall eingehalten, die je nach der ſozialen Stellung des Verſtorbenen mehr oder minder umſtändlich ſind. Wenn der Verſtorbene ein gewöhnlicher Murundi und Familienvater iſt, trauert die Witwe (oder die Witwen) mit den Kindern 7 Tage, indem ſie das Gehöft nicht verlaſſen. Wahrſcheinlich fürchten ſie ſo kurz nach dem Tode den Geiſt des Toten außerhalb der Behauſung. In den Hütten aber nehmen ſie zahlreiche Neuerungen und Veränderungen vor, als ob ſie den Geiſt des Toten irreführen und ablenken wollten, falls er zurückkommen ſollte. In der Wohnhütte wird der Eingang nach einer andern Seite verlegt, die Herdſteine erneuert, die Bettſtelle beſeitigt, alle Geräte umgeſtellt u. a. m. Nach dem 7. Tag badet ſich jedes Familienmitglied gründlich in einem Bach, wohl um ſich ſinnbildlich von der durch den Toten verurſachten Verunreinigung zu befreien. Dann laſſen ſie ſich als Reinigungs- und Trauerſymbol alle den Kopf raſieren und gehen für die nächſten 2 Monate in Trauergewändern aus, d. h. in Rindenſtoffen, die weder, wie ſonſt allgemein, ſchwarz gefärbt noch mit Muſtern bemalt ſind (Nr. 19, S. 163), alſo ihre rotbraune Naturfarbe haben; ſo wird hier Rot zur Trauerfarbe. Der Name des Verſtorbenen wird nicht mehr genannt, um nicht ſeinen böswilligen Geiſt herbeizurufen, und alle denſelben Namen tragenden Perſonen oder Dinge werden umgetauft.

Einem verſtorbenen Mutwale wird natürlich höhere Ehre erwieſen als einem gewöhnlichen Murundi. Vor dem toten Mutwale vollführt der Kiranga die Zeremonien des „heiligen Speeres“ (ſ. S. 134), und auf ſein Grab pflanzt man einen Gedenkbaum (imanna), der unverletzlich iſt. Die Familie des Toten aber verläßt das Gehöft und ſiedelt ſich an einer anderen Stelle an, während die Hütten des Verſtorbenen zerfallen und verſchwinden und die Fikusbäumchen der Umzäunung allmählich zu ſtattlichen Bäumen heranwachſen, von denen niemand bei Todesſtrafe Holz holen darf (Nr. 19, S. 205). Durch dieſe im Kreis der ehemaligen Hofumzäunung ſtehenden Bäume fallen einem die einſtigen Häuptlingsſitze in Urundi wie in Ruanda überall in der Landſchaft auf (Taf. 29a). Die Trauer um einen Mutwale dauert zwei bis drei Wochen.

Die höchſten Ehren aber werden dem toten König zuteil (ſ. S. 185). Zunächſt wird die Leiche in Häute und Rindenſtoffe eingewickelt, aber nicht begraben, ſondern über einem rauchenden Feuer ſo lange getrocknet, bis ſie zur völligen Mumie geworden iſt. Der erſte aus dem Leichnam herauskriechende Wurm („Seelenwurm") wird in einen Milchtopf gelegt und gefüttert, bis er eines Nachts den Topf verläßt und nun zur Rieſenſchlange (isato) wird, in welcher fortan der Geiſt (umuzimu) des Königs hauſt. Ein Einbalſamieren des Toten findet nicht ſtatt; auch wird die Leiche des Königs nicht in Hockerſtellung eingebogen, wie die gewöhnlichen Barundi, ſondern behält Arme und Beine ausgeſtreckt (Nr. 19, S. 204), wogegen in Ankole die Leiche des Königs ebenfalls in Hockerſtellung in Kuhhaut eingebunden und begraben wird (Nr. 27, S. 101). Dann wird in Urundi der tote König mitten im Gehöft auf einem hölzernen Geſtell aufgebahrt und bleibt hier ſo lange liegen, bis die Füße des Geſtelles von den Termiten abgefreſſen ſind. Das kann unter Umſtänden Monate dauern. Der König Kiſabo ſoll ein ganzes Jahr ſo gelegen haben, ja es ſoll, wie mir ein dortiger Miſſionar erzählte, dem Toten ſogar ein junges Weib „angetraut" worden ſein, die ihn zu behüten und täglich mit Speiſe und Pombe zu verſorgen hatte. Während dieſer ganzen Zeit der Aufbahrung kommen die Untertanen aus allen Gegenden herbeigezogen, flehen ſeinen Geiſt um Gunſt an, eſſen und trinken in feierlichem Totenſchmaus neben der Bahre und loben den Verſtorbenen. Die große Zeremonie des „heiligen Speeres" fehlt natürlich hier erſt recht nicht. Die offizielle Trauer um den König dauert einen Monat. Schließlich wird die Mumie von den nächſten männlichen Verwandten des Königs, unter Begleitung der Medizinmänner und Prieſter und gefolgt von einer wehklagenden Volksmenge, fortgetragen, Tagereiſen weit bis auf den Berg Ganſo im nordweſtlichen Grenzgebirge gegen Ruanda, ſüdlich von der Ruvuvuquelle, wo im Wald, zu dem nur die Mitglieder der Königsfamilie (Baganwa) und die Prieſter Zutritt haben, die Leiche endlich begraben wird; nach v. d. Burgt aber nicht begraben, ſondern nur in einer Hütte beigeſetzt (ſ. S. 186). Auch die anderen Barundikönige ruhen dort (Nr. 4, S. 223). Burgt gibt dagegen einen Ort Munjange am Imangaberg als Beſtattungsplatz an (ſ. S. 185).

Auch von den Bahima (Wahuma) Unjoros berichtet Emin Paſcha, daß dort der Leichnam des Herrſchers auf einem Geſtell geräuchert und oft jahrelang in ſeiner Hütte aufbewahrt werde, bis ihn endlich ſein Nachfolger begrabe (Peterm. Mitt. 1879, S. 392).

In Urundi wird das Gehöft des verſtorbenen Königs verlaſſen, wie jene der verſtorbenen Batwale; es zerfällt, und nur die im großen Kreis der einſtigen Umzäunung ſtehenbleibenden Bäume verraten dem Fremden die frühere Bedeutung des Platzes. Daneben aber wird ein Wächter in eine Hütte geſetzt, der dafür zu ſorgen hat, daß niemand die Stätte betritt und daß der Geiſt des verſtorbenen Königs, den man ſich, wie erwähnt, hauptſächlich als eine große, am Ort hauſende Schlange (Totemiſmus, S. 102) vorſtellt, regelmäßig ſeine Trank- und Speiſeopfer erhält (Nr. 19, S. 205).

Van der Burgt berichtet, daß zu Ehren des toten Königs „Hekatomben von Menſchenopfern“ dargebracht werden (Nr. 19, S. 204) und daß manche große Batwale und hochſtehende Barundi getötet würden, „um die Manen des Königs zu beruhigen“. Vermutlich ſind hauptſächlich die Unglücklichen damit gemeint, die ſofort nach dem Tode des Königs der Politik ſeines Nachfolgers oder Thronprätendenten zum Opfer fallen, ſowie die vermeintlichen Zauberer und Hexen, die den Tod des Königs verurſacht haben — denn natürlichen Tod kennen die Barundi nicht — und nun von den Medizinmännern ausſindig gemacht und hingerichtet werden (ſ. S. 132, 140). Aber auch einige junge Mädchen und Große des Landes wurden früher bei der Beſtattung des Königs getötet, um den Verſtorbenen „ins Jenſeits zu begleiten“ (ſ. S. 186).

Neuntes Kapitel

Religion, Mythus, Kultus, Miſſion

1. Die Götter

Die Religion der Barundi läßt ſich wohl am beſten als Animismus und Totemismus bezeichnen, denen zahlreiche Elemente von Fetiſchismus (Talisman), Manismus (Ahnenverehrung) und Heroenkult beigemiſcht ſind; der letztere iſt in mancher Beziehung ſchon zum Götterkult geworden. Dieſe Miſchung von Beſtandteilen des „totemiſtiſchen Zeitalters" mit dem „Zeitalter der Helden und Götter" (Nr. 43, S. 116, 278) iſt zweifellos die Folge der Miſchung der alteingeſeſſenen Batwa und Bantu mit den hamitiſchen Eroberern, die ihre totemiſtiſche Clangliederung und den Kult ihrer zu Stammesgöttern gewordenen Heroen dem Clanſyſtem und dem Animismus und Fetiſchismus der Bantu und Batwa hinzugefügt haben. Alle dieſe ſozialen und religiöſen Elemente haben einander durchdrungen, teils in bloßem Nebeneinanderbeſtehen, teils in gegenſeitiger Verſchmelzung und Veränderung, ſo daß es meiſt ſchwer iſt, die einzelnen Beſtandteile rein herauszulöſen und ihren Urſprung zu erkennen.

Den breiteſten Raum in den religiöſen Vorſtellungen der Barundi nehmen der Animismus und der Dämonenglauben ein. An ihnen ſind ſowohl die Batwa und Bahutu als auch die Batuſſi beteiligt, aber die Batuſſi offenbar in viel geringerem Maß. Allem Anſchein nach haben die Bahima hier wie im ganzen übrigen Zwiſchenſeengebiet höhere religiöſe Ideen aus ihrer nördlichen Heimat mitgebracht, die den wüſten Dämonen- und Zauberglauben der Bantuneger teilweiſe zurückgedrängt und dem Ahnenkult größere Bedeutung gegeben haben. Freilich hängt die große Volksmaſſe der Bahutu dem alten niedern Dämonen- und Zauberglauben, der der Geiſtesrichtung der Bantu ſo gut entſpricht, an wie zuvor. Die Barundi denken ſich alles beſeelt. Wie bei den meiſten noch im Stadium des animiſtiſchen Denkens befindlichen Naturvölkern, knüpfen ihre Vorſtellungen von einer immateriellen Seele an die Beobachtung an, daß im ſchlafenden Körper etwas lebt, was nicht ruht, ſondern denkt, ſieht und herumſchweift, denn im Traum ſieht dieſer unſer immaterieller Teil nicht nur die Welt, ſo wie wir mit wachen Augen, ſondern er begegnet auch den Verſtorbenen, die alſo auch nach ihrem Tod immateriell fortbeſtehen. Wenn dieſes immaterielle Etwas, die lebenerzeugende Seele, den Körper dauernd verläßt, ſtirbt der Menſch.

Die von W. Wundt und C. Meinhof für den totemiſtiſchen Gedankenkreis als charakteriſtiſch bezeichnete Unterſcheidung zwiſchen der Körper- oder Schattenſeele und der Hauch- oder Atemſeele (Nr. 43, S. 203; Nr. 41, S. 32—34) ſcheint für die Vorſtellungen der Barundi zuzutreffen, denn der Murundi unterſcheidet den dämoniſchen Geiſt des Verſtorbenen, den umusimu, genau von der im Lebendigen wirkenden Seele umutima, die im Todesaugenblick mit dem pulſierenden Herzen, indihagusi, vernichtet wird (Nr. 46, S. 15). Es ſcheint mir ferner gewiß, daß die Barundi ſich alle Dinge, jedes Organiſche und Anorganiſche, beſeelt denken; nicht nur die Menſchen und Tiere, ſondern auch Pflanzen, Steine, Geſtirne, Feuer, Quellen, Flüſſe uſw.; und zwar gelten dieſe nicht nur als gelegentliche Wohnſitze vormaliger Menſchen- und Tierſeelen, ſondern als ſelbſtbeſeelt. Alſo der dornige Buſch, der den Jäger blutig ritzt, tut das nicht oder nicht nur, weil er der Sitz einer einſtigen boshaften Menſchenſeele iſt, ſondern weil er ſelbſt eine boshafte „Buſchſeele" hat. Die Quelle labt den durſtigen Wanderer nicht oder nicht nur deshalb, weil in ihr der Geiſt eines einſtigen mildtätigen Menſchen wohnt, ſondern weil ſie eine eigene milde „Quellſeele" birgt.

Umusimu iſt aber nicht nur die Bezeichnung für den Geiſt des Verſtorbenen, ſondern auch die für den Gegenſtand oder das Tier, das ſich der Geiſt des Verſtorbenen zum Sitz erwählt hat; es können deren viele verſchiedene ſein. Sehr oft ſind es kleine längliche Steinchen (inguru) von den Feldern des Verſtorbenen. Dieſe Steinchen werden von den Hinterbliebenen geſammelt, in eine Holzmulde gelegt und ins Opferhüttchen geſtellt, wo ihnen Bieropfer geſpendet wird (Nr. 46, S. 16). Oft hauſt die Seele eines verſtorbenen Menſchen auch in einem Gegenſtand nahe beim ehemaligen Wohnſitz des Toten in einem Baum, Zaun, Fels; oft auch in einem Tier, das durch ſeine flüchtige Beweglichkeit die Vorſtellung von der hauchartigen Flüchtigkeit der Seele hervorruft, alſo namentlich in Schlangen, Eidechſen, Vögeln, oder auch in unheimlichen Tieren wie Kröten, Krokodilen, Hyänen u. a. Die Angehörigen beſtimmter Clans ſcheinen alle in Tiere einer beſtimmten Art, das Totemtier (umusiru) des betreffenden Clans, überzugehen (ſ. S. 102). Gemeinhin wird der erſte Wurm, der den verweſenden Körper des Menſchen verläßt, als Träger der Seele angeſehen, bis dieſe einen anderen definitiven Aufenthalt gewählt hat. Die erſte Made aus der Leiche eines Murundikönigs wird deshalb, wie S. 115 erwähnt, mit Milch genährt, bis ſie ſich in eine große Pythonſchlange verwandelt, der man göttliche Verehrung zollt. Die Seelen der großen Batwale gehen aber in andere Schlangen, Löwen, Leoparden über, die dann in den heiligen Hainen (imana) bei den Gräbern hauſen. Die Schlangen pflegen von dort aus die Hütten der Familie zu beſuchen und werden von den Familienmüttern als Seelentiere der verſtorbenen Angehörigen betrachtet und mit Milch gefüttert. So auch bei den Galla, den Maſſai und den Kaffern Südafrikas (Nr. 41, S. 36; Nr. 19, S. 354). Die Idee einer göttlichen Strafe, einer Läuterung und ſühnenden Seelenwanderung, wie ſie beſonders von Miſſionaren in dieſer Verſetzung der Menſchenſeelen in Tiere geſehen wird, iſt den Barundi urſprünglich gewiß fremd; vielmehr iſt der Grundgedanke ſolcher „Seelenwanderung" die totemiſtiſche Verwandtſchaft der Menſchenſippe mit einer beſtimmten Tierſpezies (ſ. S. 102). Gar nicht aber ſtört die Barundi in dieſen Vorſtellungen der innere Widerſpruch, daß dann das von der abgeſchiedenen Menſchenſeele okkupierte Tier, Baum, Fels, Waſſer uſw. zwei Seelen haben müßte; Negerlogik iſt nicht Europäerlogik.

Die Frage nach der Unſterblichkeit der Seele, die natürlich vom chriſtlichen Miſſionar mit in den Vordergrund ſeiner Lehre geſtellt wird, bewegt den nicht chriſtianiſierten Murundi ebenſowenig tief wie alle anderen oſtafrikaniſchen Neger. Seiner Vorſtellung und ſeinem ethiſchen Bedürfnis genügt es, daß die Seele den Tod überdauert, aber wie lange dieſe Fortdauer währt, kümmert ihn nicht weiter. Wahrſcheinlich denkt er wie andere Afrikaner ſich die Sache ſo, daß die Seelen nicht in alle Ewigkeit leben, ſondern allmählich ſchwächer und kleiner werden und ſchließlich ganz vergehen (Nr. 41, S. 41), oder daß, wenn ſie in Tiere übergegangen ſind, ſie mit dem Tod dieſer Tiere verliſchen.

Die Geiſter der Verſtorbenen ſind durchweg mehr oder minder böſe, den Lebendigen feindlich, auch wenn ſie im Leben relativ gut geweſen ſind. Denn der Tote hat alles, was ihm im Leben lieb und wert war, zurücklaſſen müſſen und iſt deshalb von Neid gegen die Überlebenden, Beſitzenden erfüllt. Dieſe neidiſchen, den Menſchen übelgeſinnten, ihnen Krankheit, Mißwachs, Viehſterbe und anderes Unheil verurſachenden Geiſter ſind die gefürchteten abasimu oder imisimu (Sing. umusimu), um deren Abwehr, Feſſelung, Beſänftigung, Gewinnung ſich zum größten Teil das Sinnen und Trachten der Barundi im täglichen Leben dreht. Unter demſelben Namen abasimu oder imisimu finden wir dieſe niederen böſen Geiſter bei allen Bahima wieder, auch im ſüdlichen Verbreitungsgebiet, in Uſipa (Nr. 47, S. 167/8). Der Neid und die Feindſeligkeit der Abaſimu werden beſänftigt und gemildert, indem man dem Toten wertvolle Stücke ſeines Beſitzes auf das Grab legt und indem man möglichſt oft Teile von dem, was man genießt, oder von dem, was man aus dem ehemaligen Beſitz des Toten benutzt, als Opfer darbringt (ſ. S. 136). Der immaterielle Geiſt genießt oder benutzt von dieſen Opfern auch nur den immateriellen Teil, alſo den „Geiſt“ des dargebrachten Bieres, Fleiſches, Hirſebreies, der Krüge, Meſſer, Pfeile, Hacken uſw. Die Opfer ſind nichts anderes als Prämien auf größere Sicherheit gegen die Feindſeligkeit der Abaſimu und keineswegs pietätvolle Weihgeſchenke an die verehrten oder geliebten Vorfahren. Nur weil er die Manen fürchtet, opfert ihnen der Murundi. Noch viel wirkſamer als das Opfern iſt aber der Eintritt in den religiöſen Geheimbund, die religiöſe Brüderſchaft der Ababandwa, von dem nachher Näheres zu berichten ſein wird (S. 124). Dieſe Ababandwa nehmen nach ihrem Tod eine bevorzugte Stellung im Geiſterreich ein. Sie kommen, wenn ihr Bundesverhältnis für richtig befunden worden iſt, zu Riangombe, wo ſie als imandwa eine Art Leibgarde des Gottes bilden. Sie ſind ſozuſagen die Heiligen des Barundihimmels.

Über den niederen Geiſtern der zahl- und namenloſen Abaſimu und über den Imandwa ſteht eine Schicht von höheren, benannten Geiſtern, wie die Herrenkaſte der Batuſſi über den Bahutu (Nr. 19, S. 213). Es ſind lauter perſönliche Weſen, die wir ſchlechthin Götter nennen können. Eine ganze Reihe von ihnen tragen dieſelben Namen wie einſtige hiſtoriſche Perſönlichkeiten der Barundi oder ihrer Nachbarvölker. Alles, was von ihnen ausgeſagt wird, beweiſt, daß dieſe Götter urſprünglich Helden, Häuptlinge, Könige des Volkes geweſen ſind, die infolge ihrer übermenſchlich erſcheinenden Eigenſchaften und Taten als Heroen verehrt und allmählich zu Göttern erhoben worden ſind. Der Heros iſt nicht nach dem Bild des Gottes geſchaffen, ſondern der Gott nach dem Bild des Helden (Nr. 43, S. 280). Ebenſowenig ſind dieſe Götter Perſonifikationen großer Naturerſcheinungen, wie etwa der Sonne, des Mondes, der Wolken, des Gewitters. In dieſen Erſcheinungen ſieht auch der Murundi nur die Sitze und die Äußerungen der darin wohnenden Abaſimu, aber nicht die Verkörperung perſönlicher Götter (Nr. 43, S. 358 ff.).

Die benannten, mit dem Merkmal der übermenſchlichen Perſönlichkeit und der

Unvergänglichkeit ausgeſtatteten Heroengötter der Barundi ſind, wie man an den ihnen beigelegten Eigenſchaften und Geſchichten erkennt, zum Teil Volksgötter der alteingeſeſſenen Bantu und Batwa, zum Teil Import der hamitiſchen Eroberer, zum Teil Miſchlinge aus beiden Elementen. Van der Burgt glaubt nicht, daß die vergötterten Heroen Hamitenfürſten geweſen ſind, ſondern betont (briefliche Mitteilung), daß „die meiſten Götternamen der Bantureligion angehören und Bantuwörter ſind“. Wie die Sprache hätten die Batuſſi auch die Götter der Bahutu angenommen, aber die Batwa hätten einige eigene Götter, z. B. Indagarra. Unter den 30 Namen von Barundigöttern, die v. d. Burgt aufzählt (Nr. 19, S. 214), erſcheinen mir jedoch die folgenden hamitiſchen Urſprungs oder wenigſtens nicht reine Bantugötter zu ſein: Riangombe, Umugaſſa, Wamara, Kagoro, Ruwambo, Ruhanga, Rugaba. Von ihnen iſt Riangombe (Ljangombe, Djangombi) auch in den Bahimaſtaaten Ruanda, Kiſiba, Mpororó, Ankole u. a. göttlich verehrt; er ſoll ein Ruanda-Mutuſſi, Schüler des erſten Ruhinda, geweſen ſein und ſich durch ſtarke Zauberkräfte ausgezeichnet haben (ſ. auch S. 188). Umugaſſa, Mugaſcha, der auch in Uganda („Mukeſſa“, ſ. Anthropos III, S. 214), in Ankole, Kiſiba, Karagwe (Mugaſcha-See), Kiſſaka, Uſſuwi als Gott der Gewäſſer und des Regens verehrt wird, war nach der Tradition der Baſiba ein früherer König der Seſſe-Inſeln im nördlichen Victoriaſee (Nr. 31, S. 128; Nr. 27, S. 110; Nr. 34, S. 518/19). Wamara wird in Ankole und Kiſiba als Geiſt der abgeſchiedenen Seelen verehrt und war nach der Banjankoletradition ein König der Batſchweſi in Baera (Uganda), eines von den Bahima verſchiedenen Hamitengeſchlechts, und eroberte Ankole; nach Rehſe „früher ein groſzer weltlicher Fürſt, dem die Reiche von Nyanſa bis in den Kongoſtaat untertan waren“ (Nr. 31, S. 126/7; Nr. 34, S. 520). Kagoro gilt in Kiſiba als Enkel Wamaras (Nr. 31, S. 133). Rugaba, Lugaba, der in Kiſiba und in Ankole als Schöpfer des Menſchen und des Rindes verehrt wird (Nr. 27, S. 108), war nach v. d. Burgt „der älteſte König der Wahinda“ (Nr. 19, S. 219). Was Rehſe von den Göttern der Baſiba ſagt, daß „die Schilderung dieſer Geiſterwelt die älteſte Geſchichte Kiſibas ſowohl wie die der ſämtlichen zentralafrikaniſchen Länder darſtellen würde“, das gilt auch von den Heroengöttern der Barundi. Dieſen religiöſen Quellen nachzugehen, wäre eine dankbare Aufgabe, namentlich für Miſſionare!

Wie die Baſiba einen oberſten Gott Rugaba als Weltſchöpfer und höchſten Gnadenſpender verehren, ihm aber niemals Opfer darbringen (Nr. 31, S. 125), ſo die Barundi und Banjaruanda (Nr. 28, S. 1—13) den Imana. Auch ihm wird nie geopfert, nie zu ihm gebetet, gleichſam als einem unnahbar hohen Weſen. Man wendet ſich lieber an die den Menſchen näher ſtehenden, einſt ſelbſt Menſchen geweſenen Götter Riangombe, Kiranga, Wamara u. a. Obwohl als perſönlicher Weltſchöpfer und Weltordner gedacht, iſt Imana doch der einzige im Götterhimmel der Barundi, deſſen Namen man bisweilen als eine Geſamtbezeichnung der Geiſterwelt gebraucht. Imana iſt „das Göttliche“, „die Gottheit“ ſchlechtweg. Imana iſt auch die Bezeichnung für alles dem Murundi Heilige: für die heiligen Bäume, den heiligen Stier, den König, die Amulette, die Orakeltiere, die heilige Lanze uſw. (Nr. 19, S. 214). Ebenſo in Ruanda (Nr. 44, S. 284; Nr. 39, S. 102, 109). Je nach ſeinen verſchiedenen Eigenſchaften und Tätigkeiten legt man dem Imana zahlreiche verſchiedene Namen bei oder identifiziert ihn mit anderen Göttern; ebenſo in Ruanda. Kinder werden oft mit Namen belegt, in denen Imana vorkommt: Kaimana = kleiner

Imana, Mbonimana = Geſchenk des Imana, Ndorimana = Erſcheinung des Imana, Keschimana = Schmuck des Imana (Nr. 23, 1913, S. 308). Männer und Frauen tragen ein impusu y'Imana, ein Imanakleid aus rötlichem ſchwarzgeringelten Rindenſtoff, wenn ſie ſich Nachwuchs wünſchen. Imana iſt das Oberhaupt aller Manen, aller Ahnengeiſter, und bekommt dadurch den Charakter eines alten Nationalgottes.

Wiewohl Imana als einziger Weltſchöpfer hoch über den anderen Göttern ſteht, wird man doch dieſe Vorſtellung der Barundi nicht eine monotheiſtiſche nennen können, wie es manche Miſſionare tun (Nr. 44, S. 283). Ebenſowenig iſt es zutreffend, in dem Umſtand, daß die Barundi neben Imana zwei Hauptgötter haben, Rikiranga und Riangombe, die ſie oft mit Imana identifizieren oder verwechſeln, eine Art „Dreieinigkeit" ſehen zu wollen (Nr. 19, S. 214). Das ſind chriſtliche Hineindeutungen und Auslegungen, die dem Gedankengang der Barundi fremd ſind.

Dem Imana am nächſten ſcheint Kiranga, Rikiranga, zu ſtehen. Wenn Imana das Oberhaupt der hohen Ahnengeiſter genannt wird, bezeichnet man Kiranga als den Herrn aller niederen Dämonen und aller materiellen Dinge. Van der Burgt nennt ihn deshalb eine Art logos payen (Nr. 19, S. 216). Er iſt der Gott, der in allen irdiſchen Angelegenheiten zuerſt um Beiſtand angerufen wird. An ihn wendet ſich vor allem der prieſterliche Kultus der Menge, ihm iſt die Zeremonie des „heiligen Speeres" geweiht (ſ. S. 134), nach ihm nennt ſich der Oberprieſter ſelbſt Kiranga, denn er iſt von ihm „beſeſſen", ſein Medium (S. 123). Allem Anſchein nach iſt es eine Gottheit der alten Bantubevölkerung und noch ziemlich frei vom Batuſſieinfluß. Kiranga iſt es, von dem die Miſſionare als dem „Teufel" ſprechen (Nr. 23, 1904, S. 123), der bei Mujaga in Mittel-Urundi zwei große Rinderherden beſitze, an deren Spitze zwei heilige Stiere ſtehen. Auch habe er einen heiligen Berg, den eine Prieſterin verwalte. Dieſe habe großen Einfluß und ſei ſogar der Gewalt des Königs entzogen, obwohl dieſer ſie ſtets bewachen laſſe, damit ſie ihren Kultverpflichtungen nachkomme. Vernachläſſige ſie aber ihre Obliegenheiten, ſo werde ſie mit ihren nächſten Verwandten auf Befehl des Königs getötet. Ihr Amt beginne mit der Regierung des Königs und ende auch damit, denn nach des Königs Tod müſſe ſie Gift nehmen.

Pater Gaßdinger nennt Kiranga den „Allesverderber", den Luzifer der Barundi. Ihn rufe man zuerſt in aller Trübſal, Not und Angſt an, ihm ſeien die meiſten Opferhüttchen (akararo) neben den Wohnhütten gewidmet, und darin ſtehe regelmäßig ein großer dreibeiniger und dreimündiger Tontopf, der das Opfer aufnehme. Außer Bier werden hauptſächlich Getreidehalme in den Hüttchen dargebracht und die Hörner von Rindern darin als Opfer verbrannt (Nr. 45, 1913, S. 359 ff.).

Bezeichnend für die verworrenen Vorſtellungen der Barundi von den verſchiedenen Perſönlichkeiten ihrer Götter und Geiſter iſt es, daß ſie oft die Begriffe durcheinanderwerfen und die Namen verſchiedener Götter einem und demſelben beilegen. So hört man ſie z. B. ſagen: „Riangombe iſt mächtig, er iſt Kiranga; auch Nagoro iſt Kiranga, er iſt Sengoga." Auch Rugabo, Ruhanga, Inganje, Njabaſſi, Inbagarro, Ruſſia wird der Kiranga genannt oder auch dieſe Namen als Beinamen des Imana bezeichnet und das Wort Imana als Mehrheitsbegriff gebraucht (Nr. 45, 1913, S. 363). Unter dieſen angeführten Namen ſind mehrere, die wir, wie oben (S. 120) geſehen, bereits als Namen ganz beſtimmter Götter und Geiſter von anderen Bahimaſtaaten kennen. Ihre Geſtalten ſcheinen in Urundi verblaßt zu ſein, ſo daß ſie miteinander verwechſelt werden, und ihre Begriffe ſich zu bloßen Attributen oder Beinamen des Imana verflüchtigt zu haben, der ohnehin ſchon mehr ein Kollektivbegriff „Heilig“ oder „Göttlich“ iſt als ein perſönlicher Gott.

Als dritter in der Götterreihe iſt zu nennen Riangombe, das Oberhaupt aller guten Geiſter (imandwa), den Imana beauftragt hat, die Menſchen zu lenken und ſie gegen die böſen Geiſter (abasimu) zu ſchützen (Nr. 44, S. 286). Ihm iſt in Ruanda der religiöſe Bund des Kubandwa geweiht (ſ. S. 124), und er iſt nach dem Tod der Menſchen der Richter über Gerechte und Ungerechte. Daher ſpielt er im ethiſchen Intereſſenkreis, im Gefühlsleben der Barundi eine ſo große Rolle wie kein anderer Gott; ebenſo in Ruanda. Dies ſpricht ſich auch darin aus, daß Riangombe (oder Imana) der Schutzherr des Wertvollſten iſt, was der Murundi und der Munjaruanda beſitzt: der Rinder (ſ. S. 46).

Riangombe war nach der Ruandatradition in ſeinen menſchlichen Lebzeiten ein Muhima aus der privilegierten Sippe der Bega, des höchſten Adels neben dem Königsgeſchlecht der Banjeginja. Sein Vater Babinga war das religiöſe Oberhaupt Ruandas, und Riangombe wurde ſein Nachfolger als Chef der Ababandwa, der religiöſen Brüderſchaft, während der weltliche Ruandakönig Luganſu war, der ihn erſt befehdete, dann aber anerkannte und ehrte (Nr. 44, S. 281). Imana war dem Hohenprieſter Riangombe zu Lebzeiten ſehr geneigt. Als dieſer ſtarb, führte ihn Imana auf den hohen Vulkanberg Muhawura, wo Riangombe nun ſeine Herde weidete und ſeinen Tabak baute (die großblätterigen Senecien); aber die Pflanzungen wurden vom böſen Geiſt Niragongo, der den gleichnamigen Berg bewohnt, zerſtört. Da zog Riangombe, von Imana unterſtützt, gegen Niragongo, zerſtörte deſſen Wohnſitz und ſetzte den Berg in Flammen (Vulkan Niragongo). Ungeſtört wohnt nun Riangombe abwechſelnd auf dem Muhawura und auf dem Kariſſimbi, wo er ſeine große heilige, milchende Rinderherde weidet und von den Imandwa, den Geiſtern der verſtorbenen Mitglieder des religiöſen Bundes der Ababandwa, bedient wird. Dieſe allein gehen in ſein „Paradies“ ein, wogegen die Seelen der nichtgeweihten Profanen (abansigo) als Dämonen (abasimu) zu Namlagira und Niragongo verwieſen werden, wo ſie in der „Hölle“ der Vulkane ein ſklaviſches Schattendaſein führen. Soweit die Ruandatradition, nach Pater Arnoux (Nr. 44). Das Weſentliche aus ihr hat ſich auch bei den Barundi erhalten; ja ſogar die Angabe, daß Riangombe nach ſeinem Tod auf dem Berg „Vurunga wa niangombe“ in Ruanda beigeſetzt ſei, findet ſich hier noch (Nr. 19, S. 216), obwohl den Barundi die Virunga-Vulkanberge Nordruandas gänzlich unbekannt ſind. Die Vorſtellung von Paradies und Hölle (Kariſſimbi und Niragongo) iſt in Ruanda wohl lokal entſtanden; in Urundi gibt es nichts Derartiges (v. d. Burgt, briefliche Mitteilung).

Wie in Urundi gilt Riangombe auch in Kiſiba hauptſächlich als Schutzherr der Rinder. Er wird dort nur von den Bahima verehrt, und auch ſein Prieſter iſt immer nur ein Muhima. In Ankole dagegen nimmt er keine Ausnahmeſtellung ein (Nr. 34, S. 520). Da er ferner aber in Ruanda und Urundi (neben Kiranga) im Mittelpunkt der Verehrung der religiöſen Brüderſchaften (ababandwa) ſteht und in Urundi ſogar von den Batwa als ihr Hauptgott verehrt wird (Nr. 19, S. 216), ſo kann man folgern, daß dieſer offenbar mit den Bahima eingewanderte Hirtengott allmählich in ſeiner neuen Heimat vernegert iſt und ſich in der alten Negermythologie der Bahutu und Batwa feſtgeſetzt hat.

Anderer Meinung iſt allerdings Pater Loupias, der annimmt, Riangombe ſei urſprünglich eine Gottheit der Bahutu oder vielleicht der Batwa, und angibt, daß in Ruanda weder der König noch die „großen" Batuſſi Mitglieder des dem Riangombe geweihten Ordens der Imandwa werden (Nr. 28, S. 6). Letzteres iſt aber auch in Urundi der Fall und kann ebenſogut als ariſtokratiſche Zurückhaltung der Batuſſi-Großen gegen nahe Gemeinſchaft mit den Bahutu oder gar mit den Batwa gedeutet werden.

Unter den übrigen, oben noch nicht genannten Gottheiten der Barundi können wir die folgenden ſehr wahrſcheinlich als alteinheimiſche Götter der ackerbauenden Bahutu und der Batwa anſehen: Indagarra iſt der namentlich von den Batwa verehrte Gott der Zeugungskraft, ein „Priapus"; Njamurimi gilt als Schutzherr der Felder; Njankuru iſt der Nationalgott der Baſige in Nordweſt-Urundi; Inganſſje ſcheint eine Art Zeitgott, „Chronos" zu ſein; Wandamutoni iſt die Frau des Imana; Ikiſſjego der Sohn des Imana; Tuſara der Gott der dienſtbaren Hausgeiſter, „Kobolde"; Kwiguka der Gott der Unzucht u. a. m. (Nr. 19, S. 216—220).

2. Kultus

Jeder dieſer Götter hat ſeine beſtimmten Kultformen, jeder ſeinen beſtimmten Prieſter, in den er von Zeit zu Zeit „hineinfährt", ihn „beſeſſen" macht, wahrſagen und zaubern läßt. Es gibt männliche und weibliche Prieſter. Die weiblichen bleiben angeblich unverheiratet. Göttliche Kraft und Inſpiration, die Anlage zur Beſeſſenheit geht meiſt vom Vater auf den Sohn oder Tochter über; ebenſo wie die Heil- und Beſchwörungskraft der Medizinmänner (abafumu).

In Urundi heißen dieſe Prieſter Ibiranga (Sing. Kiranga), in Ruanda Imandwa, in Kiſiba Wabandwa. Der Kiranga hat unter den Perſonen, die dem Götter- und Geiſterkult obliegen, am meiſten den Charakter und die Funktionen eines Prieſters in unſerem Sinn. Er hat denſelben Namen wie der Gott Kiranga (vom Wortſtamm kira = in Ordnung bringen) und gilt für den Repräſentanten und den wandelnden Wohnort des Gottes ſelbſt. Ein Mann oder Weib wird Kiranga entweder dadurch, daß Vater oder Mutter Kiranga geweſen ſind und nach deren Tod ihm die Eigenſchaft vererben, oder dadurch, daß der reſp. die Betreffende vom Blitz, dem Gewaltzeichen des Gottes, niedergeworfen, aber nicht getötet worden iſt (Nr. 19, S. 253), oder dadurch, daß er beim Feſt des Kubandwa oder des „heiligen Speeres" (vgl. S. 134) vom Geiſt gepackt wird und in einen maniſchen Zuſtand der Beſeſſenheit verfällt. Vom Eintritt ſolcher Ereigniſſe oder Zuſtände an wird die betreffende Perſon für Kiranga erklärt und hat in allen, bei ſo vielen Anläſſen aufgeführten Zeremonien des heiligen Speeres den Kultus mit zu leiten (Nr. 19, S. 462/63) und den Verkehr der leidenden oder von metaphyſiſchen Bedürfniſſen erfüllten Menſchen mit den Geiſtern und Göttern zu vermitteln.

In Ruanda ſind, wie erwähnt, dieſe ekſtatiſchen Vermittler der Geiſterwelt Imandwa genannt. Sie ſind männliche oder weibliche gotterwählte Medien eines der Hauptgeiſter, alſo entweder des Riangombe oder des Binego oder des Mugaſſa uſw., und haben je nach dieſer Zugehörigkeit eine von den anderen verſchiedene Art ſich aufzuputzen und ſich brummend oder ziſchend oder heulend zu äußern; auch eine beſondere Geiſterſprache iſt dabei im Gebrauch. Gewöhnlich geraten ſie nach reichlichem Biergenuß in ihre religiöſe Ekſtaſe, in welcher der Geiſt ſelbſt aus ihnen ſpricht, wahrſagt, orakelt. Auch ſind ſie dann nicht mehr verantwortlich für alles, was ſie in dieſem ſpiritiſtiſch-mediumiſtiſchen Zuſtand tun, ſeien es auch die gröbſten Überſchreitungen der Geſetze und des Anſtandes (Nr. 39, S. 100). Von dieſer Freiheit machen denn auch die Beſeſſenen reichlich Gebrauch, ſo daß man darin wohl mit Recht ein Hauptmotiv für die ganze Einrichtung des Imandwaweſens erblicken kann.

Auch in Unjoro heißen die Medizinmänner Abandwa, die „Magie treiben, indem ſie Tiere töten oder gewiſſe Kräuter verwenden“ (Nr. 9, S. 377).

Aus Kiſiba kennen wir dieſe, von je einem beſtimmten Gott beſeſſenen und dort Wabandwa genannten genauer durch A. Vix und B. Struck (Nr. 34 und 36) und durch Rehſe (Nr. 31, S. 107, 132). Auch dort ſind ſie nach der Art ihres Gottes oder Dämons verſchieden, äußern aber alle ihre Kraft in „hyſteriſchen, durch Autoſuggeſtion entſtehenden Anfällen“. Der eine iſt Spezialiſt im Regenmachen, der andere im Peſtheilen, der dritte in Ackerbauſachen, der vierte in Rinderkuren uſw. Wenn der Geiſt über ſie kommt, bekleiden ſich dieſe Gottbegnadeten mit einem Leopardenfell, das ihnen der Häuptling liefert, und mit einer Fellmütze, behängen ſich mit Amuletten, tanzen mit langen Stöcken und Raſſelkürbiſſen (Taf. 54). Sie ſind aber nicht zu einer Genoſſenſchaft vereint.

Eine Berufsgenoſſenſchaft, einen religiöſen Zweckverband oder religiöſe Brüderſchaft bilden dagegen die Ababandwa in Ruanda, von denen ſich auch in Urundi viele Anklänge finden. Das ſind nicht die vorgenannten, von einem Gott beſeſſenen Prieſter (kiranga) und nicht die Magier und Medizinmänner (abakumu), ſondern die aus Sorge um ihr irdiſches Wohl und um ihr künftiges Seelenheil ſich dem Gott weihenden Frommen, die ſich zu einer, durch feierliche Zeremonien gebundenen Brüderſchaft, einer Kultgemeinde zuſammentun und auch gemeinſame Opfer bringen.

Van der Burgt hält die ababandwa, die wachwesi, die iviranga, die ivisjego u. a. nicht auseinander (Nr. 19, S. 220, 292, 463, 516), ſo daß man hieraus kein klares Bild von der Art des Kubandwaweſens der Barundi bekommt; aber was er mitteilt, entſpricht im weſentlichen den Schilderungen, die uns Pater Arnoux und Miſſionar Johanßen von dem Imandwa-Geheimbund Ruandas geben (Nr. 44 und Nr. 39, S. 96—101), ſo daß wir uns dort für Urundi manche Aufklärung holen können. Mit Recht weiſt aber v. d. Burgt auf die ähnlichen Kulte der „Watſchweſi“- (Batſchweſi-) Brüderſchaften in Uſſuwi, Uſſumbwa, Uſindja und Unjamweſi hin, wo in nächtlichen Orgien ſich die letzten Spuren religiöſer Kulte und Kultgenoſſenſchaften erhalten haben, die ſich in Urundi, Uha, Ruanda noch als nationale Einrichtung in der Öffentlichkeit abſpielen. Den alten Zuſammenhang laſſen auch die bei ſolchen Feſten der Watſchweſi in Unjamweſi, Uſindja und Oſturundi geſungenen Hymnen erkennen, die merkwürdigerweiſe in der alten Kirundiſprache lauten (Nr. 19, S. 220 und 463).

Von Oſt-Uſſuwi berichtet auch Pater van Thiel, daß dort bei der Zeremonie des Kubandwa, der Aufnahme in den Bund der Ababandwa, eine luchwesi genannte rituelle Sprache gebraucht wird, von der er einige Dutzend Wörter aufzählt, z. B. bulege Bogen, milama Pfeil, migaai Fleiſch, muto Feuer, masugunu Milch, muyara Kopf, manono Zähne, agawesa Augen (Nr. 24, S. 57). Es wird zu erkunden ſein, ob dieſes luchwesi mit dem Alt-Kirundi übereinſtimmt (vgl. S. 70, 148). Von der Geheimſprache der Babandwa in Ruanda teilt Czekanowſki einige Proben mit (Nr. 48, S. 316—317).

Von den Ababandwa in Ruanda aber wiſſen wir folgendes: Der Sage nach hat der hiſtoriſche Oberprieſter Riangombe vor ſeinem Tod den Wunſch geäußert, er wolle ohne Unterſchied der Kaſten von den Batuſſi ſowohl wie auch von den Bahutu und Batwa verehrt werden. Daher weihen ſie ſich ihm im Kubandwa ohne Unterſchied. Dieſe Tradition ſcheint aber nur eine Erweiterung der Brüderſchaft durch Ausdehnung auf die Batuſſi zu bedeuten, denn nach anderen Überlieferungen beſtand die Brüderſchaft der Ababandwa längſt vor dem hiſtoriſchen Riangombe; ſie iſt höchſtwahrſcheinlich ein uraltes Element der Negerreligion, das ſich in Oſtafrika noch rein in Urundi, Uha, Ruanda, Karagwe, Oſtkongoland (Bunjabungu) erhalten hat (Nr. 44, S. 291), entartet in Unjamweſi, Uſſumbwa iſt und ſehr viele Parallelen in den Geheimbünden der Bantu und Sudanneger von Loango, Kamerun, Togo, Goldküſte uſw. hat. Nach v. d. Burgt gehört der Kubandwakultus in Urundi der Bantureligion der Bahutu an und iſt von den Batuſſi übernommen. Der König aber darf an dem Kult nicht teilnehmen, während die Batwa dem Kult, beſonders dem des Kiranga, ſehr ergeben ſind. Burgt nennt in ſeinem Diktionär die Ababandwa eine société religieuse et secrète (Nr. 19, S. 220, 463), aber nach einer neueren, brieflichen Mitteilung betrachtet er das Kubandwa nicht als eigentlichen „Geheimbund“, ſondern als Vereinigung zu einer geheimnisvollen Kulthandlung, zu der nicht jedermann, z. B. Kinder, zugelaſſen iſt. Hauptmann v. Langenn dagegen hält es für einen religiöſen Geheimbund, in dem alte Zauberer die Hauptrolle ſpielen; die Aufnahme erfolge durch beſondere Zeremonien. Auch Miſſionar Johanſen nennt die analoge Einrichtung in Ruanda eine „Gemeinſchaft der Eingeweihten oder Medien“, die mit der Geiſterwelt in Verkehr ſtehen und nach dem Tod zu Riangombe kommen, in Gegenſatz zu den Laien, den Inſigo, die von dieſer Gemeinſchaft ausgeſchloſſen ſind (Nr. 39, S. 96). Und ebenſo nennt Pater van Thiel die Eingeweihten des Kubandwakultes in Oſtuſſuwi eine „société secrète“, deren Meiſter der Zauberer ſei (Nr. 24, S. 49).

An der Spitze der Ababandwa ſteht in Ruanda ein Oberprieſter (kiranga), der vom König eingeſetzt wird, aber auch abgeſetzt werden kann. In Ruanda ſind zu ſeinen Helfern vom König die mpara beſtellt, eine Gruppe von Ababandwa, die das Vorrecht haben, im Kral des Königs ſelbſt dem Riangombe zu opfern, und die bezeichnenderweiſe nur aus Bahutu beſtehen; alſo wahrſcheinlich ein Zugeſtändnis an die alte Bantuherkunft des Kubandwakultus. Dieſe Mpara ſind zuſammen mit den am Hof des Königs lebenden Batwa (ſ. S. 13) die Wächter und die „Behüter des königlichen Schlafes“, genießen alſo ein hohes Vertrauen (Nr. 44, S. 292).

Hauptgründe zum **Kubandwa** pflegen folgende zu ſein: Befolgung der Aufforderung eines Zauberers; der Wunſch, von einer durch die böſen Geiſter verurſachten Krankheit oder ſchlimmen Lage befreit zu werden; die Abſicht, ſich durch die Ordensgemeinſchaft bevorzugte Stellung oder materielle Vorteile aller Art zu verſchaffen; die Erfüllung eines den Ahnen gegebenen Verſprechens oder Gelübdes; die Beibehaltung der Familientradition u. a. m. Alſo lauter Beweggründe, in denen das poſitive Nützlichkeitsprinzip ſtark überwiegt.

Die **Folge** aber des Kubwandwa iſt die, daß der Umubandwa nun nicht mehr zur gemeinen Menſchheit gehört, ſondern zu einer höheren Adoptivfamilie, die ihre Angehörigen ſchützt und fördert, alſo eine Art Freimaurerloge. Die Aufgenommenen verpflichten ſich mit Schwüren, die Geheimniſſe des Kubwandwa nicht zu verraten oder zu verletzen. Tut das einer dennoch, ſo wird er von den Ababandwa zu allen Leiden verflucht, und Riangombe erfüllt den Fluch (Nr. 44, S. 294).

Die Zeremonien des Kubandwa, der Aufnahme in den Bund, ſind außerordentlich umſtändlich; ſie ſind aber für die Batuſſi, Bahutu und Batwa die gleichen. Soviel ich erfahren konnte, ſtimmen ſie in den Hauptpunkten mit dem in Ruanda bräuchlichen Verfahren überein. Dort verläuft der Vorgang folgendermaßen: Zuerſt teilt der Aſpirant (nsigo) einem der Zauberer (umufumu) die Abſicht, in den Bund aufgenommen zu werden, mit. Dann brauchen die Abaſumu wochen- und monatelang, um die Geiſter durch allerlei Zauber um ihre Zuſtimmung zu befragen: ſie lauſchen auf ihre inneren Stimmen, ſie beobachten ſchwimmende Butter- und Holzſtückchen, ſie leſen in den Eingeweiden der Hühner, Hammel, Bachſtelzen uſw. (Nr. 44, S. 530). Und während all dieſer Zeit muß der Kandidat dem Umuſumu ein Geſchenk nach dem anderen machen: Schafe, Ziegen, Bohnen, eiſerne Hacken, ja ſogar Rinder (von den Batuſſi); während gleichzeitig den Geiſtern in den kleinen Opferhüttchen Bananen, Fleiſch, Pombe und andere genießbare Dinge geopfert werden. Endlich ſind die Geiſter mit der Aufnahme des Kandidaten einverſtanden. Die Abaſumu wählen ihm nun aus ihrem Kreis einen Paten, der den Kandidaten bei den Ababandwa einzuführen hat. Und nun beginnt im Kral des Kandidaten die eigentliche Aufnahme in den Orden durch die Bundesbrüder unter zahlloſen Formeln, Handreichungen, Anrufungen des Riangombe, Geſicht- und Körperbemalungen, Eſſen, Trinken, Bekleidungen, Handhabung des heiligen Speeres, Wechſelgeſang, Schellen- und Kürbisraſſeln, wovon jedes eine ſymboliſche Bedeutung und Beziehung hat (Nr. 44, S. 539—558).

Gegen Ende dieſer Zeremonie legt der Pate des Kandidaten die Inſignien des Riangombe an (Leopardenfell, Kopfputz mit Kuhſchwanz und anderes) und verwandelt ſich damit in Riangombe ſelbſt, der nun in eigener Perſon die Aufnahme des Neulings durch eine Art Examen und Belehrung vollzieht. Es ſind aber keine tiefſinnigen Geheimniſſe, in die der Novize eingeweiht wird, keine „eſoteriſche Weisheit", wie in den antiken Myſterien, ſondern nur rituelle Äußerlichkeiten, und wenn der Novize ſchwören muß, daß er die Geheimniſſe des Kubandwa wahren will, ſo erſtreckt ſich dies nur auf die äußeren Zeremonien, denn etwas anderes weiß er nicht, ſo wenig wie alle Ababandwa. Zum Schluß werden Riangombe und die ihm aſſiſtierenden Ababandwa vom Neuaufgenommenen wieder mit Geſchenken beehrt, worauf Riangombe dem Novizen einen neuen Namen verleiht, den er künftig allein zu führen hat: in Ruanda z. B. „der Kleine, der den Stein zerſchlägt" oder „der, welcher Sahne verſchlingt", oder „der, welcher die Mutter beſtiehlt", oder „der, welcher die Hunde ſtößt" (Nr. 44, S. 870). Damit iſt der Neuling ein ordentlicher Bundesbruder geworden. Die Ababandwa ziehen hierauf, mit den Abzeichen ihrer Geiſter angetan, im Land umher, ſammeln überall Lebensmittel und verpraſſen dieſe am Ende in einem gemeinſamen Mahl und Trinkgelage (Nr. 44, S. 110). Der neuaufgenommene umubandwa muß nun aber ſeine jüngſt erworbene Kraft öffentlich erweiſen. Er wird von einem in irgendeiner ſchwierigen Lebenslage befindlichen Munjaruanda gebeten, ihm bei der Anrufung Riangombes oder eines anderen Gottes oder Schutzgeiſtes (wie Kiranga, Moſiro, Binego, Kagore, Mugaſſa) beizuſtehen. Dies geſchieht durch umſtändliche Beſchwörung des Gottes um Erfüllung der Bitte und durch Schlachten einer ſterilen Kuh, eines alten Stieres oder eines Hammels zu ſeinen Ehren, an deren Verſpeiſung die Ababandwa der ganzen Gegend teilnehmen

(Nr. 44, S. 123 ff.). Die Hörner der geſchlachteten Rinder werden bei dieſer Gelegenheit wie bei jedem anderen Rinderopfer neben den Hütten aufgehängt oder aufgeſtellt oder halb eingegraben, ſo daß nur die Spitzen herausſtehen. Am Eingang von Muſingas Empfangshütte in Njanſa fallen jedem Beſucher ſolche halb vergrabenen Hörner auf.

Mit dieſer Amtshandlung der Gebetshilfe, die erfolgreich ſein muß, wenn nicht „höhere Kräfte" dagegen ſind, iſt die lange Zeremonie des Kubandwa zu Ende.

Von den Zuſammenkünften der Ababandwa in Urundi, von ihren Kulthandlungen, Geſängen, Tänzen wiſſen wir einiges durch den Pater Gaßldinger (Nr. 45, S. 309—314). In Urundi gelten aber die Zeremonien meiſt dem Gott Kiranga, der ja in Urundi eine viel größere Rolle ſpielt als der in Ruanda vorwiegend verehrte Riangombe und oft mit Riangombe identifiziert wird (ſ. S. 121). So iſt auch in den von Gaßldinger beſchriebenen Riten nicht Riangombe, ſondern Kiranga der Herr und Protektor des Geheimbundes der Ababandwa.

Wenn eine vermögende Murundifamilie im Lauf des Jahres Krankheit oder andere Drangſal durchgemacht hat, veranſtaltet ſie nach der Getreideernte, ſobald die Speicher gefüllt ſind und das Bierbrauen begonnen hat, ein Kubandwafeſt, zum Kult des Kiranga, wozu alle Ababandwa der Gegend geladen werden. Zuerſt wird ein befreundeter Umubandwa, in deſſen Hof die Zeremonie zuletzt ſtattgefunden hat, gebeten, bei dem Feſt als Hierophant, als Stellvertreter Kirangas, zu fungieren. Dieſer bereitet ſich durch Iſolierung und Faſten auf das Amt vor. Sobald er in ſeiner Hütte nachts zu brummen und zu gröhlen anfängt, iſt es das Zeichen, daß er nun vom Kiranga beſeſſen iſt, und das Feſt kann beginnen. Langſam finden ſich die geladenen Ababandwa, Männer und Weiber, im Hof des Feſtgebers ein. Das Geiſterhüttchen Kirangas wird mit jungen Fikuszweigen geſchmückt, um das Hüttchen herum friſch geſchnittenes Gras ſauber ausgeſtreut und darauf vor dem Hüttchen ein Klotz oder niedriger Holzſchemel hingeſtellt. Neben den Schemel ſetzt man einen der rieſigen dreifüßigen Biertöpfe, die beim Kirangafeſt benutzt werden, und in die Hofmitte ſtellt man eine weite geflochtene Wanne mit zauberwirkenden Kräutern und Blättern. Unterdeſſen haben ſich die Ababandwa mit weißgelbem Ton breite und ſchmale Streifen über das Geſicht geſchmiert, die Weiber außerdem Haar und Arme mit Blättern und Binden verziert. Jeder bewaffnet ſich mit langſtieligen Raſſelkürbiſſen oder Eiſenſchellen; alles ſchweigt.

Da kommt langſamen Schrittes aus der Hütte heraus Kiranga ſelbſt, das Geſicht bis zur Unkenntlichkeit mit Ton beſchmiert und die Augen geſchloſſen. Mit beiden Fäuſten hält er eine lange Lanze, den heiligen Speer, umklammert und läßt ſich von vier Aſſiſtenten (ivisjego) geleiten; einer von ihnen iſt der Hausherr, der Feſtgeber. Feierlich läßt ſich Kiranga auf dem Schemel nieder, während die Iviſjego zu ſeinen Seiten hocken. Nun ſetzt ſich eine Prozeſſion der Ababandwa zu ihm in Bewegung. Sie nehmen aus der vorhin genannten Flechtwanne Grasbüſchel, legen ſie kniend vor Kiranga nieder und rufen ihm zu „Kiranga umwami wi Barundi!" (Kiranga, du biſt der König der Barundi). Auf ihre Plätze zurückgekehrt, beginnen ſie ihre Raſſelkürbiſſe in beſtimmtem Rhythmus und in ſtreng eingehaltenem Takt zu ſchütteln und dabei im gleichen ſtrammen Takt den Boden zu ſtampfen. Ein Vorſänger ſtimmt nun die althergebrachte Kubandwahymne an:

Hai yeye wohima ye!
Ababandwa n'ivisjego!
Hiye yee, he lie, eee hiye,
Ruheye ye, Riangombe ye uſw.

deren Refrain „Hai yeye wohima ye“ alle mitſingen (ganz ähnlich bei Burgt, Nr. 19, S. 292).

Die Hymnen, die Anrufungen Kirangas, die Verwünſchungen und die übrigen zur Zeremonie gehörenden Äußerungen werden auch hier nicht im gewöhnlichen Kirundi geſprochen, ſondern „in einem verſtümmelten Kauderwelſch, das Kiranga und ſeine Untertanen allein verſtehen“. Statt inoga (Bier) ſagt man inganda; amata (Milch) heißt hier amafuro (Schaum), umukobwa (Mädchen) heißt amaschenge; ſtatt kubita (ſchlagen) ſagen ſie kubomagura (mit Knüttel bewerfen) uſw. Dieſe beſondre Kirundi-Terminologie iſt ja auch den religiöſen Geheimbünden der Nachbarvölker eigen und ſcheint hauptſächlich aus Elementen des ſonſt faſt vergeſſenen Alt-Kirundi zu beſtehen. (Vgl. S. 148.)

Sobald Tanz und Geſang der Männer in fanatiſcher Begeiſterung geendet haben, treten einzelne Feſtgenoſſen vor den Kiranga, verbeugen ſich, klatſchen in die Hände (Begrüßungsform vor dem König, auch in Ruanda und in Kiſiba) und tragen ihm allerlei Bitten vor; der eine wünſcht ſich die Geneſung ſeiner Rinder, die andere einen Mann, der dritte eine Frau uſw., und Kiranga verheißt ihnen Erfüllung, wenn ſie ihm brav Bier und Vieh opfern.

Nun beginnt ein Tanz der Mädchen unter Leitung einer Vortänzerin. „Die Arme ſind ſeitwärts ausgeſtreckt, die flachen Hände bewegen ſich in den Gelenken weich und graziös. Lächelnd bewegen ſich die Tanzenden in Reihen einander entgegen, der Kopf wiegt ſich in verſchiedenen Richtungen, immer lebhafter werden die Geſtikulationen, der ganze Körper neigt ſich vor-, ſeit- und rückwärts in unglaublichen Verdrehungen mit taumelndem Schritt. Der Tanz regt die Veranſtalter und die Zuſchauer auf. Mit hauchender Stimme improviſiert die Vortänzerin einen Lobgeſang auf Kiranga; die anderen nehmen ebenſo leiſe den Refrain auf. Düſter und heimlich wirbeln die kleinen Trommeln und Raſſeln der Männer mit, die inzwiſchen dem Bier kräftig zuſprechen. Endlich ſind die Mädchen müde, brechen jäh den Tanz ab und begeben ſich unter wildem Beifallsgetöſe auf ihre Plätze. Aber auch Kiranga iſt ermüdet und ernennt einen Nachfolger, eine Frau, die mit lebhaftem Beifall begrüßt wird“ (Nr. 45, 1913).

Die Weiber pflegen ſich auf dieſe Rolle beſonders gut zu verſtehen. Die Erwählte ſetzt ſich eine Art Krone aus Muſcheln auf den rot beſchmierten Kopf; das Geſicht zuckt in nervöſer Aufregung. Es iſt ein ſchauerlicher Anblick. Nachdem ſie ſich ein paarmal mit ausgeſtreckten Armen im Kreis gedreht hat, läßt ſie ſich auf den Schemel Kirangas nieder und ſchreit ſofort mit heiſerer Stimme haßerfüllt: „Alle Nichtgekommenen ſollen Hungers ſterben.“ Hundertſtimmiger Beifall der vom Bier und von der Erregung trunkenen Feſtgenoſſen. Das Weib ſchreit von neuem: „Alle Weißen und ihre Freunde ſollen unter der Lanze ſterben.“ Jubelnd wiederholt der ganze Kreis die Flüche. Weiter: „Alle Feinde ſollen mit geſchwollenen Bäuchen verrecken“ (alſo wie krankes Vieh), und ſo geht es in zahlloſen wüſten Verwünſchungen fort. Wenn ſich der Sturm gelegt hat, taumeln wieder einzelne Bittſteller vor das thronende Weib, begrüßen den „König“ überſchwenglich und erflehen ſeine Hilfe bei der Bekämpfung der Hexen und Zauberer, die ihnen Übles zugefügt haben. Das Weib verſpricht es und fordert mit Furienſtimme zum Bekenntnis an Kiranga auf.

Die Zwiſzego ſpringen auf, und unter ihrem Vortritt wird nun ein ſo toller Tanz mit Lärmen aller Inſtrumente, mit tauſendfachem Fluchen und Schreien aufgeführt, daß am Ende alle in Schweiß gebadet ſind.

Es folgt ein wüſtes Zechgelage der Männer und Weiber, wobei dem auf dem Schemel ſitzenden Kiranga immer wieder zugeſchrien wird: „Bleib auf dem Herrſcherthron immerdar, König von Urundi; Kiranga iſt König.“ Und danach wird das raſende Reihentanzen und Lärmen fortgeſetzt, bis das den Kiranga darſtellende Weib ſelbſt durſtig geworden iſt und einem männlichen Nachfolger Platz macht, der nun der Feſtgeber ſelber iſt. Natürlich wird auch dieſer mit ungeheurem Jubel auf den Thron geſetzt. Und ſo geht es mit Trinken und Tanzen, Anrufen des Kiranga und Verfluchen der Feinde die ganze Nacht fort bis zum frühen Morgen. Da bricht mit einem Male die ganze Geſellſchaft auf, läuft im Gänſemarſch mit Schellengeraſſel zum nächſten Bach, wo ſich alle waſchen, und damit iſt die Feier beendet, jeder geht heim. Von dieſem Augenblick an darf keiner der Feſtteilnehmer den anderen mehr kennen, das ganze Kubandwa muß geheimgehalten werden. Der Feſtgeber aber, der zuletzt den Kiranga „geſpielt“ hat, gehört von nun an zu den bevorzugteſten Gottbegnadeten.

Da zu dieſen Kultfeſten wie zu allen anderen Feſten der Barundi vor allen Dingen viel Bier gehört und dieſes nur nach der Erntezeit, alſo von Juli bis Ende Oktober, vorhanden iſt, ſpielen ſich die Feſte faſt nur in dieſen Monaten ab. Allnächtlich, beſonders aber bei Mondenſchein, ertönt dann in allen Bananenhainen der Lärm der Zechenden und Tanzenden, und wenn es auch gewöhnlich nur Trinkgelage ohne weitere Bedeutung ſind, die in die Nacht hinausſchallen, ſind doch auch oft Kultverſammlungen der Ababandwa darunter, an denen lediglich die Bundesbrüder teilnehmen dürfen. Die Brüderſchaft der Ababandwa, die zu einem religiöſen Zweck Männer und Frauen, Batuſſi, Bahutu und Batwa aufnimmt, wenn ſie ihr geeignet erſcheinen (d. h. wenn ſie die hohen Aufnahmekoſten zahlen können und Einfluß haben), iſt auch von großer ſozialer Bedeutung in dieſen Ländern, wo durch die dreifache Raſſenſcheidung in Batuſſi, Bahutu und Batwa, durch die Gegenſätze der Erobererkaſte zu den Unterworfenen, durch die ſcharf gegliederte Clanorganiſation tiefe Spaltung in der Geſellſchaft beſteht. Der Orden der zum Riangombe- oder Kirangakultus vereinten Ababandwa bildet dieſen Gegenſätzen gegenüber einen ſozialen Ausgleich, indem er ſeine Mitglieder ſchützt und fördert, einerlei welcher Raſſe, welcher Kaſte und welchem Clan ſie angehören.

Eine andere Gruppe der zu den Geiſtern in näherer Beziehung ſtehenden und von ihnen mit übernatürlichen Kräften ausgeſtatteten Menſchen ſind die Zauberer, Medizinmänner, Magier, die unter dem Namen abafumu (Sing. umufumu) zuſammengefaßt ſind. Dieſes Wort iſt ein Bantuwort, das auch in Unjamweſi üblich iſt, und bedeutet jemand, der magiſche Heilmittel und Amulette anwendet (Nr. 19, S. 461). Die Abafumu ſind die Ärzte, welche gegen Unglück und Krankheiten, die ja alle durch den übernatürlichen Einfluß böſer Geiſter verurſacht ſind, mit übernatürlichen Kräften und Mitteln angehen (ſ. Medizin, S. 140).

Der Umufumu iſt zweifellos die mächtigſte Perſon in ſeiner Gemeinde, ſehr oft mächtiger als der Beamte des Königs, der Mutwale. „Er iſt zugleich Arzt und Apotheker, Beſchwörer, Berater und Prieſter, gern geſehener Familienfreund und univerſeller Nothelfer. Ihm iſt es gegönnt, in die Karten zu ſchauen, die Imana und

Kiranga mit ſeinen Geſellen über die armen gewöhnlichen Sterblichen ſchlägt; ſeine Augen ſind ſchärfer und durchdringen beſſer den Schleier der Übernatur, ihm offenbart der unſichtbare Gott ſeine Wünſche, er iſt deſſen Liebling und Vermittler.“ „Der moderne Europäer ſieht in allem nur Natur und will ſie nur mit Natürlichem bezwingen; der Murundi hält alles, was nicht gerade Waſſer und Gras heißt, für Wirkungen von Übernatürlichem, das er auch entſprechend behandeln muß“ (Nr. 45, 1913, S. 46). Der gewöhnliche Fall iſt der, daß ſich das Umuſumuhandwerk vom Vater auf den Sohn vererbt. Aber auch beſondere Ereigniſſe oder Erlebniſſe können einen Murundi, der bisher noch keine Anlage zum Umuſumu in ſich geſpürt hat, veranlaſſen, plötzlich das Zauberhandwerk zu betreiben (kuragusa), z. B. unverhoffte Errettung aus Todesgefahr. Dann heißt es: „Du biſt ein Auserwählter Kirangas und mußt uns helfen, mußt vermitteln. Suche dir die nötigen Gegenſtände, wir werden kommen.“ Iſt nun jemand auf dieſe Weiſe ohne ſein Zutun in den Stand der Abaſumu erhoben worden und übt lange Jahre eine von zahlreichen Leidenden geſuchte Praxis aus, ſo bewirkt der Erfolg begreiflicherweiſe oft eine Art Autoſuggeſtion und Selbſtbetrug. Um ſo mehr wird der Umuſumu allmählich an ſeine eigene magiſche Kraft glauben, als er ja auch an den Zauber Kirangas glaubt und als ja auch ſehr oft wirkliche, wirkſame Arzneien in ſeinen Heilkuren zur Anwendung kommen. Dem frommen Glauben miſcht ſich aber in den meiſten Fällen ein gut Teil bewußter Schwindel bei.

Vorzüglich ſchildert Pater Gaßldinger die Vielſeitigkeit der Abaſumu in der Erfindung und Verfertigung ihrer Amulette und ihre in jede Lebenslage des Murundi eingreifende magiſche Tätigkeit: „Kaum iſt der winzige Weltbürger glücklich auf die Erde geſetzt, da läuft der Bruder oder Onkel oder Neffe zum Umuſumu, er möchte mit ſeinem isato, ſeinem Zauberſtock, kommen. Der läßt ſich's nicht zweimal ſagen, ſteckt eine gehörige Portion der wunderlichſten Hölzchen und Beinchen in den Sack und iſt flugs an der Seite des neuen Erdenpilgers. Die Familie iſt reich, da heißt's weit ausholen und große Anſtrengung für großen Lohn ſich koſten laſſen. Zuerſt verweilt er lang bei allerlei Schabernack. Iſt er damit fertig, ſo holt er mit andächtigen Zügen die eigentlichen ivibeko heraus: ein fingerlanges Holzſtückchen, rund geſchnitzt, mit Butter und roter Erde beſchmiert, in der Mitte durchlocht, dann ein paar Fruchtkörner eines heiligen Baumes, die mit gedrehten Strohhalmen geſchickt umwickelt ſind; ein kleines Antilopenhörnchen, mit Ockererde gefüllt, worin kleine Holzſtäbchen und Katzenhaare ſtecken; zwei Leopardenkrallen; ein Stück Schlangenhaut, mit Ruß beſchmiert; ein kleines Büchschen aus getrockneter Kürbisſchale, darin ein Stück Nabelſchnur und Haare des Neugebornen ſelbſt, gemiſcht mit Bohnenmehl und Aſche von Wildſchweinknochen uſw. Dieſe 20 bis 30 kleinen Amulette werden dem Kinde um den Hals gehängt. Um die Lenden gürtet der Umuſumu ein weiteres Band, woran ebenfalls ein gutes Dutzend ſolchen Plunders baumelt: ein Amulett gegen Eingeweidewürmer, ein anderes gegen den Blitz, wieder eines, um ſchnell zu wachſen, ein weiteres gegen Durchfall, das folgende gegen Schlangenbiß, wieder eines gegen Hautausſchlag, ein letztes, um dick und ſtark zu werden. Unter Anhauchen und konvulſiviſchen Armverdrehungen und unter heftigem Schellengeſchüttel ſegnet und heiligt der Umuſumu die einzelnen ivibeko; denn die Barundi glauben nicht an die Kraft dieſer Hölzer und Haare und Hörnchen ſelber, ſondern an die Weihe und Salbung des Umuſumu, die er in die Dinge hineingeheiligt hat. Dieſe Kraftwirkung iſt um ſo größer, je mächtiger der Umuſumu ſelber iſt und je ſeltener das Subſtratum, der Träger der Heiligung, iſt. Kein anderer Negerſtamm hält ſo viel auf die ivibeko oder trägt ſie in ſolcher Zahl wie die Barundi.

„Iſt das Kind einigermaßen gewachſen und gediehen und fängt an, ſich einen primitiven Bogen und dementſprechende Holzpfeile zu ſchnitzen und ſich im Schießen auf Vögel zu üben, ſo ſuchen ihm ſeine Eltern noch kräftigere ivibeko, beſonders ein Gazellenhörnchen mit magiſchem Pulver gefüllt, darin einige Eiſenſpitzen; das gibt Kraft für die Jagd, ſichert die Pfeilrichtung und lenkt feindliche Geſchoſſe ab. Will der Wildling ſich dann ein Ehegeſpons ſuchen, ſo hilft ihm dabei wieder eine andere Serie von ivibeko. Nach der Hochzeit ſichert er ſich die Treue ſeines

Wohlstand und die baldige Ankunft prächtiger Sprossen durch weitere Amulette. In Krankheit und bösen Stunden sucht er Trost im [illegible] auf ganz besonders starke Amulette, vornehmlich, wenn es zum Sterben geht. Eigene Amulette trägt der Murundi auf der Reise, besonders hat er in die Grasgarben des Gehöfts gesteckt, welche andere hängen über seinem Bette, weitere sind am Schlafeingang verborgen und besonders kräftige in die Erde neben dem Haus eingegraben. Manche Kühe haben durch Amulette gewonnen, persönliche Feinde durch sie ihren schlimmen Einfluß verloren sehen; bei Krieg und Kampf stützt der Murundi zumeist vorher auf seinem [illegible] Amulette, und mit seinem Amulette legt man ihn auch ins Grab.

„Ist der Körper des Murundi geheilt, dann gilt es noch, das Gehöft zu sichern. An die Lanze wird ein weiteres Amulett befestigt oder aber in der gleichen Hand mit der Lanze noch ein besonderes, vom Umufumu gekauftes Stück gehalten oder in das Eisen ein Zauberzeichen eingeritzt. An die Vorratskörbe kommt ebenfalls eben ein weiteres Amulett. In der Hütte selbst wird am Eingang in die Erde ein starkes Amulett vergraben, über dem Eingang wird ebenfalls eines gelegt, vor allem aber sind die kräftigsten und schärfsten mehr an den drei Herdsteinen angebracht. Weitere Amulette haben wir auf dem Feld, gegen Vögel und Ungeziefer, gegen Heuschrecken und andere Plagen; sehr häufig endlich findet sie sich auch auf den Wegen, besonders auf denen, die in die Bananenhaine oder zur Hütte direkt führen. Gibt man nicht acht, so kann man leicht über die am Boden liegenden, 5 cm weit hervorschauenden, [illegible] gefährlichen Hölzer stolpern; das ist eben auch der Zweck, nämlich der Übeltäter soll auf dem Weg fallen und sich dadurch als Unhold (diebische Augen weiblichen oder männlichen Geschlechts) verraten." (Nr. 45.)

Die magische Kraft des Umufumu vererbt sich in den Familien nicht nur durch die Blutsverwandtschaft, sondern auch durch Übertragung der den Umufumu kennzeichnenden Insignien, die hauptsächlich in einem Leopardenfell, einem Kopfschmuck aus Kuhschwanz (Tafel 54) und Ziegenhaaren, einem Rasselkürbis, einem Stab mit Zaubermitteln, einer bestimmten Art Gesichts- und Körperbemalung mit hellfarbigem Lehm und Fett und dergleichen mehr bestehen (Nr. 19, S. 461).

Eines besonderen Rufes erfreuen sich die Abafumu der Baha; sie werden von den Barundi wegen ihrer starken magischen Kräfte gefürchtet, aber auch zu Heilkuren gern herangezogen. Das *Haupt aller Medizinmänner* residiert jedoch in *Uha* (Nr. 19, S. 462). Er wohnt in der nördlichen Landschaft Ujungu und hieß früher Ramanga, wie einer der Geister des Zwischenseengebietes; wahrscheinlich ist er das Medium dieses Gottes gewesen. Dieser Oberzauberer war eine Art delphisches Orakel für das ganze Zwischenseengebiet und genoß einen so hohen Ruf, daß die Könige von Urundi und Ruanda oft Gesandtschaften zu ihm schickten, um seinen Rat zu erfahren. Auch von den Herrschern Ussindjas wird dies öfters berichtet (Nr. 35, S. 498, 506). Von den Zauberern Urundis, Kissakas, Ussumbwas und anderer angrenzender Länder wissen wir, daß sie zeitweilig nach Uha gehen, um von den dortigen berühmten Abafumu die höhere Magie zu erlernen. Andererseits finden wir Baha-Medizinmänner als „Hofzauberer" bei verschiedenen Fürsten des Zwischenseengebietes; auch des Urundikönigs Mutaga einflußreicher Hofzauberer ist ein Muha aus Uha, er heißt Kiburu (Kirundi) und ist vom König reich belohnt (Mitteil. v. Langenn). Alle diese Bahazauberer scheinen Bahutu, Bantu zu sein, was wiederum mit dem gerade dem Bantucharakter eigenen Hang zum Mystischen und mit dem gegenüber der Bahimaeinwanderung viel höheren Alter der Bantubevölkerung zusammenhängt. Eine Zauberschule, wo man von einem „Rat der Weisen" die geheimen Lehren und ihre Praktiken lernen könnte, gibt es in Urundi und Ruanda nicht, sondern die Kraft und Weisheit vererbt sich, wie erwähnt, in der Familie, und wer sie geerbt hat und noch vermehren will, muß anderen Magiern ihre Künste abgeguckt haben.

Die Tätigkeit des Umufumu iſt, wie aus den oben von Gaßdinger angeführten Beiſpielen erſichtlich iſt, außerordentlich vielſeitig, ſie erſtreckt ſich auf alle denkbaren Nöte des Leibes von Menſch und Vieh und wendet zu ihrer Linderung und Heilung zahlloſe natürliche und übernatürliche Mittel an. Die natürlichen Mittel wirken aber nach Auffaſſung der Barundi nicht durch ihre natürlichen Eigenſchaften — denn was verſteht er von phyſikaliſchen und chemiſchen Eigenſchaften, von Phyſiologie des Körpers, von Kauſalität uſw. —, ſondern übernatürlich durch die magiſchen Kräfte, die ihnen der Umufumu einflößt. Entſteht doch auch die Krankheit gewöhnlich durch den übernatürlichen Einfluß der böſen Geiſter (abarumi), wenn nicht durch direkte Vergiftung. Zwar gibt es eine Menge einfacher Mittel, die der Murundi im Hausgebrauch nach Großvätertradition anwendet, ehe der „Fall“ ſo beſorglich wird, daß der Umufumu herangezogen wird, aber dieſe Mittel ſind eine Sache für ſich (S. 140); hier ſei von dem Zauber, den magiſchen Mitteln und ihrer Anwendung die Rede.

Welcher Art die Mittel auch ſeien, zunächſt verſucht der Murundi ihre Wirkung durch äußerliche Anwendung. Auch ſolche, die nur innerlich wirken können, werden zuerſt äußerlich auf den leidenden Körperteil aufgebunden oder aufgeſtrichen, weil man auch von ihnen eine magiſche Wirkung wie von einem Amulett erwartet. Selbſt europäiſche, zum Einnehmen beſtimmte Medizinen, wie Pillen, Pulver, Tabletten, wickelt der Murundi zunächſt in ein Blatt ein und bindet ſie ſich auf das kranke Organ; erſt wenn er davon keine Wirkung verſpürt, entſchließt er ſich zum Verſchlucken oder Trinken.

Unzählig ſind die eigentlichen Amulette (iviheko), die in den verſchiedenſten Geſtalten und in verſchiedenſtem Material, aber immer in kleiner kompendiöſer Form am Körper getragen werden (Taf. 55). Wir haben ihrer ſchon eine ganze Reihe oben kennengelernt (S. 130). Gewöhnlich hängen ſie an Fäden um den Hals, oft aber ſind ſie auch auf den Kopf, auf den Bauch, auf die Genitalien uſw. gebunden. Zuweilen ſind ſie einzeln an Fäden befeſtigt, zuweilen in Dutzenden verſchiedener Art halskettenartig auf ein einziges Band gereiht. Auf das Material, das zum Amulett verwendet iſt, kommt es nicht ſo ſehr an als auf den Zauber, mit dem der Umufumu dem Gegenſtand übernatürliche Kräfte beilegt; aber zumeiſt iſt das Amulett ein Stäbchen Holz von 3—6 cm Länge, ſchon weil es ſich am leichteſten herſtellen und tragen läßt. Ferner ſieht man Klauen von Leoparden, Katzen, Ziegen, Schafen; Knöchlein von Vögeln, Stückchen von Schlangenhaut oder Wildfell, getrocknete Früchte, Muſcheln, Steinchen von auffallender Geſtalt, am häufigſten aber Pulver von verſchiedenen Erden, Aſche von verbrannten Knochen oder von Tierhörnern, Mehl von Getreidearten (Nr. 19, S. 29). Dieſe pulverigen Zaubermittel werden gewöhnlich in ein kleines Rinds-, Ziegen- oder Antilopenhorn gefüllt, das mit Wachs verſchloſſen wird. Auch ausgehöhlte Fruchtſchalen werden dazu benutzt und ſind dann oft mit Draht oder Perlenreihen kunſtvoll umwickelt. Je nach der vom Umufumu dem Amulett beigelegten Zauberkraft gibt es Schutzamulette gegen beſtimmte Unfälle, gegen beſtimmte Krankheiten, gegen Bosheiten übler Geiſter, gegen Hexerei zauberkräftiger Menſchen, oder Glücksamulette zur Herbeiführung guter Ernten, geſunden Viehſtandes, glücklicher Reiſen, kräftigen Familienzuwachſes uſw. Reiche Leute, die ſich den Luxus vieler, koſtſpieliger Amulette leiſten können, tragen ſie in ſo großer Menge um den Hals, daß die ganze Bruſt davon bedeckt iſt wie die von einer Ordenskaskade überſchüttete Bruſt eines europäiſchen Diplomaten. Die meiſten haben natürlich die großen Häuptlinge und Batuſſibatwale, die ja gewöhnlich ſelbſt gefürchtete Medizinmänner ſind.

Ein Beiſpiel gibt folgende Schilderung: „Der alte Häuptling [illegible] ſchreitet, ſich auf einen dicken Stab ſtützend und mit einer mächtigen Lanze bewaffnet, unter ſeinen Leuten umher wie ein ſchlichter Bürger. Nichts unterſcheidet ihn von den anderen als die Unzahl von Amuletten, die ſeinen Hals, Bruſt, Rücken, ſeine Hüften, Arme und Beine ſchmücken. Er iſt bekannt als ein überaus mächtiger Zauberer und deshalb noch mehr von den Seinen gefürchtet. Der wichtige Gebrauch, den er von ſeinen wichtigen [illegible] macht oder machen läßt, verleiht ſeinen Worten beſondere Kraft" ([illegible] und [illegible] 1900, S. 70).

Die meiſten Amulette der Barundi werden von den Batwa verfertigt, aber auch die anderen Abafumu ſind ſehr produktiv in der Amulettfabrikation, und natürlich iſt dieſe eine ihrer einträglichſten Einnahmequellen.

Eine weitere wichtige Aufgabe der Abafumu iſt es, die der Hexerei kundigen Menſchen, die ihren Mitmenſchen auf die verſchiedenſte Weiſe Übel und Unheil anhängen, ausfindig und unſchädlich zu machen. Dieſen abaroſi (Sing. umuroſi) genannten Hexen und Schwarzkünſtlern wird zunächſt die Schuld zugeſchoben, wenn ein Menſch erkrankt oder ſtirbt, wenn Unwetter die Felder verwüſtet, wenn Vieh verunglückt oder von Seuchen befallen wird, wenn Weiber unfruchtbar bleiben, Kinder mißraten, Diebſtähle vorkommen uſw. Oft wirken die Aboroſi durch Gift, das in Urundi wie in Ruanda gern angewandt wird (Nr. 48, S. 319), meiſt aber durch Zauberkräfte. Die magiſche Gewalt über andere Menſchen oder über deren Vieh und anderen Beſitz gewinnen dieſe Aboroſi dadurch, daß ſie ſich ein Stückchen vom Körper des anderen, alſo etwas vom Haar, vom Fingernagel, Sputum, Semen, Urin aneignen oder vom Miſt der Rinder, vom Stroh der Hütte, vom Erdboden der Felder, denn mit alledem bekommt er ja auch ein Stück „Seele" des anderen in ſeine Gewalt. Daher auch die große Scheu, mit welcher der Murundi, wie jeder andere oſtafrikaniſche Neger, ein Bild von ſich aufnehmen oder Körpermeſſungen an ſich vornehmen läßt oder dem Fremden ſeinen und ſeiner Angehörigen Namen nennt. Helfen gegen die ſchwarzen Künſte der Aboroſi die Medizinen und die abwehrenden ſchützenden Amulette nichts, ſo rückt der Umufumu dem Miſſetäter, dem Umuroſi, ſelbſt auf den Leib. Durch Inſpiration und durch Befragung ſeiner Zauberraſſeln und anderer Apparate lenkt ſich ſein Verdacht auf gewiſſe Perſonen; meiſt ſind es alte Weiber! Sie werden angeklagt, vom Mutwale feſtgenommen und vom Umufumu, wenn kein anderes Beweismittel da iſt, einer Art Gottesurteil mit Feuer, Gift oder kochendem Waſſer unterworfen, das meiſt zuungunſten des oder der Angeſchuldigten ausfällt (Nr. 19, S. 405). In leichten Fällen werden die Schuldigen an Gut und Körper geſtraft, in ſchweren einfach totgeſchlagen und in den Buſch geworfen (ſ. oben S. 97).

Auch auf andere Dinge richtet ſich die Divinationsgabe des Umufumu, wenn es von einem Intereſſenten gewünſcht und honoriert wird. Er ruft durch beſondere Zeremonien Regen für die Felder herbei oder verſcheucht den Regen, wenn es der Näſſe zu viel iſt (Nr. 19, S. 443). Für das im Ackerbau ſo wichtige Regenmachen gibt es beſondere kundige Spezialiſten, die abavurati, die aber ſehr in Abnahme begriffen ſind, weil ſie für jeden Mißerfolg ſchwer von den Batwale beſtraft werden (Nr. 45, 1913, S. 50).

Der Umufumu ſucht ferner die Zukunft vorauszuſagen und unbekannte Vorgänge kundbar zu machen, alſo wahrzuſagen. Das geſchieht unter großem Aufwand von gutgläubigem Hokuspokus, indem aus verſchiedenen Kalebaſſen viele kleine Gegenſtände ausgeſchüttet werden und aus ihrer zufälligen Anordnung der Gang und die Lage der Dinge gedeutet werden. Die Barundi meinen, daß die Abafumu meiſtens richtig wahrſagen, was ja, wenn der Zauberer ein kluger Mann iſt, nicht allzu ſchwer ſein wird.

Keinesfalls darf man den Umufumu, den Medizinmann, mit dem Umuroſi, dem hexenden Unhold, verwechſeln. Den Unterſchied zwiſchen beiden kann man folgendermaßen charakteriſieren: Die Abafumu ſind im Barundiglauben die guten helfenden Medizinmänner, die aus dem Bannfluch des böſen Zauberers, des Umuroſi, befreien; ſie ſind die amts- und berufsmäßigen Entzauberer, die Abaroſi dagegen die gelegentlich verhexenden böſen Verzauberer. Denſelben Namen mufumu bzw. murosi oder mulosi haben die guten bzw. die böſen Zauberer in Ruanda wie im äußerſten ſüdlichen Bahimaſtaat Uſipa (Nr. 47, S. 179, 183—186; Nr. 48, S. 319). In Wirklichkeit iſt der Umufumu, der gewöhnlich ein heller Kopf und ein geſchickter Kerl iſt, eine Miſchung von Gutgläubigkeit und betrügeriſchem Schwindel; der verfolgte Umuroſi meiſt ein unſchuldiges Menſchenkind, das entweder durch perſönliche Sonderlingseigenſchaften den Verdacht der Mitmenſchen auf ſich gezogen hat oder, was noch häufiger der Fall iſt, durch reichen Beſitz oder Glück den Neid der anderen erregt. Die größten und berühmteſten Abafumu aber ſind faſt durchweg abgefeimte Verbrecher, die vor keiner Schandtat zurückſcheuen und namentlich deshalb ſo unheilvoll wirken können und ſo große Macht haben, weil ſie ſtets mit den Häuptlingen im Bunde ſind und durch ihre Tätigkeit als Ärzte und Berater in allen Familien genau Beſcheid wiſſen. Das ganze Volk ſeufzt unter dem Terrorismus der mit den Häuptlingen verbündeten großen Medizinmänner, und niemand wagt, die Schandtaten an den Miſſetätern ſelbſt zu rächen, denn wenn ein ſolcher erſchlagen oder infolge einer Anzeige beim deutſchen Reſidenten hingerichtet würde, wäre die ganze Sippe des Häuptlings oder des Umufumu zur Blutrache verpflichtet und würde ſie ſehr gründlich an der Sippe des „Verräters" vollziehen (Nr. 45, 1913, S. 83—84).

Weder der Umufumu noch der Umubandwa werden von den Barundi zu den eigentlichen Kulthandlungen des Volkes, zu den „Gottesdienſten" herangezogen, ſondern dies iſt Sache des Prieſters, des Kiranga. Obwohl ihr ganzes Leben nur eine Reihe von Erfüllungen religiöſer, in alle Vorkommniſſe des Daſeins eingreifender Vorſchriften iſt, legen die Barundi doch zwei Kulthandlungen eine beſonders hohe Bedeutung bei; ſie müſſen deshalb vom Kiranga geleitet werden. Die eine iſt die Zeremonie des „heiligen Speers", die andere iſt die Errichtung der Ahnen- und Götterhüttchen ivigabiro, akararo, ivitabo (Nr. 19, S. 498/99).

Die Zeremonie des heiligen Speers wird bei allen wichtigen Geſchehniſſen im Leben des Murundi ausgeführt, wo die Abwehr der böſen Geiſter beſonders erwünſcht erſcheint. Der Familienvater veranſtaltet die Zeremonie und honoriert den zelebrierenden Kiranga; die Verwandten, Freunde und Nachbarn aſſiſtieren. Der Ritus hat ſtatt z. B. bei der Geburt eines Kindes, namentlich von Zwillingen, bei ſchweren Krankheitsfällen, bei Hochzeiten, bei freudigen Feſten, bei Begräbniſſen u. a. m. (Nr. 19, S. 516). Es iſt alſo eine Zeremonie, die von jedem Murundi veranſtaltet werden kann, der die Koſten zu tragen vermag, und nicht die oben S. 124 beſchriebene Kultverſammlung der Ababandwa, die ebenfalls unter Leitung des Kiranga ſtattfindet und ganz ähnliche Formen hat, aber lediglich von dem Geheimbund der Ababandwa ausgeführt wird.

Iſt ſchon die gewöhnliche Lanze des Murundi in gewiſſem Sinn heilig gehalten, da ſie das Symbol der väterlichen Gewalt und der Autorität der Ahnen iſt, ſo iſt der vom Prieſter in Verwahrung gehaltene „heilige Speer" ein Gegenſtand hoher Verehrung, denn in ihm, und zwar in ſeiner Spitze, wohnt wirklich der Geiſt Kiranga oder Indagarra oder Riangombe, je nachdem der Speer dem einen oder dem anderen geweiht iſt; zumeiſt iſt es Kiranga. Der Speer iſt wie jeder andere geſtaltet, aber ſein Blatt iſt zur Hälfte ungeſchliffen, ſchwarz. Wünſcht nun jemand, daß die „Zeremonie des heiligen Speers“ zu ſeinen Gunſten gefeiert werde, ſo ladet er ſeine Freunde und den Prieſter (kiranga) des Bezirkes nebſt ſeinem Speer ein. Der Kiranga kommt mit zwei oder drei Aſſiſtenten (ivisjego) männlichen oder weiblichen Geſchlechts, und die ganze Feſtgeſellſchaft nimmt in der Hütte Platz. Der Prieſter ſitzt in der Mitte, in der Hand den heiligen Speer, auf dem Kopf eine Kappe aus Leopardenfell, deſſen Schwanz ihm auf den Rücken herabreicht. Die Aſſiſtenten halten in der Hand je eine Aſtgabel, an deren Enden kleine, teilweiſe mit Getreidekörnern oder Steinchen gefüllte Kalebaſſen feſtgebunden ſind. Dieſe Raſſelſtäbe werden in einem beſtimmten Rhythmus geſchüttelt, und zu ihrem Geräuſch ſingt die ganze Verſammlung andante und in Moll eine althergebrachte Hymne, die in großenteils unverſtändlichen Ausdrücken der alten Kirundiſprache (ſ. S. 148) zur Verherrlichung der Geiſter Kiranga, Rugondo, Riangombe u. a. auffordert (Nr. 19, S. 517 und 292). Während des Geſanges rafft jeder etwas Stroh vom Boden auf, legt es opfernd vor dem heiligen Speer nieder und klatſcht huldigend in die Hände, wobei er an den in der Speerſpitze wohnenden Geiſt Kiranga eine Reihe Bitten richtet, die den Wünſchen des Feſtveranſtalters entſprechen. Hierauf zieht die ganze Geſellſchaft ſingend aus dem Haus zum benachbarten Geiſterhüttchen (ikitabo) und legt es mit friſchem Stroh oder Gras aus. Wieder ins Haus zurückgekehrt, wird die Verſammlung vom Prieſter mit Waſſer beſpritzt (Reinigungsſymbol?) und trinkt am Ende gemeinſam eine große Kruke „Opferbier“ aus. Damit iſt die Zeremonie beendet, der Prieſter bekommt ſein Honorar (Perlen, Getreide, Rindenſtoff u. a.), und jedermann geht wieder heim. Ganz ähnlich wie in Urundi wird die Zeremonie des heiligen Speeres auch in Ruanda und Uha gefeiert (Nr. 19, S. 518).

Die andere bedeutungsvolle Kulthandlung, zu welcher der Prieſter regelmäßig zugezogen wird, iſt die Errichtung und Einweihung der kleinen Geiſter- und Opferhüttchen (Taf. 18a). Solcher Hüttchen gibt es zwei verſchiedene Arten: die einen ſind die öffentlichen, den Göttern Imana, Kiranga, Riangombe gewidmeten (ikitabo, akararo), die anderen ſind die privaten, den Familienahnen gewidmeten (ikigabiro).

Die öffentlichen, der gemeinſamen Götterverehrung dienenden Kultſtätten werden da errichtet, wo ein Blitz in den Boden gefahren iſt, ſei es, daß er einen Menſchen oder ein Stück Vieh verwundet oder getötet hat, ſei es, daß er ohne weiteres die Erde getroffen hat, denn der Blitz iſt eine Sendung des Gottes Imana ſelbſt (Nr. 19, S. 253). An dieſer Stelle wird eine 2—3 m breite runde Fläche ausgeebnet, mit Stroh belegt und rings mit Maniok oder Fikuszweigen umpflanzt. In der Mitte aber wird vom Kiranga unter Ausführung der Zeremonie des heiligen Speeres ein Bananenſtamm oder ein junger Fikusbaum gepflanzt, der als zeitweiliger Wohnſitz des Gottes Imana-Kiranga-Riangombe angeſehen wird. Jeder Vorübergehende legt vor dem Bäumchen etwas ausgerauftes trockenes Gras zur Begrüßung des Gottes nieder (ſ. Grasgruß S. 95), und die Kranken werden auf dem Fleck niedergelaſſen, um ſich hier von Gott Geneſung zu erbitten (Nr. 19, S. 564). Auch zum Erbitten von Regen für die Felder und Herden ſollen dieſe Huldigungen gut ſein. Gewöhnlich werden auf oder neben dem Opferplatz noch kleine Grashüttchen errichtet, in denen dem Gott Speiſe und Trank geopfert werden, oft aber fehlen ſolche Hüttchen.

Die zweite Art Kult- und Opferſtätten, an deren Einweihung der Kiranga teilnehmen muß, ſind die den Geiſtern der Verſtorbenen (imisimu oder abasimu) gewidmeten privaten Opferhüttchen (ivigabiro). Häufig wird aber auch dem Gott Kiranga in einem dieſer Privathüttchen geopfert; es heißt dann akararo ka rugabo, d. h. das kleine Nachtquartier des großen Herrn (Nr. 46, S. 18). Sie werden innerhalb des Krals neben den Wohnhütten errichtet und haben meiſt die Geſtalt der Wohnhütten, ſind aber nur $^1/_2$—1 m hoch (Taf. 18a). Stets ſind ſie nachläſſig gebaut, ja oft müſſen einige Zweige oder ein paar Büſchel Stroh oder Schilf genügen, die in den Boden geſteckt und bogenförmig zuſammengebunden ſind. Darunter wird etwas Stroh ausgebreitet und auf dieſes einiges Werkzeug zum Opfern geſtellt; z. B. ein Stück Imangaholz, das zu Amuletten dient, ein ſchalenförmiges Stück Flaſchenkürbis zur Aufnahme von Speiſe, ein alter Topf zur Aufnahme von Bier, eine alte Tabakspfeiſe u. a. In manchen Teilen Urundis, z. B. in Uſige, haben die Hüttchen zwei Türöffnungen, der darin ſtehende Topf zwei Ausgüſſe, die rituelle Tabakspfeiſe zwei Köpfe, wahrſcheinlich weil ſie dem Geiſt des Ahnen und ſeiner Frau dienen ſollen (ſ. Textbild 11). Van der Burgt deutet dieſen Brauch als eine Beziehung auf die vermutliche Zweigeſchlechtigkeit der Manen (Nr. 19, S. 564), wofür ich aber keine Belege habe.

Selten begnügt ſich der Murundi mit nur einem Ikigabiro, gewöhnlich ſind es deren drei oder vier für die Geiſter der ihm am nächſten ſtehenden drei oder vier verſtorbenen Familienmitglieder. Ja, einmal habe ich ſolcher Opferhüttchen nicht weniger als acht in einem Kral gezählt.

Die Einweihung der Hüttchen erfolgt durch den Kiranga unter der Zeremonie des heiligen Speeres. Während der Zeremonie eſſen die Familienmitglieder neben der kleinen „Votivkapelle“ mehrere Speiſen zu Ehren des Ahnen, dem das Hüttchen geweiht iſt und ſetzen von jeder Speiſe und vom Bier ein wenig in dem Ikigabiro nieder. Dieſe Darbringung wiederholt ſich ſpäter jedesmal, wenn aus irgendeinem Grund die Speerzeremonie in der betreffenden Familie gefeiert wird. Es bleibt aber nicht bei Hirſebrei und Pombebier, ſondern in „guten“ Familien beſteht das Opfer auch aus Fleiſch von Hühnern, Ziegen, Hammeln und ſogar Rindern.

Nach der Überzeugung der Barundi bezieht der Ahnengeiſt die ihm errichtete Hütte entweder zu ſtändigem Aufenthalt oder doch als gelegentliches Abſteigequartier und läßt ſich dann zuweilen auch als Geſpenſt in der Nähe ſehen. Die dargebrachten Speiſen glaubt der Murundi von dem Geiſt aufgegeſſen, wenn ſie in Wirklichkeit von den Hunden oder Ratten oder Vögeln gefreſſen worden ſind; bleiben ſie aber unberührt, ſo tröſtet ſich der Murundi mit dem Gedanken, daß der immaterielle Geiſt nur die immateriellen Teile der Speiſen, des Bieres, des Tabaks genoſſen habe.

Außer den beiden vorgenannten Kultſtätten gibt es nach v. d. Burgt noch eine dritte Art, die aber ſehr ſelten zu ſein ſcheint. Das ſind 2—3 m große geſchloſſene Hütten in der Nähe der bei alten Königskralen gelegenen heiligen Haine. Die von v. d. Burgt geſehene war den Manen des Königs Ntare geweiht (Nr. 19, S. 565) und beherbergte angeblich eine große Pythonſchlange als Behältnis des Geiſtes des verſtorbenen Königs, die von eigenen Wächtern behütet und gefüttert wurde. Von ſolchen offiziellen Heiligtümern habe ich auch in Ruanda und Kiſiba ſprechen hören, wo ſie ebenfalls von einer großen Schlange bewohnt ſeien, die als Träger der Seele des Königs gelte und von dem Prieſter regelmäßig mit Milch gefüttert werde. (Vgl.

auch Nr. 31, S. 107, 130.) Gewöhnlich aber entbehren die heiligen Haine ſolcher geweihten Hütten.

Der *heilige Hain* (imana, iteka, intatemwa) iſt ſchon an ſich für den Murundi ein Gegenſtand tiefſter Verehrung (Nr. 19, S. 77). In dem größtenteils waldloſen Urundi und noch mehr in dem ſehr baumarmen Ruanda ſind die kleinen Gruppen von hohen Fikusbäumen, die weit verſtreut auf Hügelrücken aufragen, ein ſehr charakteriſtiſcher Zug im Landſchaftsbild (Taf. 29a). Sie bezeichnen überall die Stelle, wo einſt die Reſidenz, der Kral (lugo, urugo) eines Königs oder eines Häuptlings geſtanden hat und wo vielleicht ſogar der einſtige Herr ſelbſt begraben liegt. Nach dem Tode des Beſitzers wird ſein Gehöft verlaſſen, die Hütten zerfallen, und nur die Fikusbäume, die den Zaun des Krals gebildet hatten, wachſen ungehindert weiter und dürfen fortan von niemand berührt oder gar abgehauen werden; ſie ſind, wie die ganze einſtige Wohnſtätte, dem Volk unheimlich, heilig (= imana = tabu). Es iſt nicht Pietät gegen den Verſtorbenen, die dieſe Bäume ſeiner einſtigen Behauſung ſchützt, denn ſolche ſchöne Herzensregungen kennt der Murundi nicht, ſondern es iſt die Furcht vor dem Zorne der Geiſter der Toten, aus deren Gräbern vielleicht die Bäume herausgewachſen ſind, was den Menſchen die Schonung des doch ſonſt ſo ſehr begehrten Brennholzes aufzwingt. In dem Dickicht hauſt allerlei Getier und darunter die Schlange, die ſich der Geiſt des verſtorbenen Großen zu weiterem Aufenthalt auserkoren hat. Der Prieſter des Diſtriktes opfert hier zuweilen dem Geiſt, indem er der Schlange Speiſen und Milch ſpendet.

Daß die Barundi *keinerlei figürliche*, plaſtiſche oder gezeichnete Darſtellungen ihrer Geiſter, Dämonen und Götter haben, iſt ein Beweis nicht gegen die Lebendigkeit ihrer religiöſen Vorſtellungen, ſondern für den Mangel an künſtleriſcher Geſtaltungskraft, die auch in ihrem ganzen übrigen Kulturbeſitz zum Ausdruck kommt. Dasſelbe gilt für die meiſten anderen Oſtafrikaner. Nur in ihren religiöſen Tänzen (ſ. S. 127) ſtellen die Barundi die gedachten Geiſter ſelbſt dar, bekleiden ſie mit beſtimmten ſymboliſchen Emblemen und erweiſen ihnen ihre aus Furcht und Berechnung gemiſchte Huldigung.

Religiöſe Vorſtellungen und Empfindungen ſpiegeln ſich ſchließlich auch in vielen „*abergläubiſchen*“ *Gebräuchen* wider, von denen das Leben der Barundi voll iſt; meiſt Bräuchen, die der Abwehr der böſen Geiſter dienen und die, wenn ſie ſich auf Speiſevorſchriften, Körperpflege u. dgl. erſtrecken, oft genug dem europäiſchen Beobachter wie hygieniſche Maßnahmen erſcheinen. Speiſegebote und -verbote (umuziro) gibt es eine Menge. Rindfleiſch dürfen, wie oben erwähnt, alle Barundi eſſen; freilich kommt es ſelten genug an ſie (S. 46). Ziegen genießen nur die Batwa, ſelten einmal ein Muhutu. Niemand aber darf das Fleiſch von Hühnern, von Wild und zahlreichen aus den verſchiedenſten Gründen für unrein angeſehenen Tieren eſſen, wozu noch das Speiſeverbot der Totemtiere der verſchiedenen Clans kommt (S. 103). Schaffleiſch wird nur von ſehr wenigen genoſſen, Fiſche nur von den Anwohnern des Tanganikaſees. Die Schmiede, bei deren Arbeit übrigens kein Weib zuſehen darf, müſſen ſich des Genuſſes von Schweinefleiſch ganz enthalten (Nr.23, 1914, S. 111ff.). Einem ſchwangeren Murundiweib iſt der Genuß von Fleiſch, Bohnen, Bataten, Bier, Salz verboten und nur der von gekochtem Maniok, heißem Maisbrei, reifen Bananen, Erdnüſſen erlaubt, während ein ſchwangeres Mutwaweib eſſen und trinken kann wie ſonſt. Verboten iſt jedermann das Wärmen und Kochen von Milch, da ſonſt die Kühe krank werden, auch darf niemand, der Erdnüſſe oder Erbſen ißt, an demſelben

Tag Milch trinken, da die Kühe erkranken würden, und niemand Milch und Vegetabilien zuſammen genießen, da dies den Kühen, von denen dieſe Milch ſtammt, ſchaden würde. Denſelben Aberglauben haben die Banjaruanda, Banjankole, Banjampororo, Banjoro (Nr. 30, Bd. II, S. 514, 534; Nr. 19, S. 6). Nach dem Tod eines Familienvaters eſſen in Urundi die Witwe und ihre Kinder kein Salz bis zum Ablauf der Trauerzeit und ſchneiden ſich nicht das Haar.

Beſondere Vorſchriften betreffen den Waſſerverbrauch. Das für den Waſch- und Trinkbedarf im Haus vorhandene Waſſer darf niemals ganz aufgebraucht werden. Man läßt abends immer ein wenig in einem Kruge ſtehen, damit ſich die Manen des Nachts daran laben können, und nennt es amasi y'Imana. Mit dieſem Waſſerreſt wäſcht ſich am nächſten Morgen die Familie (Nr. 19, S. 6). Einen Fluß darf man nicht überſchreiten, ohne ſich mit dem Schlamm des Ufers einen Strich auf die Stirn zu machen.

Zahlreiche Vorſchriften greifen in das Familienleben ein. Der Vater betritt nie das Haus ſeiner Schwiegertochter, er darf auch ſeine verheiratete Tochter, ſolange dieſe noch kein Kind hat, nur verſchleiert ſehen (Nr. 19, S. 6). Eine Wöchnerin darf nicht vor dem dritten Tage ausgehen, da ſonſt das Kind krank wird, nicht ſie ſelbſt. Wenn aber Zwillinge geboren werden, muß eine religiöſe Zeremonie veranſtaltet werden (ſ. S. 110), weil ſonſt die Kinder ſterben würden. Der Schwiegerſohn muß die Schwiegermutter, die Schwiegertochter den Schwiegervater meiden. Bei unerwarteten Begegnungen müſſen die jungen Leute vor den Alten fliehen oder wenigſtens ihnen den Rücken zukehren. Es iſt der Ausdruck höchſten Reſpektes, deſſen Außerachtlaſſung eine ſchwere Beleidigung wäre und zur Löſung des Verlöbniſſes führen würde. Im Grund genommen iſt es freilich wohl hauptſächlich die Scheu vor dem mit exogamen Vorſtellungen zuſammenhängenden Tabu der nahen Verwandtſchaft, deſſen Verletzung als ſchadenbringend und verunreinigend von vielen Völkern Oſtafrikas ſtreng vermieden wird; z. B. von den Wangoni, den Wagogo, Maſſai, Walamba, Baſoga, Baganda u. a. (Nr. 30, Bd. II, S. 400, 403, 412, 420, 461, 508). Erſt wenn das junge Ehepaar Kinder hat, fällt in Urundi jene Verpflichtung zum Vermeiden der Schwiegereltern fort, aber dafür müſſen ſich nun die Jungen der größten Dienſtfertigkeit gegen die Alten befleißigen. Oft gehen die Anſprüche der Alten ſo weit, daß die Jungen kaum Zeit genug zur Beſorgung ihres eigenen Hausſtandes und Feldes haben (Nr. 23, 1914, S. 122).

Mit eigentümlicher Vorſicht muß das Tragpolſter (ingata) behandelt werden, das zum Laſttragen auf den Kopf gelegt wird. Man darf ſich nicht darauf ſetzen, denn das würde den Tod des Unbedachten oder ſeines Vaters verurſachen; ein Kind, das ſich aus Verſehen darauf ſetzt, wird nicht mehr wachſen, wenn es nicht zur Abwehr des Übels auf das Kiſſen ſpuckt (Nr. 19, S. 553). Wahrſcheinlich liegen dieſer Scheu totemiſtiſche Vorſtellungen zugrunde.

3. Die Miſſion

Der grenzenloſe Kaſtenhochmut und Raſſeſtolz der Batuſſi iſt der Hauptgrund, weshalb die chriſtliche Miſſion in Urundi wenig Erfolg hat. Die Lehre von der Brüderlichkeit aller Chriſtenmenſchen, die dem Mutuſſi zumutet, ſich mit ſeinen „Sklaven", den Bahutu, gleichzuſtellen oder gar mit den verachteten Parias, den

Batwa, brüderlich zu verkehren, lehnt er von vornherein ſchroff ab, nicht aus religiöſen, ſondern aus ſozialen Gründen. Und ſelbſtverſtändlich wird jeder Mutuſſi den ihm unterſtellten Bahutu den Eintritt in eine Glaubensgemeinde verbieten, deren Lehren die tiefe ſoziale Kluft ausgleichen wollen, auf der gerade die politiſche Herrſchaft der Batuſſi über die große Maſſe der Bahutu beruht. Unter den Bahutu aber hat die Miſſion ſcharfe und zähe Gegner in den Prieſtern (kiranga), Medizinmännern (abafumu) und Mitgliedern geheimer religiöſer Geſellſchaften (z. B. ababandwa), die das Geiſtes- und Gemütsleben ihrer Volksgenoſſen beherrſchen und über das ganze Land hin ihre vielverzweigten Beziehungen und Organiſationen haben. Die Miſſion iſt daher trotz ihrer mehr als 30jährigen Tätigkeit im Land immer noch hauptſächlich auf die Ärmſten und Verlaſſenen angewieſen, die ſonſt keinen Anſchluß an ihre Volksgenoſſen haben; wie v. d. Burgt ſchreibt: „Der Hauptzulauf der Miſſion ſind die Hungernden während der häufigen Hungersnöte und die Greiſe und Greiſinnen, die von den Ihrigen verſtoßen werden. Es wäre ein leichtes, binnen einiger Wochen ein Greiſenaſyl mit Hunderten von Bewohnern vollzupfropfen, denn viele werden von den Ihrigen im nächſten Fluß ertränkt; das Vieh iſt dem Murundi viel mehr ans Herz gewachſen als ſeine greiſen Anverwandten“ (Nr. 23, 1905, S. 178). Im übrigen ſind es nur ſehr wenige Barundi, die aus innerem Beweggrund zum Chriſtentum übergetreten ſind.

Aus all den angeführten völkiſchen, ſozialen und politiſchen Gründen werden die Batuſſi auch den Iſlam ablehnen, wenn dieſer einmal verſuchen ſollte, in dem bisher dem Außenverkehr ſehr verſchloſſenen Land Fuß zu faſſen. Die Erinnerungen an die Kämpfe mit den arabiſchen Sklavenjägern werden dieſe Ablehnung nur verſtärken.

Trotz der geringen Ausſicht, dem Evangelium unter den Barundi einen breiten Boden zu gewinnen, ſolange die Batuſſi herrſchen, arbeitet die Miſſion unverdroſſen weiter. Wirklich bewundernswert iſt ſolcher Idealismus und ſolche Glaubensſtärke. Lange Jahre waren nur die katholiſchen „Weißen Väter“ tätig, die 1896 die erſte Station in Mujaga (Oſt-Urundi; Taf. 29b) und nachher weitere Stationen in Mugera (Mittel-Urundi), Marienberg (Weſt-Urundi), Marienſee (Nordoſt-Urundi) gründeten. Erſt 1910 begann die evangeliſche Neudettelsbacher Miſſion ihre Tätigkeit in Jzuwura, Nordweſt-Urundi, worauf 1912 die Gründung einer zweiten Station in Nordweſt-Urundi folgte.

Auch die auf die eigentliche Miſſionierung vorbereitende und ſie begleitende Kulturarbeit, wie die Unterweiſung in den elementaren Schulkenntniſſen, die Anleitung zu handwerklichen Fertigkeiten, die Verbreitung von Verbeſſerungen im Ackerbau und Viehzucht uſw., iſt bei der größtenteils ablehnenden Haltung der Barundi noch ſehr gering. Am meiſten ſcheint noch die ärztliche Tätigkeit der Miſſionare für die Gewinnung des Vertrauens zu wirken.

Ähnlich ſteht es um die Miſſionsarbeit in den ſo lange nach außen abgeſchloſſenen Batuſſiſtaaten Ruanda und Uha, während in den dem fremden Einfluß ſchon viel länger zugänglichen angrenzenden Ländern Uſſumbwa, Uſindja, Ihangiro, wo die Kaſten- und Raſſengegenſätze das Volk viel weniger zerſpalten und es keine ſtraffe Batuſſiherrſchaft gibt, die Miſſion weit erfolgreicher iſt. Nur die Zeit kann lehren, ob ſich auch in Urundi die Ausſichten für die Chriſtianiſierung günſtiger geſtalten werden; ſehr wahrſcheinlich wird ſie kommen, wenn einmal die Macht der Batuſſiherren gebrochen ſein wird.

Zehntes Kapitel

Medizin, Zeitrechnung, Rechnen, Sprache

1. Medizin

Über die religiöſen Grundelemente in den Vorſtellungen der Barundi von aller Krankheit und von deren Heilmitteln haben wir ſchon oben geſprochen (S. 132). Jede Krankheit iſt ihm Bezauberung durch einen Dämon, die nur durch einen Gegenzauber geheilt oder gebeſſert werden kann. Dieſer Gegenzauber kann entweder durch den Zauberer, Medizinmann (umufumu) vermöge der ihm innewohnenden magiſchen Kräfte ausgeübt werden, indem er durch gewiſſe Manipulationen oder Beſchwörungen oder aber durch Talismane und Amulette, denen er ſeine Kräfte eingeflößt hat, auf den Krankheitsdämon wirkt, oder indem er gewiſſe natürliche Subſtanzen, Kräuter, Säfte, Erden, tieriſche Körperteile, denen von Natur beſtimmte magiſche Kräfte innewohnen, mit klugem Bedacht und reifer Sachkenntnis auswählt und für den jeweiligen Fall als ſpezifiſches Heilmittel anwendet.

Gerade dieſe letztere Art von Anwendungen möchte ich als eigentliche mediziniſche Beeinfluſſung des Kranken bezeichnen, denn das Entſcheidende dafür liegt eben darin, daß es Mittel ſind, die ihre magiſche Kraft und Wirkung nicht erſt von außen durch den Zauberer hineingetragen bekommen, ſondern ſie ſchon urſprünglich in ſich enthalten. Ob dieſe Kraft als die Äußerung einer dem betreffenden Ding innewohnenden Seele oder als Ausſtrahlung der dem Ding als ſolchem eigentümlichen Eigenſchaften (im Sinne des von Karutz gelehrten „Emanismus“; Zeitſchrift für Ethnol. 1913, S. 545ff.) von den Eingebornen angeſehen wird oder von uns anzuſprechen iſt, läßt ſich ohne eindringende Unterſuchung nicht feſtſtellen. Für unſeren vorliegenden Zweck kommt dieſe Frage erſt in zweiter Linie in Betracht. An Stelle des Zauberers können ſolche a priori mit Heilkraft begabten Heilmittel auch von jedem anderen klugen Mann oder Weib wirkſam angewendet werden, wenn der Betreffende nur ihre ſpezifiſchen magiſchen Eigenſchaften kennt und ſie richtig auszuwählen verſteht. Dieſen innerlich und äußerlich gebrauchten Heilmitteln ſchließen ſich ſolche an, die beſtimmte mechaniſche Einwirkung bezwecken, wie z. B. Maſſage, Lavements, heiße und kalte Bäder, und weiter eine kleine Reihe chirurgiſcher Operationen von der einfachen Geſchwüröffnung bis (angeblich) zum Kaiſerſchnitt (ſ. oben S. 110). Die ſchwierigen Fälle werden von einem erfahrenen, geſchickten Umufumu behandelt, aber für den gewöhnlichen Bedarf hat jeder Familienvater eine Reihe von Hausmitteln im Gebrauch, deren Kenntnis ſich vom Vater auf den Sohn vererbt und nötigenfalls auch dem erkrankten Nachbar zugute kommt.

Zuerſt pflegt man meiſt nach **Waſſer**, kaltem oder heißem, zu greifen. Man benutzt es zu ſtark frottierenden Abreibungen oder zu langen Bädern bei Hautkrankheiten, Gliederſchmerzen, Schlafloſigkeit, Fieber. Der Murundi badet gern und ſo oft wie er reichlich Waſſer hat, worauf er aber baldigſt wieder den Körper mit Butter einſalbt. Natürliche Thermalbäder gibt es in Urundi mehrere, die nicht bloß von den Umwohnenden gebraucht werden, z. B. beim Ort Kiſagara nahe der Miſſionsſtation Mugera, wo eine 47° heiße ſtarkfließende Quelle entſpringt, und eine andere nördlich von Tſchiwitoke im Ruſſiſſital. Eine Art Dampfbäder wird bei Fieberkranken angewandt, indem der Kopf und die Glieder des Kranken nacheinander über einen Topf kochenden und dampfenden Waſſers gehalten werden (Nr. 19, S. 183). Viel gebräuchlich ſind Kliſtiere aus warmem Waſſer mit einem Zuſatz von Pflanzenſaft. Sie werden ſo angebracht, daß erſt ein hohler Rohrſtengel oder ein röhrenförmig zuſammengerolltes ſtarkes Blatt mit einem Ende in den After eingeführt wird und dann der Behandelnde einen Mund voll Waſſer durch das andere Ende dieſer Röhre in den Darm bläſt (Nr. 19, S. 331). Erwachſene bringen ſich oft ſelbſt ein Kliſtier bei, indem ſie einen der langhalſigen Flaſchenkürbiſſe mit Waſſer füllen, das dünne Ende des langen Halſes in den After ſtecken und dann die Kalebaſſe ſo aufrichten, daß das Waſſer durch ſein eigenes Gewicht eindringt. Kliſtiere werden angewandt gegen Leibſchmerz jeder Art, Verſtopfung, Diarrhöe, Fieber u. a. m.

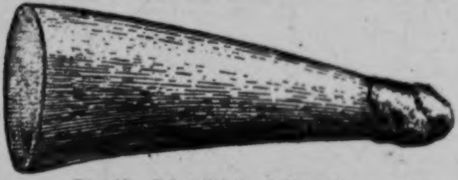


Fig. 18. Schröpfkopf aus Rindshorn.
(Muſeum für Völkerkunde, Berlin, Nr. 643.)

Zahllos ſind die Medizinen aus anorganiſchen, vegetabilen und animaliſchen Subſtanzen. Eine verhältnismäßig geringe Rolle ſpielen darunter die **Gifte**; kennen doch die Barundi nicht einmal die Anwendung von Pfeilgiften, während die Batwa ihre Pfeile oft ſehr wirkſam vergiften. Trotzdem iſt es wohl neben magiſchen Vorſtellungen die Furcht vor Vergiftung, weshalb die meiſten Medizinen zunächſt oberflächlich auf die Haut eingerieben oder in Umſchlägen getragen werden. Erſt wenn dieſe Art nichts hilft, entſchließt man ſich zu innerlichem Einnehmen (vgl. auch S. 132).

Zur äußerlichen Medizin zählt man auch das Brennen der Haut (**Kauteriſation**) an kranken Körperteilen, das ſehr im Schwange iſt. Zu dieſem Behuf ſchmiert man erſt etwas eingefettete Holzaſche auf die betreffende Stelle und betupft dann mit einem glühenden Eiſenſtäbchen dieſe Stelle, worauf zur Linderung des Schmerzes etwas Butter eingerieben wird (Nr. 19, S. 91). In anderen Fällen tritt an Stelle des brennenden Eiſens das ſchneidende Meſſer, um beſonders ſtarke Reize auszuüben und um zugleich Blut zu laſſen. Es iſt ein ähnliches Verfahren wie beim Tätowieren (S. 29). Bis zum eigentlichen **Aderlaß**, zum Anſchlagen einer Vene, verſteigt ſich der Murundi beim Menſchen nicht, obwohl er ſehr oft die Rinder mit einer Pfeilſpitze zur Ader läßt, um ihr Blut zu genießen (S. 45). Aber man öffnet oberflächliche Geſchwüre mit der Nadel oder dem Meſſer und macht häufig in die Haut ſchmerzender Glieder eine Reihe kleiner Einſchnitte mit dem einheimiſchen Raſiermeſſer, worauf gewiſſe heilſame Salben oder Pulver in die Wunden gerieben werden. Auch das **Schröpfen** iſt nicht unbekannt und wird ausgeübt, indem man ein Stück Rindshorn (Textbild 18), das an der Spitze durchbohrt iſt, auf die Hauteinſchnitte ſetzt und durch das Loch die Wunde anſaugt, bis genügend Blut in das Horn gefloſſen iſt (Nr. 19, S. 527).

Vor tieferen Einſchnitten haben die Barundi große Scheu, auch wenn ſie der Europäer macht; und niemals führt der Murundiarzt Amputationen von Gliedern aus. Gebrochene Arme oder Beine werden aber mit viel Geſchick und Sorgſamkeit „geſchient", indem man ſie zwiſchen flache Holzſtücke legt und mit Rindenzeugſtreifen unbeweglich bandagiert. Ob bei dieſer Abneigung gegen chirurgiſche Eingriffe die Barundi wirklich eine ſo ſchwierige Operation wie den Kaiſerſchnitt an lebenden Frauen ausführen, wie v. d. Burgt kurz erwähnt (Nr. 19, S. 363), ſcheint mir doch höchſt zweifelhaft zu ſein. Wahrſcheinlich handelt es ſich wie in Ruanda, Uſſuwi, Kiſiba (Nr. 31, S. 117; Nr. 48, S. 228; Peterm. Mitt. 1879, S. 393) nur um Kaiſerſchnitt an ſoeben geſtorbenen Frauen, um das Kind zu retten oder es wenigſtens aus dem Leib zu entfernen und geſondert zu begraben (ſ. S. 110, 140). Trepanation kennen die Barundi nicht.

Unter den Krankheiten der Barundi ſind ziemlich viele endemiſch, z. B. Malaria, Rückfallfieber, Lepra, Sandfloh, aber nur wenige treten epidemiſch auf, wie z. B. Pocken und Schlafkrankheit; dieſe jedoch um ſo furchtbarer, als die Barundi keinerlei Gegenmittel kennen und anwenden. Van der Burgt gibt eine lange Namenliſte vorkommender Krankheiten (Nr. 19, S. 350/51), die aber oft mehrere Namen für eine und dieſelbe Krankheit in ihren verſchiedenen Stadien enthält. Hauptſächlich dürften die folgenden aufzuzählen ſein: Syphilis, Fieber, Furunkeln, Augenentzündung, Bein- und Armgeſchwüre, Epilepſie, Krämpfe, Lepra, Band- und Eingeweidewürmer, Lungenſchwindſucht (ikihaha), Dyſenterie, Huſten, Abſzeß an der Vulva, Diphtheritis (?), Hodenentzündung, Gonorrhöe, Rheumatismus, Kopfgrind, Fadenwürmer (Filarien), Nabelbruch, Elefantiaſis, Blattern, Pocken, Wahnſinn, Zahnausfall, Steinleiden, Paralyſe, Stirnhöhlenkatarrh, Keuchhuſten, Waſſerſucht, Blutarmut, Taubheit, Drüſenentzündung, weißer Fluß, Blennorrhöe.

Am gefürchtetſten von allen Krankheiten ſind die Pocken (akaranda, akaride). Epidemiſch auftretend, entvölkern ſie ganze Landſtriche, ſo Anfang der 90er Jahre, als nicht nur in Urundi, ſondern auch in Ruanda, in Karagwe und in anderen Ländern des Zwiſchenſeengebietes viele Tauſende dahingerafft wurden. Auch gegen Ende des Jahrhunderts ſcheint nach den Berichten der Eingebornen eine ſchwere Pockenſeuche das Land heimgeſucht zu haben. Weniger epidemiſch, aber ebenfalls ſehr gefürchtet ſind die verſchiedenen Formen der Halsentzündung (ikiwa), die als Angina, zum Teil vielleicht auch als Diphtheritis, anzuſprechen ſind und oft ſchnell zum Tod des Infizierten führen. Sehr verbreitet, aber weniger gefährlich ſind eiternde Beulen und Blaſen (ikihoro, ikinutai, amosi, ikivimba), die zum Teil vermutlich mit Framböſie zu identifizieren ſind; namentlich die Kinder ſind ſehr häufig davon befallen. Die Kranken leiden weniger durch Schmerz als durch Behinderung ihrer Beweglichkeit, und da ſie die Wunden ſehr unſauber halten, heilen ſie ſchwer. Nicht zu verwechſeln ſind dieſe Geſchwüre mit denen der Syphilis (ikikatschji), die glücklicherweiſe in Urundi wie in Ruanda noch ſehr ſelten iſt. Auch die durch den Sandfloh (infunsa) erzeugten Geſchwüre ſieht man nicht häufig in Urundi, außer in der vom Verkehr viel berührten Tanganikagegend. In Ruanda iſt dieſes Leiden weit mehr verbreitet. Noch ſeltener habe ich Leprakranke (umuwembe) in Urundi geſehen, zweimal am Tanganika und einige Fälle bei der Miſſion Mugera, wo den Lepröſen ein beſonderes kleines Iſolierhaus gebaut worden war. Elefantiaſis (iwamba) iſt mir auf der ganzen Urundireiſe nur zwei- oder dreimal vorgekommen, ebenſo ſelten in Ruanda. Phthiſis ſoll es nach v. d. Burgt in einigen Diſtrikten geben, aber ich bezweiſle, daß die von ihm ikihaha genannte Krankheit unſere europäiſche Lungenſchwindſucht iſt. Bubonenpeſt, die rings um den Victoriaſee, in Uganda, in Kawirondo, im Muanſadiſtrikt, in Kiſiba endemiſch iſt, ſcheint in Urundi ganz zu fehlen, während ſie in Ruanda als masseke-Krankheit nicht ſelten ſein ſoll.

Sehr viele Barundi leiden an Eingeweidewürmern, namentlich Kinder ſterben oft daran. Auch heftige Diarrhöen ſind häufig, und die gefährliche Dyſenterie nimmt zeitweiſe epidemiſchen Charakter an, z. B. 1908. Gonorrhöe und Fluor albus ſind nach Angabe der Miſſionare vom Oſten her eingeſchleppt, aber nicht ſehr verbreitet. Selten ſind Augenkrankheiten, außer an kleinen Kindern, an deren Augen die infizierenden Fliegen in Menge zu ſitzen pflegen.

Malaria (injonko, indurwe) gibt es, wie in Ruanda, überall in den warmen ſumpfigen Niederungen, an denen dieſe Länder reich ſind. Ich habe Anophelesmücken in den ſumpfigen Bergtälern Süd-Ruandas und Nordweſt-Urundis noch in 1600—1700 m Höhe, einmal ſogar in 2140 m Höhe öſtlich von Uſumbura, gefangen und Fieberkranke unter den dortigen Eingebornen geſehen und mit Chinin behandelt. Auch von meinen Karawanenleuten infizierten ſich einige daſelbſt. Schwarzwaſſerfieber hingegen ſcheint nicht oder nur ſehr ſelten vorzukommen. Beſonders gefürchtet ſind von den Hochland-Barundi wegen der Malaria die Niederungen des Akanjaru und Ruwuwu im Norden, die ſumpfigen Seen im Nordoſten und das tiefe warme Küſtenland des Tanganika mit dem anſchließenden Ruſſiſſital, während die dort anſäſſigen, relativ wenigen Barundi großenteils immun zu ſein ſcheinen.

Gegen klimatiſche Veränderungen auf Wanderungen oder Wohnſitzwechſeln ſind die Hochland-Barundi außerordentlich empfindlich. Früher, als die Nachbarländer, wie z. B. Uſſumbwa, noch Sklavinnen aus Urundi bezogen, rechnete man damit, daß unter zehn Gefangenen acht zugrunde gingen, weil ſie das Klima nicht vertrugen (Nr. 14, 1900/1, S. 178); und die Miſſionare in Mariahilf in Uſchirombo berichten, daß ſie im dortigen Miſſionswaiſenhauſe immer ſehr viele Kinder aus Urundi und Ruanda haben, die ſich nicht an das (keineswegs beſonders ſchlechte) Klima Uſchirombos gewöhnen können und faſt immer krank ſind. Auch den aus Urundi und Ruanda kommenden Frauen geht es in Uſchirombo ſo. Nicht wenige ſterben, andere magern zu Skeletten ab. Etwa nach einem Jahr erholen ſich viele dieſer Kranken, bleiben aber ſchwächlich (Nr. 14, 1900/1, S. 288). Ich möchte hinzufügen, daß nach meinen Beobachtungen nicht der Klimawechſel allein an dieſen Erkrankungen ſchuld iſt, ſondern weſentlich auch die veränderte Nahrung, z. B. Mangel an Milch, und das ſchlechtere Waſſer. Jedenfalls ſollte die faſt in ganz Oſtafrika durch die Erfahrung beſtätigte Tatſache, daß die Bewohner der kühlen Berg- und Hochländer, wie Ruanda, Urundi, Uhehe, Uſambara u. a., den Aufenthalt in tieferen, wärmeren Landſtrichen, z. B. in Unjamweſi, Ugogo, Uſeguha, Küſtenland, nicht vertragen, uns eine ernſte Warnung ſein, aus den Hochländern größere Menſchenmengen zur Arbeit in den Plantagen des Tieflandes heranziehen zu wollen oder, wie das Schlagwort heißt, die großen „Menſchenreſervoire“ jener Hochländer für die an chroniſchem Arbeitermangel leidenden Plantagen zu öffnen. Der Verſuch würde in ſeinen Folgen ſich nicht viel von einem großen Maſſenmord unterſcheiden.

Schreckliche Wirkungen hat das Eindringen der Schlafkrankheit aus dem Oſtkongoland in die weſtlichen, niederen Gebiete Urundis gehabt. Die Ruſſiſſiniederung bis in die Nähe des Kiwuſees, der noch frei davon iſt, und das ganze große Becken des Tanganikaſees bis nahezu hinauf an den Rand ſeiner Gebirgsumrahmung ſowie die dem See zugewandten Bach- und Flußtäler bis ins öſtliche Hochland hinein, z. B. das Tal des Mlagaraſſi, ſind vom Träger der Schlafkrankheit, der Stechfliege Glossina palpalis, verſeucht. Nach den amtlichen Berichten über die Entwicklung unſerer Schutzgebiete 1912/13 liegen die Dinge am Tanganikaſee ſo, daß infolge der großen Ausdehnung des infizierten Gebietes, der Unzugänglichkeit der Bevölkerung und des ſchwer zu kontrollierenden Verkehrs mit den Infektionsgebieten der Kongokolonie die Bekämpfung der Seuche noch längere Zeit in Anſpruch nehmen wird. Von den Behörden ſind 1913 3303 neue Fälle gegen 3560 im Jahr 1912 beobachtet worden. Im ganzen mögen im Tanganikagebiet 200 000 Menſchen ſchlafkrank ſein.

Ich bin 1911 durch die heimgeſuchten Landſtriche der unteren Ruſſiſſiniederung und am nordöſtlichen Tanganika gezogen und war entſetzt über die Verheerungen, die von der Seuche unter der früher ziemlich dichten und lebensluſtigen Bevölkerung angerichtet worden ſind. Ganze Dörfer ſind ausgeſtorben, die Bewohner weiter Landſtriche ſind weggezogen oder von der Regierung anderwärts angeſiedelt worden, und die von der Regierung in wohlbewachten Sammellagern untergebrachten Kranken ſiechen dahin, ohne daß ihnen mit irgendeinem der verſuchten Mittel (Atoxyl, Salvarſan u. a.) wirkſam geholfen werden könnte. Alle wirtſchaftliche Tätigkeit liegt danieder, aller Verkehr und Handel ſtockt, und die vordem vorhandenen europäiſchen Firmen haben bis auf wenige entweder bankerott gemacht oder ſind weggezogen. Nachdem die Eiſenbahn den See erreicht hat, wird man der weiteren Ausdehnung der Schlafkrankheit im Tanganikagebiet mit viel größeren Mitteln und mit beſſerer Ausſicht auf Erfolg entgegenarbeiten können, aber es wird Jahrzehnte dauern, bis die Schäden einigermaßen geheilt ſein werden.

Glücklicherweiſe hat ſich die Seuche bisher nicht auf das eigentliche große Urundi öſtlich vom Tanganika ausgedehnt und wird ſich wohl auch nicht dahin ausdehnen, weil es in den Hochländern von Urundi, Ruanda, Uha zu kühl für das Gedeihen der Glossina palpalis iſt und weil die Fliege ihre Exiſtenzbedingungen, fließendes Waſſer und ſchattigen Buſch am Waſſer, nur ſtellenweiſe in den ſehr überwiegend grasbewachſenen Hochländern findet. Dagegen ſcheint mir die große Gefahr immer näher zu rücken, daß ſich die Seuche nach der nunmehrigen Vollendung der Tanganikabahn auch in die zentralen Gebiete Oſtafrikas verbreitet. Sehr leicht können infizierte Exemplare der Glossina palpalis, die jetzt die trockenen Steppenländer öſtlich des Tanganika nicht durchfliegen können, durch Eiſenbahnzüge paſſiv verſchleppt werden, wie ſo manche andere epidemiſche oder endemiſche Krankheit in anderen Ländern durch Bahnen und Schiffe verſchleppt worden iſt. Wenn dann dieſe infizierten Fliegen irgendwo an der Bahn im Oſten geeignete Daſeinsbedingungen finden, werden daſelbſt neue Schlafkrankheitsherde entſtehen. Noch viel gefährlicher aber wird die Situation, wenn die in den Oſtländern ungeheuer verbreitete Glossina morsitans, die eigentliche Tſetſefliege, die Infektion von der Glossina palpalis übernimmt und weiterträgt. Schon iſt aus dem Süden unſerer Kolonie beſtimmt nachgewieſen, daß die Glossina morsitans die echte Schlafkrankheit übertragen kann. Würde nun das ungemein große Verbreitungsgebiet der Glossina morsitans vom Tanganikaſee her durch

Vermittlung der Bahn infiziert, ſo wären allerdings die Folgen für die Bevölkerung Deutſch-Oſtafrikas unabſehbar. Es iſt gut, dieſer uns von Weſt-Urundi und dem Tanganikagebiet drohenden Gefahr rechtzeitig entgegenzuſehen, um nicht eines Tages von der Wirklichkeit allzuſehr überraſcht zu werden.

2. Zeitrechnung, Zählen, Rechnen

Die aſtronomiſchen Beobachtungen und Kenntniſſe der Barundi ſind recht dürftig. Die Sonne (izuba) iſt ihnen ein wandelndes Feuer des Imana, des Hauptgottes, das am Abend im Weſten zu den Wabemba niederſinkt. Dieſe aber ſind Anthropophagen und freſſen die Sonne bis auf ein kleines Stück auf, das ihnen entflieht, nach Oſten zurückkehrt, dort wieder wächſt und am Morgen von neuem aufſteigt (Nr. 19, S. 53).

Eine größere Wichtigkeit hat in den Vorſtellungen der Barundi der Mond (ukwesi), denn nach den regelmäßig wiederkehrenden Mondphaſen haben ſie ihre Zeitrechnung eingerichtet. Der Mond iſt ein männliches (oder hermaphroditiſches?) Weſen, der Abendſtern ſein Lieblingsweib, die anderen Sterne ſeine Kinder und Diener, die Sterne des „großen Bären“ ſeine Konkubinen, die des Orion ſeine älteſten Söhne (Nr. 19, S. 54). Die Erſcheinung der erſten Mondſichel nach dem Neumond wird, wie bei allen Negern, mit Frohlocken begrüßt, aber einen beſonderen Kultus widmen die Barundi der Wiederkehr des Mondes nicht. Der Name ukwesi = Mond hat dieſelbe Wurzel wie das Suaheliwort mwesi; es iſt der Glänzende, Kräftige, Mächtige. Daher wohl auch der Name Mweſi für den einen König der Barundi (ſ. S. 162). Unter Unjamweſi iſt eigentlich das Land des Mweſi, alſo Urundi, zu verſtehen, aber die Araber haben bei ihrem Eindringen (1840) nach dem Seengebiet dieſen Namen auf das ganze Land ſüdlich vom Victoriaſee und öſtlich vom Tanganika angewandt, nach dem mächtigſten der dortigen Herrſcher, dem von Urundi; und ſo iſt er denn an dem von den Arabern mit Tabora beſetzten Gebiet des heutigen Unjamweſi haften geblieben, während das eigentliche Mweſiland (Urundi) den Arabern verſchloſſen geblieben iſt.

Nach dem Lauf und dem Wechſel des Mondes richtet ſich alles in Urundi, das Jahr iſt ein Mondjahr; aber man teilt nicht das Jahr bewußtermaßen in 12 Monate und hat für das Jahr (umwaka) kein feſtes Zeitmaß, ſondern man weiß nur, daß ein Jahr um iſt, wenn die beiden Hauptjahreszeiten, die Trocken- und die Regenzeit, abgelaufen ſind, und rechnet innerhalb dieſes Rahmens nach den verſchiedenen Handlungen des Ackerbaues, die zur Zeit beſtimmter Mondphaſen in der Regen- oder Trockenzeit vorgenommen werden müſſen, alſo z. B. folgendermaßen: Beginn der Regenzeit (Ende Oktober) Ausſaat des Mais, Ende der Regenzeit (Ende Mai) Auspflanzen des Maniok; Geburt eines Knaben Vollmond nach Ausſaat des Mais, Tod eines Verwandten Neumond nach Auspflanzen des Maniok u. dgl. Mehr als 8—10 Jahre zurück weiß niemand zu zählen und dieſe nur in der Form, daß es heißt: Wir haben ſo viel mal Sorghum geerntet (Nr. 19, S. 377). Niemand weiß genau, wieviel Jahre er alt iſt, ſobald die erſten 8—10 Kinderjahre vorüber ſind. Wenn er bei der Erzählung eines Ereigniſſes von 20, 30, 40 Jahren ſpricht, will er damit nur ſagen, daß es ſehr lange her iſt.

Im einzelnen aber haben die im Verlauf des Jahres regelmäßig wiederkehrenden, beſtimmte Geſchehniſſe des Ackerbaues bezeichnenden Jahreszeiten feſtſtehende Namen, die man Monatsnamen des Feldbaues nennen könnte. Van der Burgt zählt deren eine ganze Reihe auf (Nr. 19, S. 377); z. B. urutai – Zeit des Grasſprießens (Ende September und Anfang Oktober); umwirima – Beginn der Regenzeit, Beginn der Feldbeſtellung und Ausſaat (Ende Oktober, November); umwirawura – Aufgang der Saat (Dezember); umukurwesi – Mais ſetzt Kolben an, Bohnen blühen (Ende Dezember); ikigarama – Bohnen ſind reif (Anfang Januar); ikidida – Bohnen werden gepflückt (Ende Januar); akataschi – Sorghum wird gepflanzt (Anfang Februar); uruhuhuma – Mais iſt reif (Ende Februar, Anfang März); umunjenjo – Sorghum treibt Kolben (Ende März); urusama – Sorghum iſt faſt reif (Anfang April); akarerama – Ernte des Sorghum (Ende April); uruheschi – Ende des Regens, Auspflanzen des Maniok, Ernte des Mais (Ende Mai); ici – Trockenzeit, Zeit des Viertelmonds, des Fiſchfanges (Juni bis Oktober); umukakara – Abbrennen des Graſes (Juni, Juli, Auguſt); akanjabirama – Zurichten der Felder (Oktober).

Den **Tag** teilen die Barundi natürlich nicht in 12 Stunden ein, ſondern in Abſchnitte nach dem Stand der Sonne und nach regelmäßigen Erſcheinungen des Tageslichtes. Um im Geſpräch eine Tageszeit anzudeuten, zeigen ſie mit ausgeſtreckter Hand die entſprechende Stellung der Sonne am Himmel an, wie faſt alle Neger tun. Dasſelbe geſchieht, wenn ſie die Dauer eines Marſches, die Entfernung bis zu einem beſtimmten Ort angeben wollen. Feſtſtehende Ausdrücke haben ſie für folgende Tageszeiten: Erſtes Krähen des Hahnes, Beginn der Morgendämmerung, Zeit der Morgenröte, Erwachen der Vögel, Sonnenaufgang, halber Vormittag, Mittag, halber Nachmittag, Beginn der Abenddämmerung, Sonnenuntergang, Eintritt voller Dunkelheit, Zeit des Schlafengehens, Mitternacht, ſehr ſpät, ſehr früh. Der Begriff Woche iſt unbekannt.

Beim **Zählen und Rechnen** (kuharura) bedient ſich der Murundi der Finger einer Hand oder zweier Hände, nicht auch der Zehen und Füße. Wie alle Bantuneger zählen ſie, indem ſie die Finger in verſchiedener Zahl und Gruppierung zuſammenlegen oder umbiegen. Das Zahlenſyſtem iſt alſo das dezimale. Die Zahlwörter 1—10 ſind die der Bantuſprache: 1 = umwe, 2 = iwili, 3 = itatu, 4 = inne, 5 = itano, 6 = itandatu, 7 = indwi, 8 = umunane, 9 = tschjenda, 10 = tschjumi. Aber ebenſo oft hört man in Zuſammenſetzungen mit 5 zählen, alſo 6 = 5 + 1, 7 = 5 + 2, 8 = 5 + 3, 9 = 5 + 4. Die Fingeranzahl der Hand iſt alſo die rechneriſche Einheit, die ſtets in Geſtalt der geſchloſſenen Fauſt beim Rechnen mitſpielt. Die Einzelzahlen werden mit den Fingern folgendermaßen verdeutlicht: 1 = ausgeſtreckter Zeigefinger der rechten Hand bei umgebogenen übrigen Fingern, 2 = ausgeſtreckter Zeige- und Mittelfinger bei umgebogenen übrigen Fingern, 3 = ausgeſtreckter Zeige-, Mittel- und Ringfinger bei umgebogenen übrigen Fingern, 4 = Zeige-, Mittel-, Ring- und kleiner Finger bei umgebogenem Daumen, 5 = Fauſt der rechten Hand, 6 = Fauſt der rechten Hand mit daran gelegtem kleinem Finger der Linken, 7 = Fauſt der rechten Hand mit daran gelegtem kleinem und Ringfinger der Linken, 8 = Fauſt der rechten Hand mit daran gelegtem kleinem, Ring- und Mittelfinger der Linken, 9 = Fauſt der Rechten mit daran gelegtem kleinem, Ring-, Mittel- und Zeigefinger der Linken, 10 = 2 Fäuſte aneinandergelegt. Um 11 darzuſtellen, ſchlägt man einmal die Fäuſte zuſammen und ſtreckt dann den Zeigefinger der Rechten = 1 aus uſw. bis 19. Für 20, 30, 40 ſchlägt man 2, 3, 4mal die Fäuſte zuſammen und zählt: 2 Zehner (amatschjumi awili), 3 Zehner (amatschjumi atatu) uſw. Beſondere Zahlwörter über 10 hinaus gibt es nicht (Nr. 19, S. 114/115).

Wenn der Murundi im praktiſchen Leben mit Gegenſtänden rechnen muß, z. B. wenn er eine größere Menge Süßkartoffeln oder Maniok oder Perlen kauft, gruppiert er den Vorrat immer in Häufchen von 5 zu 5 Stück, fügt dieſe zuſammen und addiert die 2, 3, 4 Zehner uſw. Über 100 hinaus wird ein Murundi kaum jemals zählen, ſondern die Menge ſich jedesmal durch Teilgruppen veranſchaulichen, ſo z. B. beim Zählen von Vieh oder von Kriegern oder von Untertanen eines Mutwale.

Ein Zahlwort zur Bezeichnung des Begriffes „viel" oder „ſehr viel", wie z. B. 40 bei den Turkvölkern oder 600 bei den Römern, hat der Murundi nicht; er drückt „viel" mit dem Bantuwort inschi (Kiſuaheli ingi) aus.

3. Die Sprache

Alle Barundi, alſo ſowohl die Urbevölkerung der Batwa als auch die ſpäter angeſiedelten Bahutu wie die jüngſten, hamitiſchen Eroberer, die Batuſſi, ſprechen ein und dasſelbe *Bantuidiom, das Kirundi*. Kirundi gehört zu den agglutinierenden Sprachen; ſein Bau iſt derſelbe wie der aller Bantuſprachen. Sein Verbreitungsbezirk erſtreckt ſich über das ganze Zwiſchenſeengebiet, es wird geſprochen in Urundi und mit dialektiſchen Abwandlungen in Ruanda, in Uha (Ujungu, Uſchingu, Heru, Urugera), in Udjidji. Die Idiome von Uſindja, Uſſuwi, Karagwe, alſo das Kiſindja, Kiſſuwi, Kinjambo, ähneln ihm ſehr, und nahe verwandt ſind ihm die Sprachen von Uganda und Unjoro (Nr. 19, S. 329). Auch in den Kinjamweſidialekten wie Kiſſumbwa, Kiwawa, Kiſukuma, Kitakama findet man viele Kirundiwörter, die hauptſächlich für Bezeichnungen der Regierungs- und Verwaltungseinrichtungen und der religiöſen Gebräuche üblich ſind. Die religiöſen Geheimbünde (Waſweſi, Batſchweſi) dieſer Völker haben eine beſondere Kirunditerminologie (Nr. 18, S. 1; vgl. auch oben S. 124).

Die charakteriſtiſchſten Eigenſchaften des Kirundi ſind: 1. Fehlen des Geſchlechts; 2. Fehlen der Deklination, aber Gruppierung der Hauptwörter in verſchiedene Klaſſen mit beſonderen Präfixen für Einzahl und Mehrzahl; 3. Beherrſchung der Satzteile durch die Hauptwörter mittels beſtimmter Präfixe oder bezeichnender Silben (Nr. 18, S. 2).

Alle *Subſtantive* laſſen ſich in zehn Klaſſen unterbringen. Gewiſſe Subſtantive werden verdoppelt, um die Bedeutung zu verſtärken oder um dem Ausdruck einen familiären Sinn zu geben. Wie alle Bantuſprachen iſt Kirundi arm an *Adjektiven*, aber es erſetzt ſie durch Partizipformen von Zeitwörtern, durch Subſtantive, durch Gattungsbegriffe u. a. m.

Am ſchwierigſten iſt im Kirundi der Bau und das Syſtem des *Zeitwortes*. Zwar iſt das Verbum an ſich einfach und von logiſcher Konſtruktion und Anwendung, aber die Zahl und Art der Formen, von denen es Grundformen, Hilfsformen, Bindeformen, paſſive, konditionale, kauſative, gegenſätzliche, einſchränkende und andere Formen gibt — über 50 — iſt ſo groß, daß eine Gleichſetzung einer Kirundiform in eine entſprechende europäiſche äußerſt ſchwer iſt (Nr. 18, S. 32—33). Dagegen iſt die Zahl der *Konjunktiva* ſehr klein; die meiſten werden durch Hilfsverba erſetzt. Da der Murundi auch dieſe wegläßt, wenn ſie nicht durchaus nötig ſind, iſt die Satzform ſehr kurz, die Redeweiſe klingt abgehackt. Aus einem eleganten deutſchen oder gar lateiniſchen Satz würde ein Murundi, wenn er ihn verſtände, wenigſtens zehn Sätze in Kirundi machen.

Außer der Kürze der Sätze iſt auch die *Schnelligkeit des Sprechens* für die Barundi bezeichnend, während die Banjaruanda viel langſamer und mit etwas ſingendem Tonfall ſprechen. Sehr wichtig für den Sinn eines Wortes iſt ſeine Betonung, d. h. die Akzentuierung einer beſtimmten Silbe und die Höhe der Stimmlage, in der dieſe Silbe geſprochen wird. Dies gilt auch für ganze Sätze. Der hierauf nicht ſcharf achtende Europäer wird, ſelbſt wenn er ſonſt ganz gut Kirundi verſteht und ſpricht, deshalb ſehr oft den Murundi mißverſtehen oder von ihm mißverſtanden werden. Im allgemeinen aber wird die vorletzte Silbe der Wörter länger betont als die anderen, alſo wie bei uns. Zur Vermeidung von Härten im Klang und in der Ausſprache der Wörter läßt der Murundi nie zwei Konſonanten oder zwei Vokale in einer Silbe aufeinanderfolgen, ſondern trennt jene durch einen Vokal, dieſe durch einen Konſonanten oder durch Eliſion des einen Vokals.

Neben dem heute in Urundi allgemein geſprochenen Kirundi gibt es dort aber noch ein vulgäres und ſakrales Altkirundi, deſſen Gebrauch beſchränkt iſt und, wo es geſprochen wird, meiſt nur bruchſtückweiſe dem modernen Kirundi beigemiſcht wird. Für die meiſten Dinge und Begriffe haben die Barundi zwei, drei oder mehr Ausdrücke, von denen die einen dem guten Ton der Umgangsſprache, die anderen der vulgären Sprechweiſe des Altkirundi angehören, die der Pöbel, alte Weiber und auch die Batwa gebrauchen, wenn ſie unter ſich ſind (Nr. 19, S. 330), oder in den religiöſen Hymnen, feſtlichen Geſängen und zeremonialen Geſprächen angewendet werden (ſ. S. 70, 124 u. 128). Ebenſo gibt es eine „lubandwa" genannte rituelle Geheimſprache in Ruanda (Nr. 48, S. 315) und eine ſolche „luchwesi" genannte in Uſſuwi (Nr. 24, S. 57).

Die Haupt- und Zeitwörter des Altkirundi ſind in ihren Wortſtämmen und ihrer Umbildung ganz verſchieden vom modernen Kirundi der Verkehrsſprache; ſie gleichen auch keiner anderen Bantuſprache. Vermutlich iſt das Altkirundi die urſprüngliche Sprache der in dieſen Hochländern von alters her wohnenden Batwa, von denen ſie die ſpäteren Einwanderer gelernt haben und nun teils ſelbſtändig neben ihrem eigenen Idiom, teils untermiſcht mit dieſem gebrauchen. Auch die Batwa ſprechen natürlich neben ihrer Urſprache das moderne Bantukirundi (Nr. 18, S. 106/7).

Einige Beiſpiele mögen die drei in Urundi nebeneinander beſtehenden Sprachelemente illuſtrieren:

Wort	Kitwa	Altkirundi	Neukirundi
Sonne	irjotwa	irjotwa	izuba
Mond	ukurabwa	ukurabwa	ukwezi
Leopard	uwuhama	uwuhama	ingwe
Sorghum	ururerema	ururerema	isaka
jagen	kutamagisa	kutamagisa	kuhiga
ſchmieden	kunaga	kunagura	kusana

Auch in Ruanda kennt man, nach Czekanowſki, dieſe Kitwawörter; ſie ſollen dort einem „Lokaldialekt" angehören. Wieder eine andere Mundart ſcheint aber die der Batwa des Vulkangebietes in Nordruanda zu ſein, die ſogar einem ſo guten Kenner Ruandas wie Pater Barthélemy unbekannt war (Nr. 48, S. 131), und einer dritten Gruppe ſcheint das Idiom der Batwa des Ituri anzugehören, deren von Stuhlmann aufgezeichnete Sprachproben dem Kitwa Urundis nicht gleichen (Nr. 19, S. 330).

Sehr auffallend iſt es, daß, ſoviel wir wiſſen, die erſt vor etwa vier Jahrhunderten nach Urundi aus Norden und Nordoſten eingedrungenen hamitiſchen Batuſſi (ſ. S. 7), die alle das moderne Bantu-Kirundi ſprechen, zwar das Altkirundi verſtehen, aber von ihrer eigenen hamitiſchen Urſprache nicht einmal Reſte bewahrt haben. Allem Anſchein nach iſt, bevor ſie nach Urundi kamen, ihr Aufenthalt in nördlicheren Bantuländern von ſo langer Dauer geweſen, daß ſie mit der Preisgabe vieler ihrer urſprünglichen hamitiſchen Sitten und mit der Annahme vieler Bantuſitten und Bantuvorſtellungen auch ihre hamitiſche Sprache zugunſten des Bantu-Kirundi reſtlos aufgegeben haben. Dieſer Vorgang iſt um ſo merkwürdiger, als die Batuſſi bis auf den heutigen Tag mit äußerſter Strenge und Konſequenz auf die ſomatiſche und ſoziale Reinheit ihrer Raſſe gegenüber den von ihnen beherrſchten Bantuvölkern gehalten haben. Nur die Mitglieder der Königsſippe, die Baganwa, ſollen nach Hauptmann v. Langenn noch alte hamitiſche Sprachreſte bewahrt haben, aber v. d. Burgt weiß davon nichts (briefliche Mitteilung). Auch Miſſionar Roehl erklärt die in der Literatur oft wiederkehrende Behauptung, daß die Ruanda-Batuſſi eine beſondere Sprache hätten, für einen Irrtum (Nr. 47a, S. 274). Hauptmann Weiß berichtet hingegen von einer eigenen Sprache der Bahima Ruandas und Mpororós, die ihm und ſeinen Leuten unverſtändlich geweſen ſei, führt aber keine Proben davon an (Nr. 33, S. 70). Künftige Forſcher werden ſolchen hamitiſchen Sprachreſten beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken haben, da man daraus wertvolle Aufſchlüſſe über die frühere Sprache und damit über die Herkunft der Batuſſi wird gewinnen können.

Vergleiche werden anzuſtellen ſein mit den niloto-hamitiſchen Sprachen der Maſſai, Teſo, Bari, Latuka und namentlich mit jener der Nandi im Ugandaprotektorat, die dem reinen hamitiſchen Sprachtypus am nächſten von den oſtafrikaniſchen Idiomen zu kommen ſcheint, da die Nandi ſehr wahrſcheinlich Reſte einer früheren Gallainvaſion ſind. (A. W. Crabtree, The Languages of the Uganda Protectorate; Journal of the African Society, January 1914, S. 158 ff.)

Auch ein genaues Studium der eigentümlichen Art, wie die Batuſſi das Bantuidiom Kirundi ſprechen und ausſprechen, wird manchen Anhalt und Hinweis nach dieſer Richtung geben, denn ſchon dem aufmerkſamen Laien fällt auf, daß die Batuſſi das Kirundi anders akzentuieren, einzelne Laute anders ausſprechen, die Silben anders verbinden als die Bahutu. Im allgemeinen ſchien es mir, daß ſie, wie auch in Ruanda, das Kirundi viel weicher ſprechen und die Vokale der Endſilben gern verſchlucken. An Stelle des ſ oder ſſ der Bahutu ſetzen ſie mit Vorliebe ein ganz weiches ſch oder dſch, anſtatt Munjahaß ſprechen ſie Munjahaſch', anſtatt Lanongo: Lanong', anſtatt Lubaſſa: Lubaſch', und ſchwer iſt oft zu unterſcheiden, ob der ausgeſprochene Endvokal ein a, o oder e iſt. Auch zwiſchen r, l und d hört man meiſt keinen Unterſchied.

Beiſpiele des modernen Kirundi hier anzuführen, erübrigt ſich, da wir hiervon das umfangreiche „Dictionnaire Français-Kirundi" von Pater J. M. v. d. Burgt und das kleine, für den engeren Miſſionsgebrauch eingerichtete „Dictionnaire Français-Kirundi et Kirundi-Français" des Paters F. Ménard beſitzen (Nr. 29). Einige Beiſpiele von Erzählungen, Fabeln, Liedern, Hymnen mit Interlinearverſion gibt v. d. Burgt in ſeinem Dictionnaire S. 96, 292/3, 332—334, 339—342 wieder; ich weiß denen keine hinzuzufügen. Doch ſeien zum Schluß einige Sprichwörter angeführt, die ſich durch gute Beobachtung und Kürze des Ausdrucks auszeichnen (Nr. 19, S. 470):

1) Ivintu vy'ukwibwa viraguma.
Sachen des Geſtohlenwerdens (ſind) hart.

2) Kukenura n' ukuvina.
Arbeiten iſt tanzen (ſpielen).

3) Ischano irasje ujumunsi, irindi risosa hanjuma.
Unglück kommt heute, andres wird kommen ſpäter.

4) Invura irahedsje, isuba risosa.
Regen beendigt, Sonne wird kommen.

5) Infisi iravuga, iraschaka kutwara umuntu.
Hyäne ſchreit, will fortſchleppen Mann.

6) Aravjutse, ari mubi.
(Wenn) er iſt aufgeſtanden, er iſt ärgerlich.

Elftes Kapitel

Geſchichte. Kolonialpolitiſches

1. Geſchichte der Barundi

Die Geſchichte der Barundi beginnt für uns erſt mit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Als die Araber (1845) bis Udjidji vorgedrungen waren, erhielten wir die erſten Nachrichten über Urundi und ſeine Bewohner, worauf durch die Reiſenden Burton und Speke (1858), ſpäter durch Livingſtone und Stanley (1871 reſp. 1876) weitere kurze Mitteilungen folgten. Aber alle dieſe Reiſenden haben nur die äußerſte Weſtperipherie Urundis geſtreift; erſt als in den 80er und 90er Jahren die katholiſchen „Weißen Väter" im eigentlichen Urundi von Weſten und Oſten her Fuß gefaßt hatten, begann 1892 mit Oskar Baumann die wiſſenſchaftliche Erforſchung Urundis, an der ſich auch die nun auf den Stationen Mujaga, Mugera und Marienheim angeſiedelten Weißen Väter erfolgreich beteiligten. Vor allem hat ſich Pater J. M. M. van der Burgt um die Geographie, Ethnographie und Geſchichte Urundis verdient gemacht und die Ergebniſſe ſeiner in langjährigem Aufenthalt gewonnenen Beobachtungen und Forſchungen in einer Reihe wertvoller Arbeiten, namentlich ſeinem Dictionnaire Français-Kirundi, niedergelegt.

Unſer Wiſſen von Urundi und ſeiner Geſchichte iſt alſo erſt wenig über ein halbes Jahrhundert alt. Alles, was davor liegt, kennen wir nur bruchſtückweiſe aus der Tradition der Eingeborenen, und zwar nur des Teiles der Eingeborenen, der erſt vor wenigen Jahrhunderten eingewandert iſt und heute die Herrſchaft führt, der hamitiſchen Batuſſi, während die alteingeſeſſenen Bahutu (Bantu) und die noch älteren Batwa (Pygmoiden) gar keine Tradition zu haben ſcheinen. Auch im übrigen liefert uns das Land ſelbſt ſo gut wie gar kein Material zur Aufhellung der früheren Geſchichte, denn es gibt keine Bautenruinen, keine Inſchriften, keine vor der Batuſſizeit liegenden Königsgräber u. dgl., und es können ſolche in Anbetracht des niederen Kulturſtandes der älteren Bantu und Batwa auch nicht erwartet werden. Das einzige, was als „prähiſtoriſche" Überbleibſel gedeutet werden könnte, ſind alte Steinwerkzeuge, die der Pater Grün in Nordoſt-Urundi (Bugufi) beim Häuptling Ruſſengo wie auch in Karagwe gefunden haben ſoll und im miſſionariſchen Sinn für ſemitiſchen Urſprungs aus der ſalomoniſchen Zeit (Ophir!) hält, aber Genaueres iſt darüber nicht bekannt. Wahrſcheinlich iſt es alteinheimiſches, der afrikaniſchen neolithiſchen Kulturperiode angehörendes Steinwerkzeug, wie es auch ſonſt in Mittelafrika nicht gerade ſelten iſt.

Aus dem Geſagten ergibt ſich, daß die Geſchichte Urundis, wie ſie aus den vorhandenen Quellen zu erſchließen iſt, nicht viel anderes ſein kann als eine Geſchichte des eingewanderten herrſchenden Batuſſivolkes. Beim Verſuch, einen ſolchen hiſtoriſchen Abriß zu entwerfen, wird man des öftern auf Quellen zurückgreifen müſſen, die außerhalb Urundis liegen und über den Zuſammenhang der Batuſſi Urundis mit ihren außerhalb Urundis ſitzenden Stammesgenoſſen und über die Wanderungen dieſes Volkes vor ihrem Eindringen nach Urundi einiges Licht werfen. Im folgenden ſei dieſer Verſuch gemacht, obgleich darin noch viele Lücken klaffen und noch manches Hypothetiſche ſtehenbleiben muß.

Die älteſte Bevölkerungsſchicht in Urundi wie im ganzen Zwiſchenſeengebiet ſind die Batwa. Von der Geſchichte dieſes in kleinen Stammesſplittern über das Land zerſtreuten pygmoiden Bevölkerungselementes iſt gar nichts bekannt. Sie hängen, wie wir bereits früher zeigten (S. 7), ethniſch und ſomatiſch mit den ähnlich gearteten Batwa Ruandas zuſammen und haben viel Blut von der großwüchſigen Bantubevölkerung ihrer Umgebung aufgenommen, während ſich die Wald-Batwa des nordöſtlichen Kongogebietes (Ituri), denen ſie verwandt ſind, noch rein erhalten haben. Hier wie dort ſind ſie im Verſchwinden begriffen. Es iſt deshalb die höchſte Zeit, daß dieſe, wenn auch nicht mehr raſſenreinen, Reſte eines uralten Pygmäenvolkes methodiſch von einem ethnographiſchen Fachmann beſucht und unterſucht werden. Die Hauptzüge ihrer Körperbeſchaffenheit haben wir oben (S. 10) kennengelernt.

Die Mehrzahl der Batwa in Urundi wie in Ruanda trägt neben ihrem pygmoiden Grundcharakter zahlreiche Bantumerkmale. Und zwar ſind es, wie Czekanowſki anführt (Nr. 48, S. 48, 130), Merkmale der Wald-Bantu, alſo hauptſächlich der Bantuvölker des benachbarten Kongowaldlandes, was ſich aus der durch zahlreiche pflanzen- und tiergeographiſche Erſcheinungen geſtützten Annahme erklären läßt, daß einſt das ganze, heute von Grasfluren und Buſchparzellen bedeckte Zwiſchenſeengebiet von Wald bedeckt war, der mit dem großen Kongourwald zuſammenhing und dieſelbe Bevölkerung von Wald-Bantu hatte wie jener (vgl. S. 9). Dem Einfluß dieſer Wald-Bantu ſind die Batwa ſehr lange ausgeſetzt geweſen und haben ſich ihnen kulturell und körperlich ſtark angeglichen. Wie jene Wald-Bantu ſind die Batwa Nordweſt-Ruandas ſogar Anthropophagen (nach v. Götzen, v. Pariſch, Czekanowſki). Als dann von Oſten her durch vordringende andere Bantuſtämme (Zentralbantu K. Weules), die vom Unjamweſi und vom Victoriaſee her kamen, der Wald des Zwiſchenſeengebietes immer mehr ausgerottet wurde, um für andere Wirtſchaftsformen Raum und Boden zu ſchaffen, zogen ſich ſowohl die Waldbantu als auch die Batwa immer weiter nach Weſten zurück und ſind nur noch parzellenweiſe im Zwiſchenſeengebiet ſitzen geblieben oder von den wirtſchaftlich und numeriſch ſtärkeren Zentralbantu-Eindringlingen allmählich abſorbiert worden. Soweit ſich zwiſchen ihnen in Urundi und Ruanda noch Batwa erhalten haben, haben ſie nun auch von den Zentralbantu des Zwiſchenſeengebietes viel Beimiſchung bekommen und demgemäß ihren Typus noch weiter abgewandelt (ſ. oben S. 9).

Dieſe Zentralbantu, deren ſomatiſchen und geiſtigen Charakter wir oben (S. 11, 13) kennengelernt haben, bilden die heutige große Maſſe der Bevölkerung von Urundi wie der von Ruanda, Mpororo, Ankole, Toro, Karagwe, Uha, Uſſuwi, Uſindja; alſo faſt des ganzen Zwiſchenſeengebietes. In Ruanda, Uha und Urundi ſprechen ſie Dialekte des Bantuidioms Kirundi, in den genannten anderen Staaten Kinjoro.

In Urundi und Ruanda heißen ſie Bahutu; in Karagwe und Mpororo: Banjambo; in Ankole, Kiſiba, Uſindja: Bahira. Ihren ethniſchen Charakter haben dieſe Zwiſchenſeenbantu aber nicht ganz rein erhalten können, denn ſie wurden überlagert von den aus Norden eindringenden hamitiſchen Bahima-Batuſſi, die ſich zu ihren Herren aufſchwangen und ihnen viel von ihrem Blut, ihrer Denkart und ihren Sitten einimpften.

Von der Geſchichte dieſer jüngeren Bantu, der Bahutu Urundis und Ruandas, wiſſen wir ſo gut wie nichts aus der Zeit vor der Herrſchaft der Batuſſi. Erſt die Bahima-Batuſſi werden die Träger der Geſchichte Urundis und Ruandas, erſt mit ihnen treten auch die von ihnen unterworfenen und heute beherrſchten Völker in den hiſtoriſchen Geſichtskreis ein.

Nach v. d. Burgt und Hptm. v. Langenn beginnt die erſte Dynaſtie der hamitiſchen Beherrſcher Urundis, die v. d. Burgt Bahinda nennt (vgl. S. 158), um das Jahr 1500. Es iſt aber, wie Czekanowſki nachgewieſen hat (Nr. 48, S. 49ff.), als ſicher anzunehmen, daß ſchon lange Zeit vorher die hamitiſchen Bahima (Wahuma), deren heute in Urundi wie in Ruanda herrſchender Zweig Batuſſi (Batutſi) heißt, ihre Rinder im Zwiſchenſeengebiet geweidet haben. Die Bahimaeinwanderung Ugandas verlegt Czekanowſki ſogar in die erſten Jahrhunderte unſeres Millenniums (Nr. 48, S. 49).

Bezeichnend für die Auffaſſung, welche die Batuſſi ſelbſt von ihrer Herkunft haben, iſt die nach Pater Loupias in Ruanda fortlebende Legende: Vater der Begafamilie iſt Lututſi, der „aus Lehm gemachte" (!) Sohn des Gottes Imana, während der ebenſo gemachte andere Sohn des Imana, Kigwa, der Vater der Banjeginjafamilie iſt, die in Ruanda herrſcht. Kigwa, Lututſi und ihre Schweſter Njinabatutſi (d. h. Mutter der Batutſi) wurden aber von Imana aus ſeinem „Paradies" vertrieben und fielen in Buganza, alſo am Mohaſiſee in Ruanda, nieder. In Ruanda wohnten jedoch bereits drei große Familien, die Baſinga, Bageſſera und Baſigaba, außerdem die Batwa in den Wäldern. Alle dieſe Menſchen oder ihre Vorväter waren früher von Imana aus dem „Paradies" gejagt worden. Kigwa wurde ihr König, heiratete ſeine Schweſter (Endogamie!) und wurde Stammvater der Ruanda-Batutſi (Banjeginja), während Lututſi nach Karagwe ging und Stammvater der Bega wurde. Später ſiedelte auch er nach Ruanda über. Seitdem geben die Banjeginja ihre Töchter den Bega und dieſe ihre Töchter jenen zu Frauen (Exogamie!). Alle Batutſifamilien kommen von ihnen her. (Nr. 28, S. 1—13.)

Die Bahima Urundis wollen von Norden und Nordoſten aus einem Bergland Igitára oder Ikitara gekommen ſein (Nr. 19, S. 288, 614), und auch die Bahima Ruandas nennen als frühere Heimat ein Land im Nordoſten, „wo große Berge ſeien und wo der Mond aus deren Spitzen neue Kraft und ſein ſchönes weißes Licht ſchöpfe" (Langheld, Über einen Zug nach Ruanda; Deutſches Kolonialblatt 1895, S. 73). Igitára oder Ikitara iſt zweifellos identiſch mit dem Land Kitára anderer Berichte, deſſen Hauptgebiet das ſpätere Unjoro war. Die verbreitete, ſchon von Speke (Nr. 1, Bd. I, S. 273) geäußerte Auffaſſung, daß Kitára einſt ein politiſch ſtarkes Reich geweſen ſei, beſtreitet Stuhlmann; der Name bezeichne nur das Heimatland der Wahumahäuptlinge (Nr. 5, S. 651, Anmerk.). In der Tradition der Ruanda- und Urundileute ſcheint jedenfalls die Erinnerung an Unjoro fortzuleben und an die Bergländer zwiſchen Unjoro und ihrer jetzigen Heimat, nicht aber die Erinnerung an eine viel ältere Urheimat im Nordoſten des Erdteils, als die man wohl die Gallaländer anzuſehen hat. Man iſt jetzt überwiegend der Meinung, daß die Bahima auf die Borana-Galla zurückzuführen ſind, mit denen ſie auch ſomatiſch die meiſte Verwandtſchaft haben.

Außerhalb des Zwiſchenſeengebietes dürften die niloto-hamitiſchen Maſſai, Nandi, Teſo, Latuka, Bari, von denen die Nandi auch in ihrer Sprache am meiſten Reinhamitiſches haben und als Reſte einer früheren Galla-„Infiltration" angeſehen werden (Journal of the African Society. Bd. XIII, S. 160), Verwandte der Bahima ſein und wie ſie Zweige der Galla-Expanſion, die ſich einſt ſchon weit nördlich vom Victoriaſee gegabelt hat und den einen Wanderſtrom öſtlich, den andern weſtlich des Victoriaſees allmählich nach Süden getrieben hat. Schon die Tatſache, daß die vorgenannten Nilotohamiten homogene Sprachzonen trennen, läßt auf ihre ſpätere Einwanderung in dieſe Gebiete der Sudan- und Bantuneger ſchließen (Nr. 38, S. 25). Wie die Bahima ſind auch ſie hauptſächlich Hirten und bevorzugen deshalb die graſigen Hochländer. Aber im Gegenſatz zu den Bahima haben ſie ihre Raſſe nicht rein vom Blut der umwohnenden Negerſtämme erhalten, während ſie ihre hamitiſchen Sprachen und Sitten viel ſtrenger bewahrt haben als die Bahima. Lange bevor die fremden Raſſeneinflüſſe auf die Hamiten ſtattfanden, muß eine frühe hamitiſche Einwanderung Unjoro okkupiert haben.

Schon Speke, dem wir die erſten Nachrichten über die „Wahuma" verdanken, ſchreibt, daß einſt im Norden des Victoriaſees fremde Hirtenſtämme, „wahrſcheinlich Abeſſinier oder möglicherweiſe Gallas", aus Nordoſten nach Uganda und Unjoro eingedrungen ſeien und dort „das große Königreich Kittara gründeten, wo ſie ihre Religion verloren, ihre Sprache vergaßen, ihre untern Schneidezähne wie die Eingeborenen auszogen, ihren Nationalnamen in den der Wahuma änderten und ſich nicht mehr der Namen Hubſchi oder Galla erinnerten, obgleich ſelbſt die jetzt regierenden Könige eine eigentümliche Tradition bewahren, daß ſie einſt halb weiß, halb ſchwarz geweſen ſeien". „Die Fürſten von Unjoro werden Wawitu genannt und zeigen nach Norden, wenn ſie gefragt werden, wo ihr Land Unitu liege." (Nr. 1, Bd. 1, S. 272/3.)

Über dieſe Einwanderung in Unjoro hörte Emin Bey im Lande ſelbſt folgende Überlieferung: „Unjoro bildete einſt mit Uſoga, Uganda, Ukidi und Karagwe ein großes Land, bevölkert von den Witſchwezi. Da kamen aus dem fernen Nordoſten Leute mit weißer Haut und kreuzten den Fluß (Somerſet); ihre Zahl war ſehr groß, und die Einwohner fürchteten ſich vor ihnen, denn die weißen Leute waren walabantu (Menſchenfreſſer). Als nun die neuen Ankömmlinge alle über den Fluß gekommen, ſammelten ſie ſich in [illegible] (einem noch heute exiſtierenden Orte ſüdöſtlich von Mruli) und beſchloſſen, eine Kolonne nach Unjoro, eine andere nach Süden (Uganda uſw.) zu ſenden und ſich dieſer Länder zu bemächtigen. Die Eindringlinge nannten ſich Wawitu (Leute von Witu), ein Name, der heute nur den herrſchenden Geſchlechtern zukommt; das Volk aber nannte ſie Wahuma (Leute von Norden), in Uganda auch Bahima. Sie waren und ſind Hirten, während die Witſchwezi Ackerbauer waren. Als nun die Wawitu immer weiter vordrangen, zogen ſich die Witſchwezi vor ihnen immer weiter nach Weſten; ein großer Teil von ihnen ertrank im Mwutan-Nzige (Töter der Heuſchrecken) oder Albert-See, weil ſie keine Kähne beſaßen. Der Reſt wurde zu Sklaven gemacht; aus ihrer Vermiſchung mit den Ankömmlingen entſtand die heutige hellfarbige Raſſe. Wo die Einwanderer ſich ganz rein erhielten, ſind ſie noch heute rein weiß, wie in Toro und Gambalagalla; wo die Witſchwezi rein blieben — und viele von ihnen durchziehen noch heute das Land als fahrende Sänger und Zauberer — ſind ſie rein ſchwarz. Die Einwanderer adoptierten die Sprache der Ureinwohner, unter ſich aber ſprechen ſie noch heute (1878) die Sprache der Wahuma. In Unjoro iſt heutigen Tages der Name Witſchwezi gleichbedeutend mit Leibeigener, ſo wie in Uganda das Wort muddu (eigentlich Bewohner von Uddu) heute Sklave bedeutet. Ich gebe die vorſtehende Erzählung genau ſo, wie ich ſie hier im Plaudern gehört." (Emin Bey, Journal einer Reiſe von Mruli nach der Hauptſtadt Unjoros. Petermanns Mitt. 1879, S. 182.)

Ph. Paulitſchke faßt 1888 die Angaben der bisherigen Forſcher über die Völkerbewegungen der Gallaſtämme und das Ergebnis ſeiner eigenen Unterſuchungen zuſammen: Die Oromo-Galla ſaßen einſt im ganzen Oſthorn Afrikas. Durch die Ausbreitung der Somal wurden ſie nach Süden gedrängt. Dort ſtießen ſie teils auf eine Gegenbewegung der Bantuvölker, teils auf den Widerſtand der Maſſai und Wakwafi; andernteils wandten ſie ſich nach Nordweſten ins abeſſiniſche Bergland ſüdlich von Harrar, während ſieben Stämme nach Weſten und Südweſten zum mittleren Nil und ins Seengebiet vordrangen. Bei allen Somal- und Gallaſtämmen findet ſich noch dieſe Wandertradition. Der letzte große Abſchnitt dieſer Völkerwanderung vollzog ſich ſicheren hiſtoriſchen Nachrichten zufolge vom Anfang des 16. Jahrhunderts an (Nr. 3a, S. 7—11). — Um dieſe Zeit fanden auch neue ſtarke nordöſtliche Völkerbewegungen im Zwiſchenſeengebiet und hamitiſche Dynaſtiegründungen in Urundi ſtatt, wie wir weiter unten (S. 157) ſehen werden.

F. Stuhlmann nimmt an (Nr. 5, S. 713), daß eine der erſten Bahimaeinwanderungen, die vom fernen Nordoſten her durch Unjoro, Ankole, Toro nach Süden zogen, „diejenige der Ruhinda geweſen ſei, ein Name, der offenbar der vornehmſten Familie dieſer Einwanderer angehört und von einem Häuptling Ruhinda abgeleitet wird“. Dieſe Ruhinda ſeien durch nachrückende Bahimaſcharen, zu denen auch die Wawitu gehörten, nach Süden gedrängt worden, wo ſie neue Reiche gründeten, und zwar habe die Abwanderung der Ruhinda aus Unjoro etwa im 17. Jahrhundert ſtattgefunden, wie auch Speke annähernd berechnet hat (Nr. 1, Bd. I, S. 275).

Die vorſtehend angeführten Mitteilungen und Anſichten Spekes, Emins, Paulitſchkes, Stuhlmanns und anderer laſſen ſich kurz ſo zuſammenfaſſen: In Unjoro und Uganda ſaßen vor der erſten Bahimaeinwanderung die Bantuſtämme der Witſchweſi. Dieſe wurden vor mehreren Jahrhunderten durch eine aus Nordoſten (Gallaländer) eindringende nomadiſche Bahimainvaſion überrannt, deren erſte Ankömmlinge ſich Ruhinda (Stuhlmann) und deren ſpäter folgende Hauptmaſſe ſich Wawitu (Speke und Emin) nannten. Während die ackerbauenden Witſchweſi größtenteils im Lande blieben und ſich den Bahima unterwarfen, wichen die Ruhinda vor den Wawitu etwa im 17. Jahrhundert nach Süden aus und gründeten im ſüdlichen Zwiſchenſeengebiet neue, noch heute beſtehende Reiche.

Dieſer Auffaſſung gegenüber haben die neueren Forſchungen J. Czekanowskis zu einem ganz andern Ergebnis geführt. Er tut dar, daß die Angabe Emins von einer Witſchweſi genannten Urbevölkerung Unjoros ein Mißverſtändnis iſt. Batſchweſi (Watſchweſi, Witſchweſi) ſind in Unjoro die alten Bahima- oder Bahindaherrſcher, deren Geiſtern noch jetzt göttliche Verehrung gezollt wird: Wamara, Mugaſcha, Kiſiba u. a. m. Darum bedeutet dort Batſchweſi ſoviel wie Manen. Dieſelbe Erklärung gibt auch H. H. Johnſton: Batſchweſi ſei ein Synonym für die alten Bahimaeindringlinge Unjoros und für die Ahnengeiſter der Häuptlinge jener Eroberer; nach letzteren ſeien aber auch die Prieſter, die den Kultus dieſer Geiſter leiten und ſich im Kult mit den Geiſtern identifizieren, Batſchweſi genannt, und hiervon iſt wohl der Name auf die Zauberer und Medizinmänner der Bahimaländer des Zwiſchenſeengebietes übergegangen und hat ſich bis nach Unjamweſi ausgebreitet. Bemerkenswert iſt, daß die Bahima Ankoles noch heute in Unjoro Batſchweſi genannt werden (Nr. 17, Bd. II, S. 588/9, 592, 594). Die Urbevölkerung Unjoros und des ganzen Zwiſchenſeengebietes ſind vielmehr die Batwa und die Bantuſtämme (z. B. die Bakonjo und Baſita), die mit den Waldnegern des Oſtkongolandes ſehr viel Gemeinſames haben. Zu dieſen kamen als eine der älteſten Einwanderungen die Bahimaſtämme der Batuſſi. Die Zeit dieſer Einwanderung iſt unbekannt, aber jedenfalls liegt ſie viel weiter zurück als die Tradition der gegenwärtigen Bahimaſtaaten, und zweifellos kamen die Eindringlinge aus Nordoſten und verbreiteten ſich über Uganda, Unjoro, Toro, Ankole uſw., wo ſie überall die eingeborenen Bantu unterwarfen und ihnen viel von ihrem Blut mitteilten, während ſich ihre eigenen Stämme rein von Bantublut hielten. In Uganda dürften ſie im Anfang unſeres Jahrtauſends eingefallen ſein. Mehrere Jahrhunderte lang haben ſie in Uganda geherrſcht, als aus Norden eine neue Völkerwoge eindrang und vom Land Beſitz ergriff; es waren die nilotiſchen Madiſtämme der Baganda, deren Ankunft etwa auf den

Anfang des 15. Jahrhunderts angeſetzt werden kann, da ſeitdem 22 Herrſchergeſchlechter gezählt werden (Nr. 48, S. 49). In Unjoro aber ereignete ſich vor 18 Generationen, alſo um die Mitte des 16. Jahrhunderts, ein neuer Völkereinbruch aus Oſten, aus Bukedi vom Tſchogaſee her, und auch da waren es diesmal nicht Bahima, nicht Hamiten, ſondern Schuli oder Atſchuli; ſie nannten ſich Babito oder Wawitu (die mit Mwitu, Mombaſſa, gar nichts zu tun haben). Ihre von Emin auf die Witſchweſi zurückgeführte Sitte des Ausbrechens der untern vier Vorderzähne iſt Schuliſitte und im Unjoroſprachgebiet nur auf die Einflußſphäre der Babito (Wawitu) beſchränkt. Nur die aus Bantu, Hamiten und Nilnegern gemiſchte Hauptraſſe Unjoros, die große Maſſe der Banjoro, pflegt dieſe Sitte (Nr. 17, Bd. II, S. 581); ſüdlich von Unjoro kommt ſie nicht vor. Eine andere Woge dieſes Schuliwanderſtromes iſt auf der Oſtſeite des Victoriaſees nach Süden vorgedrungen, wo ihm die heutigen Wakawirondo und Wagaia angehören.

Die beiden Invaſionen nilotiſcher Stämme in Uganda (Baganda-Madi) und in Unjoro (Babito-Schuli) haben die dort eingeſeſſenen Bahimadynaſtien (Batſchweſi) beſeitigt. In Uganda wurden damit alle Bahima ihrer Privilegien beraubt, ſo daß ſie dort heute nur einfache Hirten ſind, während in Unjoro die Bahima eine bevorzugte Stellung als Adelskaſte beibehielten (Nr. 17, Bd. II, S. 592). Die neuen, nilotiſchen Herrſchergeſchlechter haben ſich aber vielfach mit den zurückgebliebenen Bahima vermiſcht, ſo daß in den jetzigen dortigen Fürſtengeſchlechtern viele Bahimageſtalten, die aber meiſt ganz dunkelhäutig ſind, erſcheinen. Das jetzige Fürſtengeſchlecht Unjoros, die Bakama, geht zurück auf den Babitofürſten Lukedi, d. h. den Mann aus Bukedi, dem Land der Nackten und Schwarzhäutigen (Schuli), der noch elf Nachfolger gehabt hat, worunter zuletzt der in der Entdeckungsgeſchichte viel genannte Kabarega (Nr. 17, Bd. II, S. 596/7). Da der Einfall der Babito in Unjoro, die Auswanderung der Batſchweſi aus Unjoro und die Gründung der Bahindadynaſtien in Ankole, Karagwe, Kiſiba, Uſindja zeitlich zuſammenfallen, und da die Tradition der Bahinda auf Unjoro zurückgeht, ſo kann man wohl annehmen, daß die ausgewanderten Batſchweſi und die Gründer der Bahindadynaſtien identiſch ſind (Nr. 48, S. 50—66).

Das Fazit dieſer Erörterungen iſt alſo dies, daß die Witſchweſi (Batſchweſi) nicht die Bantu-Urbevölkerung Unjoros ſind, ſondern die Herrſchergeſchlechter der erſten Bahimaeinwanderung in Unjoro, und daß die Wawitu (Babito) nicht die erſten in Unjoro erobernd eingedrungenen Bahimanomaden, ſondern die, lange nach den letzteren, Unjoro unterwerfenden Nilotenſtämme ſind; ebenſo die Baganda in Uganda. Ich ſchließe mich dieſer wohlbegründeten Anſicht Czekanowskis an.

Wir haben alſo nun anzunehmen, daß die Bahima-Hirtenſtämme ſich auf ihrer großen Nordſüdwanderung allmählich von Unjoro über weite Grashochländer des weſtlichen Zwiſchenſeegebietes verbreitet haben, wo ſie den Namen Batuſſi tragen, und daß ſchließlich die in Unjoro zurückgebliebenen Bahimageſchlechter der Batſchweſi durch einfallende Nilotenſtämme (Babito, Wawitu) aus der Herrſchaft verjagt und zum Teil nach Süden gedrängt wurden, wo ſie unter dem Namen Bahinda (nach ihrem Stammherrn Ruhinda oder Muhinda) neue Dynaſtien im öſtlichen Zwiſchenſeegebiet gegründet haben.

Je weiter nach Süden, deſto geringer wird die Zahl der Bahima im Verhältnis zu den von ihnen beherrſchten Bantu, deſto reiner aber finden wir die Bahimaraſſe, deren Körperbeſchaffenheit im 1. Kapitel (S. 8) kurz ſkizziert iſt, erhalten. In Mpororó, wo ſie zahlreicher als die dortigen Bantu ſind, haben ſie ziemlich ſtarke nilotiſche Beimiſchung; in Ruanda, wo ſie ſehr in der Minderzahl ſind, wenig, in Urundi und Uha gar keine. Nach Czekanowskis Meſſungen wächſt der Schädelindex von Norden nach Süden immer mehr. Die ſüdlichſten Bahima, alſo die Batuſſi in Urundi, Uha, Udjidji uſw., ſind Glieder der reinſten, älteſten Bahimageſchlechter, aber wahrſcheinlich erſt beträchtlich ſpäter ins Land gekommen als die Bahima Ankoles, Mpororós und Ruandas in das ihrige (S. 160). Schon nach den erſten Berichten des Grafen Götzen über die Batuſſi Ruandas hat Schweinfurth den richtigen Gedanken ausgeſprochen, daß dieſe ſüdlichſten Bahima den „älteſten und urſprünglichſten Zuſtand der Raſſe darſtellen, und daß die anderwärts in Afrika durch Iſolierung des Typus bedingte Reinhaltung des Typus hier durch die Steigerung der ethniſchen Gegenſätze bedingt worden iſt, dem Verhalten von Öl und Waſſer gleich" (Verhandl. d. 7. Intern. Geogr. Kongr. Berlin 1899, Bd. I, S. 192).

Seit ihrem erſten Erſcheinen im nördlichen Zwiſchenſeengebiet ſind die Bahima immer weiter nach Süden vorgedrungen und haben ſich bis in die Gegenwart auch über die Grenzen des Zwiſchenſeengebietes hinaus nach Weſten (Oſtkongoland), nach Süden (Unjamweſi und Tanganika-Randgebirge) und Südoſten (Uſſukuma) vorgeſchoben. Auf dem ſüdöſtlichen Randhochland des Tanganika beherrſcht eine vor vielen Jahren aus Norden eingewanderte reinraſſige Bahimafamilie die große Landſchaft Ufipa (Nr. 11, S. 321).

Nach Biſchof Lechaptois haben dieſe ſüdlichen Bahima die Tradition bewahrt, daß ihre Vorfahren vom Norden des Tanganika aus einem unbekannten Lande gekommen ſeien. Sie nannten ſich Watwaki, was wahrſcheinlich der Name ihres Stammes (Clans) ſei. Sie ſeien aus einer ſehr fernen Gegend in großer Zahl ausgewandert, aber viele ſeien unterwegs in verſchiedenen Ländern ſitzen geblieben. Nur drei Weiber ſeien ſchließlich bis nach Urungu und von dort nach Überſchreitung der Berge bis nach Ufipa vorgedrungen, wo ſie ſich durch Klugheit, Zauberei (Muſimu) und Tücke in den Beſitz der Oberherrſchaft geſetzt haben. Sie wählten ſich Ehemänner aus dem Stamm der Wanyika, aber ihre Kinder blieben Watwaki (Matriarchat!), und fortan hielten die Watwaki ihre Raſſe rein von fremdem Blut, indem ſie nur unter ſich heirateten und ſelbſt Ehen zwiſchen Brüdern und Schweſtern geſtatteten. (Nr. 47, S. 44—50.)

Dieſe Überlieferung läßt erkennen, daß die Bahimaeinwanderung nach dem ſüdöſtlichen Tanganika ohne kriegeriſche Eroberung ſtattgefunden hat und daß die durch ihre geiſtige Überlegenheit zur Herrſchaft gelangte Sippe durch ſtrenge Endogamie die Superiorität ihrer Raſſe bewahrte. Es iſt alſo der nämliche Vorgang, den wir auch von den anderen nach Süden wandernden und ſich die Eingeborenen untertan machenden Bahimageſchlechtern kennen oder vermuten können. Lechaptois zählt in ſeiner Königsliſte von Ufipa 17 Bahimaherrſcher auf und bemißt die Geſamtzeit ihrer Herrſchaft auf etwa 150 Jahre, ſo daß der Beginn ihrer Einwanderung auf ungefähr die Mitte des 18. Jahrhunderts anzuſetzen wäre; er fügt hinzu, daß nicht der Sohn dem Vater in der Königswürde folgt, ſondern der Bruder dem Bruder oder der Neffe dem Oheim. Auch dies alſo ein Kennzeichen des Matriarchates.

Ferner ſei erwähnt, daß H. Johnſton einzelne reinblütige Bahima auch entlang der Weſtküſte des Tanganika, auf dem Njaſſa-Tanganikaplateau und ſogar zwiſchen den Bantu des mittleren Sambeſi ſah (Nr. 17, Bd. II, S. 616). Die Anweſenheit der Bahima unter anderen Stämmen iſt auf den erſten Blick zu erkennen, da ſie ſich in den Gebieten, wo ſie die Herren des Landes ſind (alſo nicht in Unjoro und

Uganda), niemals mit den Bantuvölkern ihrer Umgebung vermiſcht, ſondern ihr Hamitenblut durchaus rein erhalten haben. Wie oft glaubte ich bei ihrem erſten Erſcheinen die hochgewachſenen ſcharfnaſigen Leute von der Galla- oder Somalküſte Nordoſtafrikas vor mir zu haben, die ich von früher kannte, und wie oft wurde ich an die Typen altägyptiſcher hamitiſcher Herrſcher erinnert, wie ſie uns auf den Bildwerken der ägyptiſchen Königs- und Tempelbauten und in manchen Königsmumien des Bulakmuſeums ſo eindrucksvoll entgegentreten.

Unverkennbar ſind die Bahima aber auch durch die wichtigſten Elemente ihres Kulturbeſitzes. Sie ſind Hirtenvölker reinſter Ausprägung und haben überall, wo ſie hingekommen ſind, das Großhornrind mitgebracht, das von den Rinderraſſen der Bantu außerordentlich verſchieden iſt (ſ. S. 41). Auch die nur bei ihnen vorkommende windhundartige Hunderaſſe, die Bienenkorbhütte, die Spiraltechnik ihrer Korbflechterei, die ſog. Schalenzither als Muſikinſtrument u. a. m. ſcheint für ſie charakteriſtiſch zu ſein. Ob ein hamitiſcher Wanderzug — der wohl viel älter geweſen ſein müßte als die, welchen die jetzigen Bahima des Zwiſchenſeengebietes angehörten — wirklich Südafrika erreicht hat, wo die Hottentotten von manchen Ethnographen als ein mit Bantu vermiſchter Hamitenſtamm angeſprochen werden, bedarf noch der näheren Unterſuchung.

Das ausſchließliche Vorhandenſein des großhörnigen Bahimarindes bei den Hottentotten, Herero und Ovambo und die für die Bahima charakteriſtiſche Spiraltechnik der Korbflechterei bei den Ovambo ſprechen ſehr dafür. Hamitiſche Typen ſind unter den Hottentotten nicht ſelten, und bei den weſtlichen Kaffern beobachtete v. Luſchan etwa $^{1}/_{8}$ Proz. Hamitentypen: ſchmales Geſicht, ſchmale Naſen, hohe Naſenrücken, dünnere Lippen, hellere Haut, feineres und weicheres Haar (Anhang II zu Nr. 40, S. 252). Die Schnalzlaute der Hottentotten ſind nach Meinhofs Forſchungen Lehngut von den Buſchmännern, aber die Grammatik der Hottentottenſprache iſt rein hamitiſch.

Bei ihrem erſten Eindringen in das nördliche Zwiſchenſeengebiet werden die Bahima wohl meiſt mit kriegeriſcher Eroberung vorgegangen ſein, wie wahrſcheinlich auch früher in den weiter nordöſtlichen und nördlichen Ländern. Später aber verbreiteten ſie ſich weiter über das Zwiſchenſeengebiet und die angrenzenden Länder wohl meiſt durch friedliches langſames Dazwiſchenſchieben zwiſchen die alteingeſeſſenen Bantu-Ackerbauer; ſo noch jetzt, wogegen auch die deutſche Regierung nichts einzuwenden hat. Von Nordoſten und Norden her erfolgten jedoch im Lauf der Jahrhunderte noch mehrere Bahimainvaſionen in das Zwiſchenſeengebiet nacheinander. Während in Uganda nach der in den erſten Jahrhunderten unſeres Jahrtauſends ſtattgehabten Bahimaeinwanderung die Einwanderung der Baganda um den Anfang des 15. Jahrhunderts und danach die der Babito um die Mitte des 16. Jahrhunderts ſich aus Norden vollzog, und die Baganda und Babito die Herrſchaft der Bahima vernichteten, ſind in den Zwiſchenſeenſtaaten Ruanda, Urundi, Uha die Bahima-Batuſſi die herrſchenden Geſchlechter geblieben, aus denen auch die Könige hervorgingen. In den öſtlichen Ländern des Zwiſchenſeengebietes dagegen haben die Bahima die Herrſchaft den Geſchlechtern der ebenfalls hamitiſchen Bahinda überlaſſen müſſen, die heute allein dieſen Ländern die Könige geben und mit ihren wenigen, aber ſtarken Familien die Herrſchaft ausüben.

Wahrſcheinlich waren die Bahinda ein bevorzugtes Bahimageſchlecht, das urſprünglich in Unjoro ſaß und mit andern Clans Mitte des 16. Jahrhunderts von dort durch die von Nordoſten eindringenden nilotiſchen Babito verdrängt wurde (ſ. oben S. 156). Dieſe verdrängten Bahimageſchlechter Unjoros ſind offenbar nach Süden und Südoſten ausgewichen, denn um dieſelbe Zeit der Babitoinvaſion in Uganda und Unjoro, Mitte des 16. Jahrhunderts, werden in Ankole, Karagwe, Ihángiro, Uſindja neue Dynaſtien von eindringenden Bunjoro-Königsſöhnen gegründet, und der dem Königsgeſchlecht der Bajango angehörende Held Ruhinda oder Muhinda dehnte die Herrſchaft weiter nach Süden und Südweſten aus (Nr. 48, S. 54). Seine Nachkommen, die Bahinda, bilden mit den Bajango denſelben Clan und dürfen deshalb einander nicht heiraten (Oberl. Richter, Der Bezirk Bukoba, Mitt. Deut. Schutzgeb. 1899, S. 69). Die Bahinda ſind alſo höchſtwahrſcheinlich eine jüngere, kleinere, aber kriegeriſche Hamiteninvaſion, ein vornehmes zahlreiches Bahimageſchlecht, das, aus Unjoro verdrängt, ſich neue Herrſchafts- und Weidegebiete im mittlern und ſüdlichen Zwiſchenſeengebiet eroberte und ſich in den Ländern Toro, Ankole, Mpororó, Karagwe, Kiſiba, Oſt-Uſſuwi, Uſindja, wo teilweiſe ſchon die älteren Hamiteneinwanderungen der Bahima-Batuſſi zu Beſitz und Herrſchaft über die einheimiſche Bantubevölkerung gelangt waren, zu deſpotiſchen Königs- und Fürſtengeſchlechtern aufſchwang. Überall, wo Bahinda herrſchen, ziehen ihre Geſchlechter ſcharfe ſoziale Grenzen zwiſchen ſich und der Menge der gewöhnlichen Batuſſi, über denen ſie ſich hoch erhaben dünken, wiewohl ſie jene als blutsverwandte Raſſe, als Adel gegenüber der Plebs der Bahutu und Batwa anerkennen und privilegieren. Nach der Clantabelle Czekanowskis gibt es Bahinda in Unjoro, Toro, Ankole, Mpororó, Kjamtwara, und ſpäter fügt er hinzu: Buhaja, Ihángiro, Karagwe, Oſt-Uſſuwi, Buſindja (Nr. 48, S. 42). In Ankole wird der Königsclan der Abahinda ausdrücklich auf den dortigen erſten Bahimaſtammkönig Ruhinda zurückgeführt (Nr. 27, S. 97, 99).

Aber weder in Ruanda noch in Urundi kommt der Clan der Bahinda vor. Zwar bezeichnet v. d. Burgt die Könige von Urundi als „Wahinda“ und führt als erſten Urundikönig einen Ruhinda an, aber weder kommt dieſer Name je wieder in der ſpäteren Königsliſte vor, noch wiſſen andere Landeskenner etwas von Bahinda in Urundi. Hauptmann v. Langenn-Steinkeller erklärte mir ausdrücklich, daß es in Urundi keine Bahinda gebe, ſondern daß alle Könige dem Geſchlecht der Baganwa oder Abaganwa angehören. Das wird auch von andern Kennern beſtätigt, z. B. Hauptmann Goering (Deutſch. Kol.-Blatt 1911, S. 552), und ſo habe ich es im Land ſelbſt wiederholt von den Eingeborenen gehört. Es ſcheint alſo in dieſem Fall bei v. d. Burgt ein Irrtum vorzuliegen, was ich auch deshalb annehme, weil er ſonſt gar nichts weiter über die Bahinda mitteilt, als daß ſie eine „race dynastique, superbe, noble“ ſeien (Nr. 19, S. 4, 629). Auch ſeine Angabe, daß die Bahinda wie in Urundi ſo auch in Ruanda regieren, trifft nicht zu, denn auch in Ruanda gibt es keine Bahinda, ſondern die dortigen Könige gehören dem edlen Bahimageſchlecht der Banjeginja an. Desgleichen ſchreibt Pater van Thiel, daß der Ruandakönig kein Muhinda, ſondern wahrſcheinlich ein Mutuſſi ſei (Nr. 35, S. 517). Nach einer neuern brieflichen Mitteilung v. d. Burgts an mich iſt „Wahinda“ in Urundi keine ethniſche Bezeichnung, ſondern ein „Ehrenname, der am beſten durch Herrſcher, Beſchützer oder Eroberer wiederzugeben iſt. Auch der Sultan von Uſámbiro, deſſen Dynaſtie ſicher aus Unjoro ſtammt, und ſeine Verwandten nennen ſich Wahinda, die Frauen Wahindakaſi. Die Waganwa Urundis nennen ſich ſelbſt aber nie Wahinda“.

Am wahrſcheinlichſten iſt es mir, daß die Bahinda ihre um die Mitte des 16. Jahrhunderts beginnenden Eroberungszüge niemals bis nach Ruanda, Urundi und Uha ausgedehnt haben. Die Bewohner dieſer, damals wohl ſchon großenteils von älteren Batuſſieinwanderern beſetzten und beherrſchten großen Länder werden den Bahinda zu kriegeriſch geweſen ſein, oder wenn ſie eine Invaſion verſucht haben ſollten, ſind ſie vermutlich mit blutigen Köpfen zurückgeſchlagen worden. Ich halte es daher für ſicher, daß die herrſchenden Geſchlechter Ruandas, Urundis und Uhas reine Bahima der älteren Einwanderung ſind, ebenſo wie die Mehrzahl der dem Königsgeſchlecht nicht angehörenden Batuſſi. Über die Königsgeſchichte wird nachher mehr zu ſagen ſein (S. 163, 180).

Die Ausbreitung der Batuſſi über die großen Hochländer zwiſchen den Seen wird wohl in der Hauptſache ſo vor ſich gegangen ſein, daß die jüngeren Einwanderungen ſich an den bereits feſtgeſetzten älteren vorbeigeſchoben haben und ſo in immer weiter ſüdliche Gebiete vorgedrungen ſind, oder daß die jüngeren Generationen der ſich ſtark vermehrenden Anſäſſigen nicht mehr genug Raum in der Heimat fanden und deshalb in die noch nicht oder wenig von Batuſſi okkupierten ſüdlicheren Länder ſich ausbreiteten. Demzufolge wären alſo die ſüdlichſten Batuſſiſtaaten die jüngſten. Oft wird es aber auch zu blutigen Kämpfen zwiſchen den Altangeſeſſenen und den Neuankömmlingen gekommen ſein, infolge deren dann und wann die Älteren vor den aus Norden eindringenden Jüngeren nach Süden auswichen. Dies nimmt auch v. d. Burgt für Urundi an (briefliche Mitteilung). Dann ſind zwar die ſüdlicheren Anſiedlungen und Staatenbildungen jünger als die nördlichen, aber ihre Menſchen gehören den älteren Einwanderergenerationen des Zwiſchenſeengebietes an (vgl. S. 158). In allen Fällen wird der Grund für alle dieſe Wanderungen der Batuſſihirten der Expanſionstrieb wegen ſtarker Volksvermehrung und damit im Zuſammenhang die Suche nach neuen Weidegebieten für das Vieh geweſen ſein und noch ſein.

Sehr auffallend iſt es, wie ganz anders ſich die Bahima bei ihren Verbreitungen zu den von ihnen unterworfenen alteingeſeſſenen Bantuvölkern verhalten haben als andere erobernde Wanderſtämme Afrikas. Für afrikaniſche Auswanderer im allgemeinen nimmt v. Luſchan an, daß, wenn ſie fortzogen, um ſich unter einem fremden Volk eine neue Heimat zu ſuchen, „es in der Regel ausgeſucht kräftige, vielleicht überwiegend junge Leute ſind. Sie brechen die Brücken hinter ſich ab und befinden ſich im neuen Land den alten Bewohnern gegenüber numeriſch in der Minderheit. Gewöhnlich haben ſie nur wenige oder gar keine Frauen mitgeführt. Infolgedeſſen nähern ſie ſich in ihren körperlichen Eigenſchaften allmählich den neuen Nachbarn an. Die geiſtigen Eigenſchaften werden aber von der neuen Umwelt nicht beeinflußt, ſondern im Kampf derſelben ſiegt immer die beſſere: alſo die beſſere Sprache, die beſſere Religion, die beſſere Schrift uſw. So haben ſich z. B. die hamitiſchen Maſſai körperlich den Oſtſudaneſen und Niloten angeglichen, aber in der Sprache und geiſtigen Kultur ſind ſie hamitiſch geblieben. Anders die Bahima. Dieſe waren von vornherein ſtreng auf Reinhaltung ihres Blutes bedacht und haben faſt niemals einheimiſch Frauen in ihre Sippen aufgenommen (weil ſie ſelbſt genug hamitiſche Weiber aus der Urheimat mitgenommen hatten). Daher hat ſich ihr alter Typus vielfach wunderbar rein erhalten. Viele ſehen wie alte Ägypter aus; als wären alte Pharaonen aus ihren Gräbern auferſtanden. Aber überall haben ſie die Sprache ihrer Bantuuntertanen angenommen. Die alte Sprache ſcheint reſtlos verſchwunden zu ſein.“ (Nr. 40, Anhang II, S. 247 bis 251.)

Auf welchen Zugſtraßen die Einwanderungen der Batuſſi nach Ruanda, Urundi und Uha ſich vollzogen haben, iſt nicht mehr feſtzuſtellen. Sie aus den jetzigen ſtärkſten Anſammlungen von Batuſſi in verſchiedenen Landſchaften rekonſtruieren zu wollen, wie es Czekanowski tut (Nr. 48, S. 123), ſcheint mir gewagt, da die Verteilung der Familien im Lande ſchon ſeit langer Zeit ganz abhängig davon iſt, wie und wo dieſe und jene Familie vom König mit Land belehnt wurde oder wird. Aus dieſem Grunde kann auch die Verteilung und Verbreitung der verſchiedenen Clans im Zwiſchenſeengebiet nur für die Wanderungen von Staat zu Staat, vom Herrſchaftsbereich des einen Königs zu dem des andern Anhalte und Aufſchlüſſe geben, nicht aber für die freiwillige Ausbreitung in einem beſtimmten Staat (Ruanda oder Urundi oder Uha), da innerhalb ſeiner Landesgrenzen der König willkürlich über die Verteilung der Clans reſp. der zu einem Clan gehörenden Familien beſtimmt. Im allgemeinen wird man annehmen können, daß die von Norden nach Süden vordringenden Wanderzüge ſich auf Bahnen bewegt haben, wo ſie die geringſten Widerſtände bei den Menſchen und in der natürlichen Landesbeſchaffenheit fanden, und wo es für ihre Rinderherden, an deren Exiſtenz ſie als reine Hirtenvölker gebunden waren, genug Futter gab. Das werden zuerſt die Landſtriche öſtlich und weſtlich vom mittleren Kagera, alſo das öſtliche, niedere Ruanda, Kiſſaka, Karagwe, Uhimba, Uſſuwi, Ujungu, Nord-Uha geweſen ſein, wo die Einwanderer offenes Land ohne ſchwierige Gebirge, leichte Übergänge über die Flüſſe und allerwärts gute Weide für die Rinderherden fanden. Uha, obwohl weit ſüdlich gelegen, dürfte in dieſem Zug der frühen Bahimawanderungen ſchon mit am erſten von Batuſſi beſetzt worden ſein, weil es eben unſchwer zu erreichen war.

Erſt von dieſer öſtlichen Achſe aus werden die Batuſſi in Nordoſt-Südweſt- und in Oſt-Weſt-Richtung, wie die wenigen Überlieferungen ſagen, ſich in die bergigen, von Bächen und Flüſſen ſtark zerſchnittenen Länder von Hoch-Ruanda und Hoch-Urundi vorgeſchoben haben. Je weiter nach Weſten, um ſo langſamer wird dies gegangen ſein, weil dort noch weite Gebiete vom Urwald beſtanden waren; aber mit ihrem Eindringen wird ſich die Waldrodung durch die unterjochten ackerbauenden Bahutu doppelt ſchnell vollzogen haben, weil nun auch immer größere Weideflächen für die Herden der Eroberer geſchaffen werden mußten. An Stelle des Waldes trat Grasland. Den Endverlauf dieſes Prozeſſes, den Schlußakt des Waldverwüſtungsdramas, ſieht man gegenwärtig auf dem Randgebirge von Weſt-Ruanda und Nordweſt-Urundi ſich abſpielen, wo die letzten Reſte des herrlichen alten Urwaldes in wenigen Jahrzehnten verſchwunden ſein werden, wenn ſie unſere Regierung nicht zu Reſervaten erklärt und die Häuptlinge für den Waldſchutz verantwortlich macht.

Von Zentral-Ruanda aus ſcheint die Expanſion der Batuſſi erſt vor wenigen Generationen nach Nord-Ruanda in das Gebiet der Virungavulkane und ein Stück darüber hinaus gelangt zu ſein, und ebenſo von Weſt-Ruanda und Nordweſt-Urundi aus über den zentralafrikaniſchen Graben weſtwärts in die Grenzregionen der Kongokolonie. Noch im Mbogaland auf der Weſtſeite des Semliki und an mehreren Stellen der Weſtküſte des Albertſees gibt es Bahima (Nr. 17, Bd. II, S. 610); in den graſigen Baleggabergen auf dem Südweſtrand des Albertſees ſind die Häuptlinge Bahima wie die Ariſtokratie in Unjoro und ſeinen ſüdlichen Nachbarländern (Bright, Geogr. Journ. 1909, Bd. 34, S. 140). Aber dieſe Bahimageſchlechter am Albertſee entſtammen nicht der von Ruanda aus nach Norden und Nordweſten vordringenden Völkerwelle, ſondern einer älteren Strömung, die direkt aus Nordoſten und Oſten dorthin gekommen iſt.

In den oben bezeichneten Außenſäumen ihres von Ruanda ausſtrahlenden ſüdlichen Verbreitungsgebietes ſitzen dagegen die Bahima-Batuſſi nur vereinzelt oder in verſtreuten geſchloſſenen Dörfern als Viehzüchter neben der Menge der ackerbauenden Bantubevölkerung (Nr. 22, S. 456) und keineswegs als Herrſcher oder als dominierende Adelskaſte, ſondern eigentlich als geduldete Fremdlinge, von deren Viehzucht die Ackerbauer mancherlei Nutzen haben. Für den Ruandakönig ſind die Grenzgebiete ſeines Reiches ein Gegenſtand beſtändiger Sorge, denn immer iſt die dortige Bantubevölkerung aufſäſſig gegen die Batuſſibeamten (Batwale) des Königs, und Mord und Totſchlag iſt an der Tagesordnung. Sowohl im Norden, im Gebiet der Virungavulkane, beſonders in der Landſchaft Mulera, als auch im Randgebirge des Weſtens ſind die Batuſſi noch dünn geſät und ſteht die Herrſchaft des Ruandakönigs Muſinga noch auf ſchwachen Füßen.

Ähnlich iſt es mit der Batuſſiherrſchaft in den Grenzgebieten Urundis beſtellt. In Nordweſt-Urundi hat ſich der Häuptling Kilima ſeit langen Jahren erfolgreich gegen die Ausbreitung der Batuſſi und gegen die Machtanſprüche des Königs von Urundi, früher Kiſabo, jetzt Mutaga, gewehrt. Kilima ſoll zwar königliches Blut in ſich haben, denn er ſei ein Sohn Kihanamaſangos und damit ein Enkel des Urundikönigs Ntare III., aber ſeine Mutter war eine Bantufrau aus Unjambungu, weſtlich vom Ruſſiſſigraben, und er ſelbſt hat von ihr ganz den Bantutypus geerbt (vgl. unten S. 188 und Taf. 17). Bei der Thronfolge ſeines Onkels Kiſabo nach Unjambungu vertrieben, wuchs er in Bantuanſchauungen und in Bantuhaß gegen die Batuſſi und die Sippe des Urundikönigs auf, ſo daß er, als er erwachſen mit einem ſtarken Banjambungugefolge nach dem heimatlichen Nordweſt-Urundi zurückkehrte, dort im Grenzgebiet bei den Bahutu ſchnell Anhang gewann und in kurzem alle vorhandenen Batuſſi niedermachte, weshalb er den Namen „Batuſſiſchlächter“ bekam. Heute gibt es in ſeinem Land, das ſich vom oberen Akanjaru (Urundi-Ruanda-Grenze) ſüd- und weſtwärts bis über den oberen Ruwuwu erſtreckt, nur noch zwei oder drei Batuſſifamilien, die mit Kilima verſchwägert ſind; alle andern ſind ausgerottet. (Briefliche Mitteilung des Hauptmanns v. Langenn.)

Wie in der für unſere Kenntnis hiſtoriſchen Zeit der Bahimageſchichte, ſo wird ſich wohl auch in den vorausgegangenen Zeiten die Ausbreitung der Bahima im Zwiſchenſeengebiet teils friedlich, teils kriegeriſch vollzogen haben; kriegeriſch wahrſcheinlich immer dann, wenn ein energiſcher Bahimafürſt aus dem Bedürfnis dynaſtiſcher Machterweiterung ſeinen Anhängern und Lehnsleuten neuen Boden zu verſchaffen beſtrebt war. Eine wirkliche planvolle Eroberungspolitik trieben aber erſt die großen, zu abſoluten, deſpotiſchen Herrſchern gewordenen Könige von Ruanda und Urundi.

An der Spitze des Herrſchergeſchlechtes, d. h. des Baganwa-Clans, von Urundi ſteht nach der unten (S. 194) wiedergegebenen Tabelle v. d. Burgts (Tabelle M) der ſagenhafte Ruhinda, ca. 1500 bis 1530. Ihm folgen in ſteter Wiederholung die Königsnamen Ntare (= Löwe), Mweſi (= der Leuchtende, Mond), Mutaga (= der Morgen, aufgehende Sonne), Mwambutſa (= Furt?). Nach Hauptmann v. Langenn iſt die immer gleichbleibende Reihenfolge der Königsnamen: Mutaga, Mwambutſa, Ntare, Mweſi; aber von einem Dynaſtiegründer Ruhinda in Urundi weiß v. Langenn nichts. Beide Angaben decken ſich bezüglich der Aufeinanderfolge der Könige, müſſen aber, da ſie innerhalb derſelben mit verſchiedenen Namen beginnen, auch verſchiedene Lebens- und Regierungszeiten der einzelnen Könige annehmen. Für dieſe halte ich mich an v. d. Burgt, da er ſeine Genealogie mit vielen Details zu ſtützen weiß. Die von

Czekanowski für die Bahimaſtaaten Ankole, Kiſiba, Karagwe, Ihángiro, Kjamtwara, Kjanja, Oſt-Uſſuwi, Uſindja aufgeſtellten genealogiſchen Tabellen (Nr. 48, S. 67—70) enthalten für Urundi nichts.

Alle von Czekanowski angeführten Stammbäume der Bahindaherrſcher werden eröffnet von Ruhinda I., worauf in Ankole, Karagwe, Ihángiro, Oſt-Uſſuwi ein Ntare I. folgt. Die Namen Ruhinda und Ntare kommen dann in den Herrſcherliſten von Ankole, Karagwe und Ihángiro noch öfters vor, nicht aber in den andern, in Ankole auch der Name Mutembuſa, der zweifellos mit dem Mwambutſa der Barundi identiſch iſt, wenn er auch ſehr wahrſcheinlich einer anderen Perſönlichkeit angehört (Nr. 27, S. 97); doch ſteht Ruhinda II. an der Spitze der Genealogie all der kleinen Herrſchaften von Uſindja. Wenn nun der v. d. Burgtſche Stammbaum der Urundiherrſcher ebenfalls mit Ruhinda anfängt, deſſen Regierungsbeginn ins Jahr 1500 geſetzt wird, ſpäter aber der Name Ruhinda nicht wieder vorkommt, ſondern nur Ntare, ſo dürfte dieſer Ruhinda-Stammvater, von dem die Urunditradition nichts weiter anzugeben weiß, während die Exiſtenz des Bahindageſchlechts für Urundi entſchieden beſtritten wird, apokryph ſein; vermutlich nur übertragen aus den Genealogien der Mehrzahl der Zwiſchenſeenſtaaten, wo wirklich die Bahindageſchlechter herrſchten und großenteils noch herrſchen (S. 159).

Über die Geſchichte des hiſtoriſchen Ruhinda I., der von Uganda aus allmählich Ankole, Karagwe, Kjamtwara, Ihángiro, Uſindja eroberte und durch Heirat ſeiner Töchter und Söhne auch Oſt-Uſſuwi und Kiſſaka in ſeinen Herrſchaftsbereich zog, hat uns Pater van Thiel eingehend berichtet (Nr. 35, S. 497—520). Daß er ſein Regiment bis nach Urundi ausgedehnt habe, wird nirgends beſtätigt. Dagegen iſt verbürgt, daß Oſt-Urundi (Ujogoma) früher zu dem damals viel mächtigeren Nachbarreich Uha gehört hat, in dem es keine Bahindaherrſcher gegeben hat. Nach Uha flohen gewöhnlich die von den Bahindaherrſchern Uſindjas, Oſt-Uſſuwis und Karagwes beim Thronwechſel gefährdeten und verfolgten Familien der vom Thronerbe Ausgeſchloſſenen und fanden dort bei den Batuſſiherrſchern Schutz. Mehrmals fielen die Baha zugunſten ihrer Schützlinge in das Nachbarland ein und beſiegten die Baſindja, ſo daß die ſpäteren Uhaherrſcher oft Anſprüche auf Uſindja erhoben. Auch vom Urundikönig Ntare (II. oder III.) wird berichtet, daß er, im Kampf gegen die aus Nordoſten eindringenden Wahondogo beſiegt, ſich nach Uha geflüchtet habe, wo er die Tochter des Königs Kihumbi geheiratet habe (ſ. S. 181). Uha war offenbar der Zufluchtsort für diejenigen Bahimafürſten und Bahimagroßen der Nachbarländer, die von ihren Feinden bedrängt waren; es war ein ſtarkes, wahrſcheinlich beträchtlich älteres Bahimareich als die meiſten anderen des Zwiſchenſeegebietes und umfaßte nicht nur im Weſten das ſpäter zu Urundi abgefallene große Ujogoma bis zum Ruwuwu, ſondern auch im Oſten die jetzigen Uſſumbwaſtaaten bis zur Landſchaft Mſalala (Nr. 10, S. 124).

Von der auf den ſagenhaften Ruhinda folgenden erſten und zweiten Dynaſtie Urundis, die nach v. d. Burgts Aufſtellung das 16. und 17. Jahrhundert ausfüllen, iſt wenig mehr als die Namen überliefert. Es ſind in der erſten Dynaſtie 4 Könige: Ntare I., Mweſi I., Mutaga I., Mwambutſa I.; und in der zweiten Dynaſtie dieſelben Namen, denen wir zur chronologiſchen Beſtimmung die Zahl II beifügen. Die erſten Jahrhunderte ſcheinen ganz erfüllt geweſen zu ſein von Fehden und Kämpfen im Innern und von Krieg nach außen; im Innern waren es vor allem die durch Blutroche in Permanenz erklärten Fehden der von alters her ſtraff organiſierten Bahutuclans gegeneinander, ferner die Kämpfe der ſich ausbreitenden Batuſſi gegen die alte Clanorganiſation der Bahutu, die in dem Maß geſchwächt und zerſetzt wurde, in dem ſich die Macht der Batuſſihäuptlinge und die Staatsgewalt des Königtums befeſtigte, und endlich die Kämpfe der erſtarkenden Batuſſihäuptlinge gegeneinander ſowie der Mitglieder der Königsfamilie um die Erbfolge. Namentlich nach dem Tode Ntares I. (ca. 1550) ſoll der innere Erbfolgekrieg blutig und lang geweſen ſein, bis Mweſi II. (Rufuku) obſiegte. Erſt von Ntare III. (ca. 1720—1750) an fließen die geſchichtlichen Quellen reichlicher. Von ihm iſt überliefert, daß er die aus Oſten in Urundi einfallenden Wahondogo (Abahondogo), die rothäutig geweſen ſeien und lange Fellgewänder, Bogen und Speere getragen haben (Nr. 48, S. 288), in mehrjährigem Krieg beſiegt und ſamt ihrem Oberhäuptling Nſoro nordwärts nach Bugeſſera und Kiſſaka verdrängt habe, wo noch heute Nachkommen des Nſoro als gewöhnliche Batuſſi leben. Van der Burgt meint, daß dieſe Abahondogo vielleicht Wataturu geweſen ſeien; ich möchte eher annehmen, daß es ebenfalls eine aus Nordoſten kommende hamitiſche Völkerwoge war, alſo ebenfalls nomadiſche Bahima, auf welche die Angaben der Rothäutigkeit und der Fellkleidung ſchließen laſſen. Einen vornehmen Batuſſiclan der Abahondogo gibt es noch heute in Urundi. Im Anfang waren ihnen die Barundi unterlegen, denn Ntare mußte vor ihnen nach Uha flüchten (ſ. S. 181). Schließlich aber überwältigten die Barundi ihre Feinde nahe beim Königsgehöft Imbuje am Weſtknie des Muvaraſi, und zur Erinnerung an dieſes, das Schickſal Urundis entſcheidende Ereignis ließ Ntare daſelbſt auf dem Berg Iwanga ein Siegesdenkmal in Geſtalt einer ca. 1 km langen Doppelreihe von Steinhaufen errichten, die möglicherweiſe die Gebeine der gefallenen Barundi enthalten (ſ. S. 182).

Auf dieſe Ereigniſſe ſcheinen längere Kämpfe mit Uha um deſſen große Weſtprovinz Ujogoma gefolgt zu ſein, die mit der Einverleibung Ujogomas in das Urundireich endeten. Der Eroberer dürfte Ntare IV. (1830—1860) geweſen ſein, der dort ſeinen Sohn Ruaſſa als Statthalter einſetzte. Vorausgegangen war ein Krieg gegen die mächtig aufſtrebende Dynaſtie der Ruandaherrſcher, deren Einfall der Urundikönig Mutaga III. (1780—1800) zurückſchlug, wobei er aber ſelbſt fiel. Seitdem iſt der Akanjarufluß die von beiden Seiten reſpektierte Grenze. Uha jedoch verſuchte unter ſeinem König Nkanſa, Ende der 70er oder Anfang der 80er Jahre, das verlorene Ujogoma wiederzugewinnen. Nkanſa rief den kriegeriſchen Urambohäuptling Mirambo zu Hilfe, aber auch dieſer wurde von den Barundi am Muroleberg in Ujogoma in ſchwerer Niederlage geſchlagen (1884). Und nicht beſſer erging es den von Mirambo unterſtützten Watuta, jenem nördlichen Zweig der Suluſtämme, die, von Mitte des 19. Jahrhunderts an vom Njaſſaſee aus mit ihren Viehherden auf den graſigen Hochländern des öſtlichen Tanganikarandes nordwärts ziehend, alle Widerſtände niederwarfen, die durchzogenen Länder ausplünderten und bis nach Uſindja am Victoriaſee vordrangen. Von Ugomba aus, wo ſie ſich nach Übereinkunft mit Mirambo feſtgeſetzt hatten, dehnten ſie ihre Raubzüge in die umliegenden Länder aus und machten unter anderm einen heftigen Vorſtoß durch Uha nach Südoſt-Urundi, wurden aber vom Barundikönig Mweſi IV. (Kiſabo) am oberen Mlagaraſſi zu Paaren getrieben (1885), ſo daß ſie ſich nie wieder in Urundi ſehen ließen. Aber erſt 1895 wurden ſie von der deutſchen Schutztruppe dauernd zur Ruhe gebracht und ihre Reſte im Buſchwald von Runſebbe (Uſſumbwa) angeſiedelt, wo ſie jetzt, wie ich 1911 ſah, friedliche Viehzüchter und Ackerbauer geworden ſind.

Mweſi IV., mit dem Beinamen Kiſabo (1860—1908), der Vater des jetzigen Urundikönigs Mutaga IV., iſt der erſte Urundiherrſcher, von dem wir aus unſerer Kolonialgeſchichte Genaueres wiſſen. In ſeine halbhundertjährige Regierungszeit fallen heftige innere Kämpfe gegen aufſäſſige Unterhäuptlinge und gegen falſche „Mweſi“, Kronprätendenten, die ihm mit ſtarkem Anhang den „Thron“ ſtreitig machten. Namentlich Buguſi, im äußerſten Nordoſten des Urundireiches, war ſtets ein Herd revolutionärer, gegen den Mweſi gerichteter Bewegungen, und noch heute ſind die Häuptlinge von Buguſi unabhängig vom König, und dieſe Selbſtändigkeit iſt auch von unſerem Reſidenten anerkannt worden (ſ. S. 170). Außerdem hat ſich Kiſabo mehrere Male im Norden an der Grenze von Bugeſſera und am Akanjaru der eindringenden Ruandakrieger erwehren müſſen; teils hat er ſelbſt wiederholt die ſüdlichen Grenzländer Ruandas bekriegt. Die jetzige Ruandadynaſtie des Muſinga mißtraut daher den Barundiherrſchern, mit denen ſie immer in Feindſchaft geſtanden hat, ſehr und begünſtigt deshalb im ſtillen den im Nordweſten Urundis ſitzenden Häuptling Kilima (S. 162), der ſich von Kiſabo und ſeinem Nachfolger unabhängig zu erhalten gewußt hat. Im Volk von Süd-Ruanda aber lebt der Glaube, daß eines Tages ein großer König aus Urundi in Ruanda einbrechen und das Land erobern werde. Auch mit dem Häuptling Kaſſuſſura von Uſſuwi, der ſeine Herrſchaft weſtwärts bis an den Ruwuwu ausgedehnt und ſich das nördliche Ujogoma tributpflichtig gemacht hatte, hatte Kiſabo eine Reihe von Kämpfen, die aber zuungunſten Urundis ausgingen.

Mit viel gefährlicheren Feinden hatte es Kiſabo jedoch mehrmals an der Weſtgrenze Urundis zu tun: mit den Arabern. Von Udjidji aus, wo ſich der berüchtigte Sklavenhändler Rumaliſa feſtgeſetzt hatte, drangen die mit Feuerwaffen ausgerüſteten Banden der Wangwana zum Nordende des Tanganika vor und fielen von dort in das nordweſtliche Urundi ein, um Sklaven zu rauben. Die Grauſamkeit ihrer Kriegführung verbreitete lähmendes Entſetzen in der ganzen Grenzbevölkerung. Als ſie ſich aber weiter ins Land wagten, ſtellte ihnen Kiſabo einen Hinterhalt und rieb ſie 1885/86 in mehreren überraſchenden Überfällen faſt ganz auf; einmal am mittleren Ruſſiſſi, das andre Mal bei Kibira, weſtlich vom Königsſitz Muwukuje. Der Eindruck auf die Araber war ſo tief, daß ſie ſich nie wieder an die Barundi wagten.

2. Kolonialpolitiſches.

Anfang der 90er Jahre endlich beginnt Urundi in das Licht unſerer Kolonialgeſchichte einzutreten. Zuerſt friedlich. Nachdem Burton und Speke bereits 1858 mit den weſtlichen Grenzbarundi in Berührung gekommen waren, Livingſtone und Stanley 1871, letzterer allein wieder 1876 die Küſtenbarundi des Tanganika kennengelernt hatte, und vom Beginn der 80er Jahre an die katholiſchen Weißen Väter verſchiedene verunglückte Verſuche zur Gründung von Miſſionsſtationen an der weſtlichen Urundigrenze gemacht hatten, führte Oskar Baumann im Herbſt 1892 als erſter Europäer einen Zug durch das nördliche Urundi von Oſten nach Weſten aus, um es geographiſch zu erforſchen (ſ. S. 1). Die freundliche Aufnahme, die er namentlich bei der großen Menge der Bahutu fand, weil dieſe in ihm einen langerſehnten Befreier vom Joch der Batuſſi zu ſehen glaubten — Baumann ſelbſt verkannte das Motiv —, veranlaßte die katholiſchen Miſſionare, von neuem die Errichtung von Miſſionsſtationen in Urundi zu verſuchen, und diesmal waren ſie erfolgreicher. In den Jahren 1896—99 durchzogen ſie das Land in vielen Richtungen und gründeten 1896 die Stationen Uſumbura (ſpäter nach Marienheim verlegt), Mujaga und Mugera, die heute ihre Hauptſtützpunkte ſind, ferner 1902 Marienheim, 1905 Marienſeen, 1910 Bweru, 1912 Buhoro. Vor allem hat ſich dabei der Pater van der Burgt, der nun in Europa lebende Neſtor der Urundimiſſion und gründlichſte Kenner der Barundi, auch durch die geographiſche Erforſchung des Landes verdient gemacht. Auch aus ſpäteren Jahren verdanken wir v. d. Burgt viele wichtige Aufſchlüſſe über Urundi und ſein Volk. Gleichzeitig mit der Feſtſetzung der Miſſion begannen die friedlichen Orientierungsreiſen unſerer Schutztruppenoffiziere, wobei es freilich ſchon zu vereinzelten kleinen Plänkeleien mit Batuſſihäuptlingen kam: 1895/96 reiſten in Urundi Ramſay, v. Trotha; 1897 Ramſay, Langheld, Fonck; 1898 Kandt, Bethe.

Dieſes Vorgehen der Europäer in dem bis dahin gänzlich gegen äußere Einflüſſe abgeſchloſſenen Urundireich hatte den Batuſſihäuptlingen und dem alten König Kiſabo bald die eigentlichen Abſichten der Deutſchen klargemacht; ſie erkannten die Gefahr, die ihrer autokratiſchen Unabhängigkeit durch eine allmähliche deutſche Beſetzung drohte. Daher machten ſie im Mai 1899 einen offenen Angriff auf die im Zentrum des Landes befindliche Expedition Bethe, wurden jedoch von dieſer geſchlagen und gründlich beſtraft (Deutſch. Kol.-Blatt 1899, S. 6—12). Die Feindſeligkeiten ſetzten ſich aber in den nächſten Jahren gegen die ins Land kommenden Expeditionen der Schutztruppenoffiziere fort, und wer von den Barundi es mit den Deutſchen hielt, wurde vom König Kiſabo getötet, ſeine Habe geraubt, ſein Hof niedergebrannt. Auch die Lage der Miſſionen wurde kritiſch. Da entſchloß ſich das Gouvernement im Frühjahr 1903, einen entſcheidenden Schlag gegen Kiſabo zu führen. Von Uſumbura aus drang ein ſtarkes Kontingent der Schutztruppe unter Hauptmann v. Beringe in Weſturundi ein, ſchlug, mit Unterſtützung des dem König feindlichen Häuptlings Kilima, Kiſabos Anhänger in mehreren Gefechten, überrumpelte ſchließlich Kiſabos Lager am Kihonboberg und zerſprengte ſeine Kriegerſchar vollſtändig. Der König ſelbſt entkam, ſtellte ſich aber bald in Ikiganda zu Verhandlungen, die damit abſchloſſen, daß er ſich der deutſchen Oberhoheit unterwarf, Geiſeln ſtellte, ſich zu regelmäßigen Leiſtungen verpflichtete und dafür vom Gouvernement als Oberkönig über ganz Urundi anerkannt wurde (Nr. 21, S. 6—12).

Die Anerkennung Kiſabos als Oberkönig von Urundi nach ſeiner Unterwerfung erſchien dem damaligen Reſidenten Urundis, dem Hauptmann Werner von Grawert, als eine politiſche Notwendigkeit. Solange dem Reſidenten nur eine kleine Schutztruppenmacht zu Gebote ſtand, war es unmöglich, das große Urundireich, das die ſchärfſten, einander widerſtrebenden Gegenſätze von Königtum und halb oder ganz unabhängigen Batuſſihäuptlingſchaften, von dominierender, numeriſch geringer Batuſſiraſſe und unterworfener Bahutumaſſe in ſich barg, auch nur einigermaßen zu beherrſchen; es war um ſo weniger möglich, als die in Uſumbura ihren Sitz habende Reſidentur bis 1908 auch noch das große Ruanda mit umfaßte. Deshalb glaubte man, am beſten zu verfahren, wenn man die Verhältniſſe Urundis möglichſt denen von Ruanda nachahmte, wo es der Reſident nur mit einem angeſtammten Oberhaupt zu tun hatte. In Ruanda haben es die Vorfahren des jetzigen Muſinga, nanämlich ſein Vater Luabugiri, verſtanden, mit Gewalt und Klugheit ſich die übrigen, früher ſelbſtändigen Häuptlinge im jetzigen Ruandareich botmäßig zu machen und das Ganze zu einem feſtgefügten Lehnsſtaat mit despotiſch-monarchiſcher Spitze zuſammenzuſchmieden. Daher konnte in Ruanda der Reſident (als welcher ſeit der 1908 errichteten ſelbſtändigen Ruandareſidentur Dr. Kandt amtiert) ſeine politiſchen Ziele, die hauptſächlich in der Anbahnung einer geordneten Verwaltung und in der Hebung des Handels und Verkehrs beſtehen, dadurch verfolgen, daß er in kluger diplomatiſcher Behandlung auf die Perſon des Königs ſelbſt einzuwirken ſucht, aber andern gegenüber die Autorität des Königs durch das eigene Anſehen des Europäers und deutſchen Oberbeamten ſtärkt; er ſpielt viel mehr die Rolle eines dem König attachierten Geſandten oder Botſchafters einer befreundeten Großmacht als die eines fordernden oder vorſchreibenden Verwaltungsbeamten. Das iſt ja auch der Charakter der „Reſidenten“ in den engliſchen und den holländiſch-indiſchen Kolonien. Dieſe Einrichtung ſetzt natürlich voraus, daß der König den Vorteil, der ihm durch die Anweſenheit und die Beratung des Reſidenten erwächſt, erkennt und ſich nicht ablehnend gegen die Ratſchläge und Wünſche desſelben verhält.

Urundi war unter den Vorgängern Kiſabos und unter Kiſabo ſelbſt noch lange nicht zu der einheitlichen ſtaatlichen Entwicklung fortgeſchritten wie Ruanda. Das Königtum hatte ſich noch lange nicht eine ſo weit überragende Stellung und Gewalt gegenüber allen Vaſallenhäuptlingen des Landes geſchaffen wie in Ruanda, obgleich gerade Kiſabo mit großer Energie und viel Erfolg ein langes kriegsreiches Leben darauf verwendet hatte. In dieſer politiſchen Zerſplitterung konnte der Reſident von Urundi nur dann auf das Ganze wirken und maßgebenden Einfluß zu gewinnen hoffen, wenn er, wie in Ruanda, nur mit einem Herrſcher in dem großen Land zu verhandeln hatte und durch die Unterſtützung dieſes einen gegen die übrigen Häuptlinge die Oberherrſchaft des Königs erweiterte und befeſtigte.

Demgemäß erkannte damals der Reſident v. Grawert den König Kiſabo, deſſen Vorfahren bereits ſeit vier Jahrhunderten die Alleinherrſchaft über Urundi angeſtrebt hatten, als Oberkönig des Urundireiches an, nachdem er ihn mit Waffengewalt dem Willen des Reſidenten gefügig gemacht hatte. Kiſabo ſiedelte ſich in der Landſchaft Kjuß bei Kiganda, zwei Tage öſtlich von Uſumbura, unter der Aufſicht eines Militärpoſtens an, während der Reſident ſeinen Sitz in der am Tanganikaſee und damit am großen Verkehrsweg gelegenen Militärſtation Uſumbura beibehielt.

Kiſabo war zweifellos einer der bedeutendſten Herrſcher in der Geſchichte der Warundi nicht nur, ſondern Oſt- und Zentralafrikas überhaupt (Taf. 13). Wenn ihm auch zu der geſchichtlichen Größe eines Mirambo, eines Mteſa, eines Luabugiri oder Muſinga der feurige kriegeriſche Geiſt und der machtvolle, immer weitere Ziele umſpannende, vor keiner Gewalttat zurückſchreckende Wille fehlte, ſo ſtand er ihnen doch an Intelligenz, diplomatiſcher Klugheit, ſchneller Entſchloſſenheit und zäher Ausdauer nur wenig nach, und er übertraf ſie vielleicht noch an Verſchlagenheit und Liſt. Wenn er der großen inneren Schwierigkeiten, die ihm namentlich ſeine ſtammverwandten Vaſallenfürſten bereiteten, nicht völlig Herr wurde, ſo lag es wohl vor allem daran, daß er in dieſen Kämpfen nicht den höchſten Einſatz, ſeine und der Seinen ganze Exiſtenz, wagte. Als er 1908 60jährig, alſo ſehr hoch betagt für einen Neger, ſtarb, hatten ihn die Stürme des Lebens arg mitgenommen. In ſeiner Jugend hatte er, angeblich beim Spiel, ein Auge verloren und ſpäter auf einem ſeiner vielen Kriegszüge ein lahmes Bein davongetragen, ſo daß er in den ſpäteren Jahren ſich nur ſchwer bewegen konnte. Seine äußere Erſcheinung war nichts weniger als königlich, um ſo weniger, als er ſich wie jeder gemeine Murundi nur mit einem Umhang aus Rindenſtoff ohne beſondere Abzeichen kleidete. Vorzüglich hat er es verſtanden, ſich mit einem myſtiſchen Schleier des Unbekannten zu umgeben, teils um ſein halbgöttliches Anſehen bei den ungemein abergläubiſchen Eingeborenen zu erhöhen, teils um ſich vor der Annäherung Fremder möglichſt zu ſchützen.

Als Kiſabo von unſerer Schutztruppe 1903 überwunden worden war, ſchrieb der in Urundi miſſionierende Pater Sweens über ihn: „Kiſabo führt ſchon ſeit 40 Jahren das Regiment. Seine Regierung iſt bis in die jüngſte Zeit bezeichnet durch Kriege, Räubereien und Brandſchatzungen. Der Karawanenweg durch ſein Gebiet war ſehr unſicher. Seit Jahren hat kein Europäer den merkwürdigen Landesvater ausfindig machen können, weder Offiziere noch Reiſende, noch auch die Miſſionare. Keiner ſeiner Untertanen wollte den Aufenthaltsort des Königs verraten; jedenfalls hatten die wenigſten gewöhnlichen Sterblichen Kiſabos Angeſicht geſchaut. So wußte dieſer ſeinen Verbleib völlig verborgen zu halten, und ein ganzes Gewebe von Legenden umhüllte den unſichtbaren Herrſcher. Da noch kein Europäer ihn zu Geſicht bekommen hatte, begannen wir ſchon zu glauben, er exiſtiere überhaupt nicht, und manche ſprachen bereits vom „ſagenhaften Kiſabo". Indeſſen zeugte alles, was in ſeinem Namen geſchah, von einer Verſchlagenheit, die auf einen raffinierten Böſewicht ſchließen ließ; es wurde eine Schandtat nach der andern begangen, und es war hohe Zeit, daß dem Unweſen ein Ende geſetzt wurde. Hauptmann von Beringe raſtete nicht, bis er den gefürchteten Deſpoten, in deſſen Namen und Auftrag alles geſchah, lebendig in ſeinen Händen hatte ... So konnte denn das Land endlich zu Atem kommen. Jetzt iſt, ſo hoffen wir, der Stolz der herrſchenden Watuſſi gründlich gedemütigt. Die Wahutu, die die urſprüngliche Bevölkerung Urundis bilden, haben noch mehr Grund, ihren Befreiern dankbar zu ſein, als alle anderen. Es läßt ſich nicht beſchreiben, wie ihre Unterdrücker ſie bislang niedergehalten haben ...

„Kiſabo iſt wenig fürſtlich gekleidet. Ein Stück Baumrinde, das ſo lange geklopft worden iſt, bis man es biegen und falten kann, und ſtellenweiſe in eine Art Franſen ausläuft, bildet ſeinen Königsſtaat, den er nach Art einer römiſchen Toga um die Schultern wirft. Über die rechte Achſel fällt eine lange Quaſte aus feinem Graſe herab, und das königliche Gewand iſt über und über mit oben befeſtigten, loſe herabfallenden Bindfäden verziert. Mitten auf dem Kopf prangt ein kleines Büſchel Haare; der übrige Teil des Schädels iſt kahl. Gerade über dem Puls trägt Kiſabo ein doppeltes Armband aus feinem Elfenbein, ein dickes und ein dünneres; beide werden mittels eines Stückes Kupferdraht, das um den Unterarm gewunden iſt, wie mit einer Feder in dieſer Höhe feſtgehalten. Dieſe ganze Ausſtattung nebſt der unvermeidlichen Lanze bildet die Nationaltracht der Warundi ...

„Wenn der König reiſt, wird er auf ſeinem höchſt einfachen Tragſeſſel getragen. Dieſer iſt aus einigen Balken zuſammengezimmert, die durch Querhölzer verbunden ſind; darüber wird ein Schaffell ausgebreitet, auf dem der Herrſcher Platz nimmt. Ein großes Tuch entzieht ſein Antlitz den Blicken der Leute und gewährt Schutz gegen die ſengenden Sonnenſtrahlen. Seine Leibwache ſind durchweg hochgewachſene Kerle mit entſchloſſenen Zügen, bewaffnet mit Lanzen, Pfeil und Bogen. Sein Gefolge macht einen durchaus kriegeriſchen Eindruck." (Nr. 23, 1904, S. 240ff.)

Die nächſten fünf Jahre nach der Unterwerfung Kiſabos (1903) waren ausgefüllt mit den Bemühungen des Reſidenten, der Oberherrſchaft Kiſabos in ganz Urundi Geltung zu verſchaffen. Aber dieſe Aufgabe war viel ſchwerer, als es anfänglich geſchienen hatte. Einige der bisher ſelbſtändig geweſenen Fürſten und der ſich ziemlich unabhängig gemacht habenden Großbatwale wehrten ſich energiſch gegen die vom deutſchen Reſidenten gebilligten Machtanſprüche des Königs und leiſteten zum Teil ſehr zähen bewaffneten Widerſtand; am zäheſten der vermutlich halbblütige, tatkräftige Häuptling Kilima im nordweſtlichen Grenzgebiet (ſ. S. 162), der ſich von jeher der Ausbreitung der Batuſſi mit grauſamer Gewalttätigkeit entgegengeſtellt hatte (Taf. 17). Wiederholt zog deshalb die Schutztruppe gegen ihn zu Feld und warf ihn ſchließlich nieder; er wurde nach Neu-Langenburg am Njaſſaſee deportiert, wo er einige Jahre unter Militäraufſicht in Verbannung gehalten wurde. In Urundi trat aber keine Ruhe und Ordnung ein. Um die Lage zu verwickeln, geſellten ſich zu den Autoritätskämpfen des Kiſabo noch zahlreiche heftige Fehden der Großbatwale gegeneinander, ſo z. B. des energiſchen Ruſſabiko gegen ſeinen Bruder Muſaſſe in Ujogoma, und blutige Erbſtreitigkeiten innerhalb derſelben Sippe, und nur zu oft zeigte es ſich, daß Kiſabo und die Mitglieder der Königsſippe, die Baganwa, mit der ihnen gewährten Unterſtützung der Reſidentur ſchweren Mißbrauch trieben.

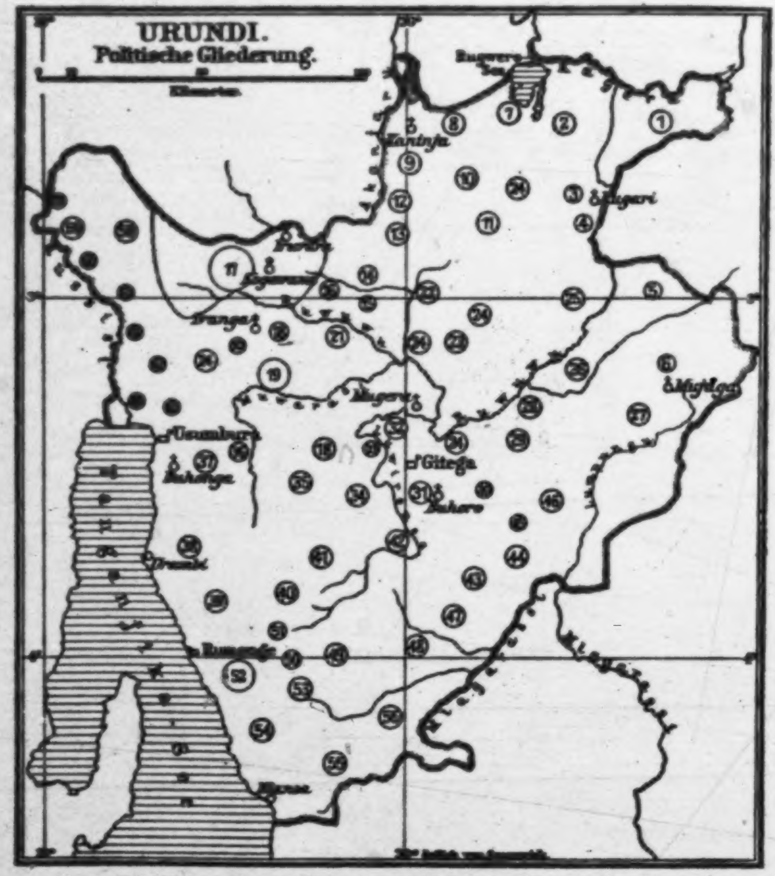
Durch alle dieſe Vorgänge ſchien die „Befriedung“ des Urundireiches noch in weite Ferne geſchoben, als der Reſident v. Grawert ein anderes militäriſches Kommando übernahm und erſt Hauptmann Fonck interimiſtiſch, dann Hauptmann v. Goering definitiv Reſident von Urundi wurde. In dieſer Übergangszeit ſtarb plötzlich im Auguſt 1908 der 63jährige König Kiſabo. Ein ſchnelles Eingreifen des Reſidenten verhinderte, daß das ſonſt bei den Thronwechſeln in Urundi übliche ſchreckliche Interregnum von Mord und Totſchlag unter den an der Erbfolge intereſſierten Königsverwandten eintrat. In kurzem wurde einer der jüngſten Söhne Kiſabos, Mwikidje, den Kiſabo noch vor ſeinem Tod zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hatte, als Mutaga (IV.) zum Umwami oder Mwami, zum König ausgerufen (ſiehe S. 183) und vom Reſidenten beſtätigt. Mutaga war damals ca. 15jährig. Er iſt der älteſte Sohn von Kiſabos Lieblingsfrau Ndirikumútima aus der Sippe der Banjakarama, während der von einer anderen Frau geborene, unter allen 42 Kindern Kiſabos älteſte Sohn den Namen Ntarugera, alias Seruſchanja, führt. Dieſen Seruſchanja und einen andern Sohn Duumwe hatte Kiſabo vor ſeinem Tode zu Vormündern des unmündigen Mutaga und zu Reichsverweſern ernannt. Dieſe beiden und die Mutter des Königs, die nach alter feſtgewurzelter Sitte der Barundi mitregiert und großen Einfluß ausübt, haben nun die Dauer der Vormundſchaft weidlich ausgenützt, um ſich und ihren Angehörigen nebſt Freunden ſo viel Land- und Viehlehen wie nur möglich zuzuſchieben; und wenn ſie ein noch beſetztes Lehen reizte, ſo machten ſie es mit offener oder mit heimlicher Gewalt für ſich ſelbſt frei. Die Unruhe und Unordnung hörte deshalb im ganzen Reich nicht auf.

So ging es aber in Urundi bei jedem Thronwechſel zu, auch wenn der neue König nicht unmündig war und keine Vormundſchaft bis zu ſeiner Großjährigkeit eingeſetzt werden mußte, denn die Landesſitte verbietet es, daß die Mutter des zukünftigen Königs aus demſelben Clan wie die Mutter des bisherigen Königs iſt. Dieſes Geſetz hat urſprünglich wohl den Sinn, daß neben der Königsſippe der Baganwa nicht noch eine der anderen vier, zur Lieferung der Königsmütter privilegierten und darin nacheinander abwechſelnden Batuſſiclans (Banjakarama, Benengwe, Barwanda, Bakumbo) zu hoch emporwachſen ſollte; aber jetzt hat es die Wirkung, daß jedesmal nach dem Tode eines Königs die Sippe der Mutter des neuen Königs ſich mit allen Mitteln Platz an der Sonne zu verſchaffen und die Sippe der vorigen Königsmutter zu verdrängen ſucht. Da nun die Mutter des jetzigen Königs Mutaga, die Ndirikumútima, eine Munjakarama iſt, ſo ſind gegenwärtig die Banjakarama obenauf und ſtreben danach, ſich neben und unter den überall im Land als königliche Statthalter ſitzenden Baganwa, den Prinzen aus königlichem Stamm, in gute Lehnspoſten einzuſchieben und ihre Gefolgsleute unterzubringen. Daß dies alles aber nicht mehr, wie in den bisherigen Jahrhunderten, mit Gewalt und Totſchlag vollführt werde, iſt der energiſche Wille des deutſchen Reſidenten, der alle wichtigen Streitigkeiten vor ſeine richterliche Entſcheidung zwingt. Daher laſſen die Sippengenoſſen des neuen Königs heutzutage an Stelle von Gift und Speer, womit ſie früher ſich Land und Vieh und Macht verſchafften, mehr und mehr die Verleumdung und die falſche Anklage vor Gericht im „großen Schauri" treten; und der Reſident, der in dem Gewirr von familiärer und politiſcher Intrige die richtige Entſcheidung treffen ſoll, muß heute vor allem fragen, ob die Kläger etwa Banjalarama ſind, um zu wiſſen, wie im Grund die Dinge liegen.

Zu dieſen periodiſch mit jeder Königswahl wiederkehrenden ſchweren Streitigkeiten kommen die ewigen Rivalitäten der engeren Familiengruppen der großen Königsſippe, der Baganwa, unter ſich. Faſt von jedem der früheren Könige ſind noch direkte Abkömmlinge am Leben, und ihre Zahl iſt groß, denn jeder König hatte zahlreiche Frauen und von jeder Frau mehrere Kinder; Kiſabo z. B. hatte 42, ſein Vater 28. Im ganzen wird es etwa tauſend ſolcher königlicher Prinzen geben, die als Großbatwale oder Statthalter das ganze Land wie mit einem Netz überziehen. Jede dieſer prinzlichen Familien ſieht in der andern einen Konkurrenten, und obgleich ſie alle der Königsſippe der Baganwa angehören, ſind ſie doch nichts weniger als einig und benutzen jede Gelegenheit, ſich gegenſeitig aus Beſitz und Macht zu verdrängen. Dieſe zahlloſen aus- und gegeneinander ſtrebenden Intereſſen und Kräfte könnte nur ein König von ungewöhnlicher Energie und Umſicht niederhalten und zu gemeinſamem Dienſt zwingen, wie es in Ruanda geſchieht. Aber ein ſolcher Mann iſt Mutaga nicht. Wenn es ſeinem willensſtarken verſchlagenen Vater Kiſabo nicht möglich war, Ordnung im Reich zu ſchaffen trotz der vom Reſidenten geleiſteten Hilfe, ſo vermag es Mutaga noch viel weniger.

In der Erkenntnis dieſer Sachlage änderte die deutſche Regierung ihre Politik in Urundi grundſätzlich. Der Reſident Hauptmann v. Goering verzichtete darauf, ſich auf die Macht des einen Königs zu ſtützen, wie es in Ruanda mit gutem Erfolg geſchieht, und verfuhr fortan nach dem Grundſatz „divide et impera". Dieſer Wechſel in der Orientierung der Politik hat ſich bewährt; ſie wird vom jetzigen (1913) Reſidenten, Hauptmann von Langenn-Steinkeller, energiſch fortgeſetzt. Unſere Regierung hat eine Reihe der Großhäuptlinge, die ſich bisher den Oberherrſchaftsanſprüchen des Königs widerſetzten, als unabhängig anerkannt und kann nun den einen gegen den andern ausſpielen, braucht dem König keine militäriſche Hilfe mehr zu leiſten und vermag den König und ſeine Sippe beſſer im Zaum zu halten als vorher, ohne dazu einer größeren Truppenmacht zu bedürfen, die eben nicht vorhanden iſt. Als ſelbſtändige „Großbatwale" gelten jetzt amtlich: Luſſengo (in Buguſi), Luſſokoſſa (Ruſokoſa), Banſabugabo, Tſchoja, Muhini, Wiſirakuſura, Kilima. Den letzteren, den man aus der Verbannung von Neu-Langenburg zurückgeholt und in ſein Heimatgebiet an der Nordweſtgrenze Urundis mit allen Rechten eines ſelbſtändigen Häuptlings wiedereingeſetzt hat, hat man dadurch zu einem feſten Anhänger der gegenwärtigen deutſchen Regierung gewonnen, der aus eigenſtem Intereſſe den Mwami Mutaga und ſeinen Anhang im Schach halten mithilft. Von den anderen vorgenannten ſelbſtändigen Großbatwale ſind auch Luſſokoſſa und Banſabugabo grimmige Feinde Mutagas, während Luſſengo, Tſchoja und Wiſirakuſura ſich dem Mutaga nicht fügen wollen, weil ſie von dem Mutaga (III.) der vorigen Dynaſtie abſtammen, alſo ſich für gleichwertig dem jetzigen König Mutaga (IV.) halten.

Auf der beigefügten Überſichtskarte von Urundi, die ich der Güte des Reſidenten Hauptmann v. Langenn verdanke, iſt die Verteilung der Gebiete der



Die Sitze der Groß-Batwale und Hauptlehnsleute in Urundi.
Nach den Aufnahmen von Hauptmann v. Langenn-Steinkeller, Oberleutnant Wintgens und andern Offizieren der Schutztruppe.
(Kleiner Kreis mit einfachem Kreuz = katholiſche Miſſion; mit doppeltem Kreuz = evangeliſche Miſſion; Viereck mit Fähnchen = Regierungsſtation.)

Groß-Batwale aus dem Königsgeſchlecht der Baganwa.

1. Luſſengo (Bugeſi)
2. Luſſokoſſa
3. Banſabugabo
4. Lwamba
5. Kiſſu
6. Sanjamwanga
7. Tſchoja
8. Maſhini
9. Wiſſimakaſſara
10. Ntoma
11. Sangamwana
12. Mſagara
13. Biſchinga
14. Sibiſiki
15. Matoſhimago
16. Wangala
17. Kilima mit ſeinem Sohn Kaſſiwami
18. Dumuwe
19. Mutaga
20. Magitaſſi
21. Tſchuri
22. Kabondo
23. Bjirako
24. Ntarugera, alias Seruſchantſa
25. Kanuaga
26. Kanjandaba
27. Kiwaganja
28. Kiwamwjaga
29. Ntamagarra
30. Njamuſſiſſi

Groß-Batwale aus dem Königsgeſchlecht der Baganwa. (Fortſetzung.)

31. Rugema
32. Kaninga
33. Bigenni
34. Ngumidje
35. Karavona
36. Njanama
37. Karavona
38. Muengeſo
39. Ndauſchirua
40. Biladjaguma
41. Bikandagira
42. Maſſangu
43. Tetruje
44. Mſukuri
45. Luamaheki
46. Wiſimana
47. Bitira
48. Kamugwe
49. Kaſchenza
50. Muſſeſſo
51. Sekihimbi
52. Ndugu
53. Binga
54. Hararaue
55. Rukwirwa
56. Ndandi
57. Waſaſſa
58. Matakambwe
59. Katoke
60. Kana
61. Muniamſimba
62. Mtſcherenge
63. Maſſabo
64. Makwaluſo
65. Luaſſamanga

Bemerkung zur Liſte der Groß-Batwale.

Nr. 19 iſt der jetzige König Mutaga IV. Nr. 1, 7, 8, 9, 55 ſind Abkömmlinge des früheren Königs Mutaga II., des Urur-Großvaters von Mutaga IV. Nr. 11, 22, 24, 31, 34, 39 ſind Söhne des vorigen Königs Mweſi Kiſabo, des Vaters von Mutaga IV. Nr. 14, 15, 20, 33, 36, 52, 54 ſind Enkel des Mweſi Kiſabo. Nr. 13, 16, 18, 35, 37 ſind echte Brüder von Mutaga III. Nr. 2, 3, 17 ſind Feinde des Mutaga. Nr. 57—65 ſind Batwale im Ruſſiſſi-Tal und mit der Königsfamilie nicht verwandt.

hauptſächlichen Batwale über ganz Urundi eingetragen. Die Kreiſe bezeichnen die Lage und Begrenzung der Gebiete natürlich nur ſchematiſch, aber die Größe der Kreiſe entſpricht annähernd der Bedeutung ihrer Inhaber. Es erhellt aus dieſem Situationsplan, daß Mutaga mit ſeiner nächſten Verwandtſchaft, d. h. mit ſeinen Brüdern, Stiefbrüdern und Neffen, das mittlere weſtliche Drittel des Landes zwiſchen dem Ruwuwu und dem Luwironſa ſowie das ganze öſtliche Randgebirge des Tanganikaſees innehat. Das ſind die nach Bodenbeſchaffenheit, Bewäſſerung, Klima und Wachstum beſten Teile Urundis. Die entfernter verwandten Mitglieder der Königsſippe und die von ihr abhängigen kleineren Batwale anderer Sippen nehmen die minder wertvollen Landſtriche im Süden und Oſten Urundis ein, während die unabhängigen Häuptlinge im Nordweſten und Nordoſten ſitzen. In den Niederungen des Ruſſiſſitales endlich ſitzen Batwale, die mit der Königsfamilie gar nicht verwandt, aber größtenteils Batuſſi ſind. Auch unter den Groß-Batwale der andern Landſchaften Urundis gibt es einige gewöhnliche Batuſſi und ſogar „geadelte", vom König zu Batuſſi beförderte Bahutu, aber ſie ſind Ausnahmen in der großen Gruppe der Groß-Batwale königlichen Blutes, der Baganwa.

An dieſer Verteilung der faſt ganz der königlichen Baganwaſippe angehörenden Groß-Batwale über das Reich etwas Weſentliches zu ändern, hat die deutſche Regierung weder einen zwingenden Grund noch die nötige Macht. Da der König Mutaga aber ein junger, jetzt (1912) etwa zwanzigjähriger und willensſchwacher Mann iſt, ſteht er ganz unter dem Einfluß einiger ſeiner in der Nähe wohnenden älteren Brüder, die mit ihrem Anhang die eigentlichen Herrſcher Urundis ſind. Daher hält ſich der Reſident mit ſeinen Verwaltungsmaßnahmen nicht an den König, ſondern direkt an die einflußreichſten Groß-Batwale, um die Ordnung im Land aufrechtzuerhalten, und fährt recht gut dabei. Nur die in den entfernten Provinzen Süd- und Südoſt-Urundis ſitzenden Baganwa-Batwale entziehen ſich dem direkten Einfluß des Reſidenten wie der Autorität des ſchwachen Königs und glauben genug zu tun, wenn ſie von Zeit zu Zeit Tribut und Naturalien an den König ſchicken.

Um ſeinen Anordnungen mehr Nachdruck zu geben und den Verkehr mit den Barundi zu erleichtern, hat der Reſident v. Langenn 1912 einen wichtigen Schritt getan. Er hat den Sitz der Regierung, der bisher in Uſumbura an der äußerſten

Weſtgrenze des großen Reiches geweſen war, vier Tagereiſen weit ins Innere verlegt, eine halbe Tagereiſe ſüdlich der Miſſionsſtation Mugera. Der neue Platz heißt Gitega. Er liegt im Herzen von Urundi und bietet die Möglichkeit, von hier aus mit allen Groß-Batwale direkt in Verbindung zu treten und mit dem Truppenkontingent ſchnell zur Hand zu ſein, wenn und wo es nottut. Da von Uſumbura bis Gitega ein guter Weg gebaut iſt, können Europäer die Strecke in drei bis vier Tagen zurücklegen, flinke Poſtboten ſogar in zwei Tagen durchlaufen. Uſumbura am Tanganikaſee wird immer der Stützpunkt und der Verkehrsanſchluß für die Station Gitega bleiben, da es der nächſte, beſte Anlaufeplatz der Dampfer iſt und nun auch mit dem Endpunkt Kigoma der Zentralbahn am Tanganika in ſchneller, regelmäßiger Dampferverbindung ſteht. Nach Oſten wird von Zentral-Urundi aus der Verkehr ſtets ſchwieriger und langwieriger ſein, auch wenn einmal eine Eiſenbahn das Südknie des Kagera erreicht haben ſollte, aber die öſtlichen und nordöſtlichen Landſchaften Urundis werden bald in den Wirkungskreis einer ſolchen Nordbahn einbezogen werden.

Die Lage Gitegas in Urundi hat, rein räumlich betrachtet, viel Ähnlichkeit mit jener der Regierungsſtation Kigali in Ruanda. Auch dort ſitzt der Reſident nahezu in der Mitte des Landes und nicht zu weit vom Wohnplatz des Königs entfernt, auch dort hat er einen ſtarken Stützpunkt (in Bukoba) am großen See und den Anſchluß an den geſicherten durchgehenden Verkehr zu Waſſer und weiterhin zur Bahn.

Die Verlegung der Reſidentur ins Landesinnere hat ſchon mehrere nützliche Folgen gezeitigt. Abgeſehen davon, daß, wie gewöhnlich, mehrere Araber und Inder ihre Kramläden (duka) bei der Station errichtet haben, iſt auch ſchon (1913) eine Niederlaſſung der Internationalen Handelsgeſellſchaft (Sitz Hamburg) in Gitega gegründet worden und haben ſich einige Europäer unter dem Schutz der Boma angeſiedelt. Nahebei iſt nach dem Muſter von Uſumbura ein Markt eingerichtet worden, der von den Barundi zum Austauſch ihrer Produkte ſtark beſucht wird und viel zur Einführung und Verbreitung des Geldverkehrs beiträgt. Auch die Gerichtstage des Reſidenten werden hier im Innern viel eifriger und regelmäßiger von Bahutu, Batuſſi und ſelbſt Baganwa beſucht als im entlegeneren Uſumbura, wo die Bergbewohner obendrein ſehr ungern weilten, weil ſie im Niederungsklima Fieber bekamen. Meiſt ſind es Vieh-, Land- und Erbſchaftsſtreitigkeiten, die der Reſident zu ſchlichten hat, und das Vertrauen zu ſeinen richterlichen Entſcheidungen nimmt ſichtlich zu und feſtigt ſeine Stellung auch in anderer Beziehung. Die Batwale ſtellen gegen Entgelt die nötigen Leute zur Ausführung öffentlicher Arbeiten, wie Straßenbau, Abholzung im Seegebiet für die Sanierung gegen die Schlafkrankheit, und zum Trägerdienſt der Regierungskarawanen. Die Gegenwart des Reſidenten im Innern und die ſtete ſichtliche Bereitſchaft der Schutztruppe wirkt dämpfend auf die Streitluſt der Batwale und auf die Neigung der kleineren und kleinſten Machthaber zu Übergriffen, der ſie früher oft und gerne nachgaben. Sogenannte Wanderpoſten der Schutztruppe, die einmal da, einmal dort ſich für einige Wochen niederlaſſen und einen widerhaarigen Mutwale beſtrafen (meiſt durch Viehwegnahme) oder ſein Tun genau kontrollieren, tragen ebenfalls zur Sicherung bei, wenn ſie von einem verſtändigen deutſchen Unteroffizier geführt werden, was meiſt geſchieht. Den als ſelbſtändig anerkannten Häuptlingen im Nordoſten und Nordweſten iſt der Anlaß zu territorialen Streitigkeiten mit ihren Nachbarn und mit der Partei des Königs genommen, nachdem durch mehrere Expeditionen der Reſidentur die Grenzen ihrer Länder unter Mitwirkung der Beteiligten feſtgelegt worden ſind. Natürlich iſt ihr Verhalten zur Reſidentur von Urundi auch durch die Nähe des in Uſſuwi von der Reſidentur Bukoba errichteten ſtarken Militärpoſtens beeinflußt.

Von den ſelbſtändigen Häuptlingen, wie vom König und ſeinen Batwale aus der Baganwaſippe, verlangt die Reſidentur vorläufig weiter nichts, als daß ſie unter ſich und nach außen hin Frieden halten, ſich den oberſten richterlichen Entſcheidungen des Reſidenten fügen, die durchziehenden Karawanen in Ruhe laſſen, den Karawanen gegen Entgelt Nahrungsmittel liefern, am Wegebau und anderen öffentlichen Arbeiten mitwirken u. dgl. Von Steuerauflagen hat die Regierung in richtiger Erwägung ihrer geringen Machtmittel und des in den meiſten Gebieten Urundis noch gänzlich mangelnden Geldverkehrs bisher Abſtand genommen. Nur im Ort Uſumbura ſind Gewerbeſteuern bei den Händlern eingeführt, während Zölle in unſerm der Kongokolonie zugewandten weſtlichen Grenzgebiet gar nicht erhoben werden. Geringe Steuerleiſtungen, ſeien es Hütten- oder Kopfſteuern, könnten zwar ſchon jetzt im Urundi-Küſtenland des Tanganika und im Ruſſiſſital eingeführt werden, weil hier der Geldverkehr ſchon allgemein iſt; aber der immer noch andauernde, durch die furchtbare Schlafkrankheitsſeuche verurſachte wirtſchaftliche Tiefſtand dieſer Gebiete und ihrer Bevölkerung wird die Regierung wohl noch auf längere Zeit davon abſehen laſſen.

Wenn mit der Feſtſetzung der deutſchen Regierung in Zentral-Urundi ſelbſt und mit der ſeit mehreren Jahren verfolgten Politik der Anfang zur „friedlichen Durchdringung“ und kolonialen Entwicklung Urundis gemacht iſt, ſo ſind dies doch eben nur Anfänge. Bei der Abgelegenheit und Unwegſamkeit des großen Landes und bei dem primitiven Kulturſtand, der geringen Zugänglichkeit, der leichten Erregbarkeit und dem ſtarken Unabhängigkeitsgefühl der Barundi — die viel lebhafteren Geiſtes und viel freiheitlicher geſinnt ſind als die deſpotiſch diſziplinierten Banjaruanda — wird es noch Jahre dauern, bis die Regierung eine wirkliche, wenn auch noch ſo einfache Verwaltung Urundis einrichten kann. Darin deckt ſich meine Meinung mit der aller guten Kenner des Landes. Selbſt nachdem die Zentralbahn vollendet iſt und von dorther der kulturelle Einfluß auf Urundi ſowie unſere Machtentfaltung in Urundi noch viel größer werden wird als jetzt, wird eine weiſe Politik noch auf Jahre hinaus keine tiefgreifenden Änderungen vornehmen. Namentlich wird ſie noch lange Zeit darauf bedacht ſein, mit und durch die Häuptlinge und großen Batwale zu regieren, da dieſe auf alle ihre Hinterſaſſen den entſcheidenden Einfluß haben, obwohl das Verhältnis der Bahutu zu ihren Batwale keineswegs ſo unterwürfig iſt wie in Ruanda. Nicht das muß das Ziel des nächſten Jahrzehntes ſein, die Herrſchaft der Bahima über die Bahutu zu brechen, denn dazu haben wir nicht die nötige Macht, ſondern die herrſchende Klaſſe an unſern Verwaltungsmaßnahmen materiell zu intereſſieren, wie es im Bukobabezirk mit Erfolg geſchieht und in Ruanda beabſichtigt iſt. Es heißt, daß die Regierung beabſichtige, in der Oberleitung Urundis an Stelle der bisherigen Militärs künftig Zivilbeamte zu ſetzen und die Reſidentur in ein Bezirksamt umzuwandeln. Ich würde einen ſolchen Verſuch für außerordentlich verfrüht halten und kann nur üble Folgen davon erwarten. Die Entwicklung in Urundi iſt noch lange nicht ſo weit wie in Ruanda, wo die inneren und äußeren Verhältniſſe die Einrichtung einer organiſierten Zivilverwaltung viel eher erlauben, ſondern bedarf noch ſehr der feſten Hand, der ſchnellen Entſchließung, des ſcharfen Blicks und des kriegeriſchen Anſehens eines an leitender Stelle ſtehenden Soldaten; aber eines erfahrenen, des Landes und des Volkes kundigen Soldaten, deſſen Poſten nicht bloß als ein kurzfriſtiges „Kommando“ betrachtet wird, ſondern als ein Stück Lebensaufgabe.

Zwei Dinge verlangen in der künftigen Verwaltungspolitik Urundis die ſorglichſte Beachtung: die Öffnung des Landes für den Handel und die Arbeiteranwerbung für andere Länder der Kolonie. Dieſe beiden Forderungen werden ſchon lange von vielen und einflußreichen Intereſſenten erhoben, aber beide darf die Regierung nur unter den ſchärfſten Kautelen zugeſtehen, wenn das Land nicht ſchweren Schaden nehmen ſoll. Bis 1908 war das Land für den Außenhandel ganz verſchloſſen, da früher die Könige niemand hereinließen, um fremde Einflüſſe abzuhalten, und dann die deutſche Regierung den Fremdhandel und die Fremdenanſiedlung unterſagte, weil ſie nach den anderwärts gemachten Erfahrungen von der Tätigkeit der Fremden ſtarke Beunruhigung des Volkes in dem ohnehin ſchwer zu ordnenden Land befürchten mußte. Ebenſo war es von der Reſidentur in Ruanda gehalten worden. Seit 1908 hält nun zwar die Regierung das Verbot, das Land zu betreten, für die gefährlichſten Elemente wie Araber und Inder aufrecht und erlaubte nur die Errichtung einiger Kramläden unter den Augen des Reſidenten ſelbſt, aber ſie geſtattete, daß Waſuaheli und andere Neger als Wanderhändler das Land durchziehen und Hauſierhandel treiben (kutschurusa). Die Folge war, daß zahlreiche indiſche und arabiſche Händler ſich an der Außenperipherie Urundis in Uſſuwi, Uſâmbiro, Uha, Unjamweſi, Udjidji in kleinen Gruppen anſiedelten und von da aus Urundi mit einem ganzen Heer von eingeborenen Agenten überſchwemmen, die vor allem Viehhäute, daneben auch gelegentlich andere Landesprodukte, wie z. B. Wachs, gegen Stoffe und Perlen einhandeln und ſie ihren an den Grenzen ſitzenbleibenden Herren zuführen, von wo aus ſie teils nach Bukoba an den Victoriaſee, teils jetzt nach der Zentralbahn gehen. Dieſer Hauſierhandel der eingeborenen Agenten hat ſich bereits zu einer wahren Landplage ausgewachſen. Es ſind meiſt ſchlimme Kerle, die bei ihrem Handel die Barundi betrügen, die Häuptlinge und Batwale durch Warenvorſchüſſe von ſich abhängig machen, die Weiber beläſtigen, Gonorrhöe, Lues und andere bis dahin den Barundi ferngebliebene Krankheiten verbreiten, Vieh und Feldfrüchte ſtehlen und allerlei anderen Unfug treiben. Nicht ſelten greift da der gereizte Murundi zu ſeinem Speer; und wird in dem Streit einer der ſchwarzen Händler oder einer ſeiner Träger und Boys, die gewöhnlich ebenſolches Geſindel ſind, totgeſchlagen, ſo muß die Schutztruppe mit einer Strafexpedition einſchreiten, wobei wohl auch Unſchuldige mit den Schuldigen leiden müſſen. Die Schutztruppe muß drakoniſch beſtrafen, um aufſtändiſche Bewegungen zu verhindern, aber der Grund des Übels, das ſchlimme Gebaren der ſchwarzen Händler, wirkt weiter.

Und was iſt der wirtſchaftliche Erfolg dieſer Öffnung des Landes für den Verkehr, dieſer „Belebung des Handels“? Wird durch die geſteigerte Nachfrage die Produktionskraft der Barundi erhöht? Wird die Viehzucht intenſiver betrieben, um dem Handel die vor allem begehrten Häute und Felle reichlicher liefern zu können? Nein, im Gegenteil! Der von den Indern, Arabern, Waſuaheli und Wanjamweſi mit oft ſehr bedenklichen Mitteln betriebene Häutehandel hat die Barundi in vielen Gegenden des Landes bereits zu einer wahren Raubwirtſchaft unter ihren Viehbeſtänden verführt. Wenn es ſo weitergeht wie jetzt, wird in wenigen Jahren der

Viehſtand Urundis (und Ruandas), der bisherige Stolz des Landes, aufs ſchwerſte geſchädigt ſein. Was darüber der beſte Kenner des Landes, v. d. Burgt, in der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Zeitung, 1913, Nr. 84, geſchrieben hat, iſt im höchſten Grade lehrreich und beherzigenswert. Und meine im Lande gemachten Beobachtungen und Erfahrungen decken ſich durchaus mit ſeinen Ausführungen. Am meiſten ſind von dem Raubhandel die Ziegenbeſtände betroffen, denn Ziegen werden von der großen Menge der Bahutu und Batwa gezüchtet und von vielen gegeſſen, während die Rinder den Baganwa und Batuſſi, die kein Ziegenfleiſch eſſen, gehören, von ihnen als Kapital angeſehen und zugleich aus religiöſen Gründen ſo hoch geſchätzt werden, daß nur die alten und kranken Tiere und die ſterilen Kühe geſchlachtet oder verkauft werden können (ſ. S. 46). Aber während man bis 1908 mit dem Schlachten der Rinder äußerſt ſparſam verfuhr und die Tiere nur zum Zweck feſtlichen Fleiſchgenuſſes oder zu Opfern tötete, wird jetzt unter allen möglichen Vorwänden in großem Maß geſchlachtet, um die Häute an die Händler zu liefern, und vielleicht noch mörderiſcher wird mit den Ziegenbeſtänden aufgeräumt. Vor 1908 gab es mehrere Millionen Ziegen in Urundi, heute wird man kaum 1 Million zählen können; vor 1908 wurden die Rinder auf mindeſtens $^{1}/_{2}$ Million geſchätzt, jetzt iſt der Rindviehbeſtand innerhalb 5 Jahren unter $^{1}/_{4}$ Million herabgeſunken (v. d. Burgt, a. a. O.). Lebendes Rindvieh kann glücklicherweiſe nicht oder doch nur bis in die nächſten Hochlandsgegenden ausgeführt werden, weil ſchon bald außerhalb Urundis die Verbreitungsgeviete der Tſetſe beginnen, deren Stich die Rinder tötet (ſ. S. 41); aber Ziegen vertragen den Tſetſeſtich und werden deshalb lebend von den Händlern ſo weit ausgeführt, wie es ſich lohnt.

Die aus dieſen Mißſtänden erwachſende Gefahr für das ganze Wirtſchaftsleben der Barundi iſt ungeheuer groß. Sie muß die Regierung zwingen, ſobald wie nur möglich die Grenzen des Landes wieder für den Wanderhandel der von den an den Grenzen ſitzenden Indern, Arabern, Waſuaheli ausgeſandten ſchwarzen Agenten zu ſperren und die Batwale der Grenzdiſtrikte für die ſtrikte Befolgung des Verbots verantwortlich zu machen. Gleichzeitig muß für die Einfuhr neuer Rinder-, Ziegen- und Schafraſſen aus andern Ländern geſorgt werden, um durch Kreuzung das Blut des einheimiſchen Viehs aufzufriſchen, das durch die lange Inzucht entartet iſt. Denn erſt, wenn ſich der Viehſtand wieder gekräftigt haben wird, iſt die Zeit für geordneten Vieh- und Häuteexport unter europäiſcher Kontrole gekommen. Keinesfalls aber ſollten in den Motiven, die in amtlichen und nichtamtlichen Schriften für die Notwendigkeit und Rentabilität einer Urundi-Ruanda-Bahn aufgezählt werden, die angeblich „nach vielen Hunderttauſenden zählenden Viehherden jener Länder" genannt werden, die „der Ausnutzung harren".

Ebenſo entſchieden iſt gegen ein anderes Argument Stellung zu nehmen, das in amtlichen und anderen Äußerungen für die Wünſchbarkeit einer Ruanda-Urundi-Bahn ſtark betont wurde. Man hat dieſe volkreichen Hochländer des Zwiſchenſeengebietes auserſehen, für die in den dünnbevölkerten küſtennahen Gebieten gelegenen Plantagen die nötigen Arbeiter zu liefern. Aus den „großen Arbeiterreſervoiren" Ruandas und Urundis ſoll den notleidenden Pflanzungen der Europäer im Küſtengebiet, in Uſambara, Uluguru, am Kilimandjaro uſw. die überall mangelnde Arbeitskraft zugeführt werden. Man braucht die Lage der Dinge nicht vom Standpunkt der Miſſionare zu betrachten, und man braucht kein grundſätzlicher Gegner der kapitaliſtiſchen Nutzung der Arbeitskraft der Eingeborenen zu ſein, um ſich mit aller Entſchiedenheit gegen die Arbeiterausfuhr aus Urundi und Ruanda zu wenden. Dieſe Völker ſind Bergvölker, die das Klima der tieferen, wärmeren Lagen, wo Plantagenprodukte gedeihen können, abſolut nicht vertragen. Auch iſt der Murundi und Munjaruanda an eine beſtimmte Nahrung, in der die Milch eine große Rolle ſpielt, gewöhnt und hält an ihr auch aus religiöſen Gründen feſt (ſ. S. 103). Alle bisherigen Erfahrungen lehren, daß die Verſetzung dieſer Menſchen aus ihren heimatlichen Hochländern nach anderen Gebieten ſie in kurzem krank macht und bald ganz eingehen läßt. Auch erklären keineswegs ſentimentale Kenner des Volkes, daß dabei die pſychiſche Depreſſion, das Heimweh, wie beim Tiroler, ſtark mitwirke. Es wäre meines Erachtens geradezu ein Frevel an dem Beſten und Wertvollſten, was wir in unſerer Kolonie haben, an der Volkskraft unſerer Eingeborenen, wenn man jenen Wünſchen gewiſſer Intereſſentenkreiſe nachgeben wollte. Die Hochlandsbewohner zur Lohnarbeit in die Tiefländer verſetzen, wäre gleichbedeutend mit Maſſenmord, der ſich an der Kolonie ſelbſt am ſchwerſten rächen würde. Es iſt in dieſer Hinſicht bereits ſchwer gefrevelt worden, indem man durch die organiſierte Arbeiteranwerbung großen Gebieten unſerer Kolonie, namentlich dem vormals von einer ziemlich dichten, arbeitswilligen Bevölkerung bewohnten Unjamweſi und Uſſumbwa, für Plantagen, Bahnbau und andere europäiſche Unternehmungen ſo viele Männer entzogen hat, daß weite Landſtriche völlig verödet ſind, in anderen eine greuliche Sittenloſigkeit eingeriſſen iſt, Syphilis und Kinderloſigkeit erſchreckend um ſich greifen, die Dörfer und Felder verfallen. Was ich und andere Beobachter in dieſen Gebieten geſehen und zum Teil auch öffentlich mitgeteilt haben, bewegt mich, dringendſt vor jedem Verſuch zu warnen, die Arbeiteranwerbung auch auf die bisher noch in ihrer Volkskraft ungeſchwächten Länder Urundi und Ruanda auszudehnen.

Sorgen wir für Ruhe und Ordnung in Urundi, helfen wir mit zur methodiſchen Entwicklung von Ackerbau und Viehzucht, ſorgen wir für gute Verkehrswege, ſetzen wir arbeitſame deutſche Koloniſten in die kühlen Bergländer des Weſtens, ſoweit dort noch Platz iſt, fördern wir die Tätigkeit eines geregelten, von deutſchen Firmen ausgehenden und kontrollierten Handels und halten wir für jeden Fall unſer Pulver trocken und unſere Truppe ſchlagfertig, ſo haben wir für die nächſten Jahrzehnte ein Arbeits- und Regierungsprogramm, deſſen Durchführung für Urundi, die Barundi und uns ſelbſt erfreuliche wirtſchaftliche, kulturelle und politiſche Folgen haben wird.

Zwölftes Kapitel

Bemerkungen zur genealogiſchen Tabelle (ſ. Anhang I) der Barundifürſten

Von Pater J. M. M. van der Burgt

1. Ich war 1905—1908 in Nord-Urundi (Miſſionsſtation Marienſeen, Kaninja) ſehr befreundet mit dem Großhäuptling (umuganwa) Muhini. Von ihm erfuhr ich alles, was mich intereſſierte. Beſonders 1908, wenige Monate vor dem Tod des Königs Kiſabo (Oktober 1908), als noch niemand vermuten konnte, daß der König, obwohl alt, ſo bald ſterben würde, erzählte mir Muhini eine Menge Einzelheiten von der Barundidynaſtie, der Geſchichte des Landes, von den beim Tod und Begräbnis des Königs üblichen Gebräuchen, von den Grundſätzen der Erbfolge, von der Wahl und Einſetzung des Königs uſw.

Den größten Teil der Namen in der nachſtehenden genealogiſchen Tabelle verdanke ich ebenfalls dem Muhini. Die Tabelle kann im ganzen als genau bezeichnet werden, obwohl im einzelnen Irrtümer nicht ausgeſchloſſen ſind; ſie erſetzt die Tabelle in meinem Buch „Un grand peuple de l'Afrique équatoriale“, 1903. Damals hatte noch kein Europäer den Sultan Kiſabo geſehen und geſprochen, vielleicht nicht einmal einen richtigen Muganwa (Mitglied des Königsgeſchlechtes). Ich ſelbſt war ſchon im Juli 1896 in nähere Berührung mit den Söhnen Kengereſas (Ruſſabiko und Serjamurungu) gekommen, aber es war nicht möglich, damals etwas Vollſtändiges und Genaues aus ihnen über die Dynaſtie, die Geſchichte des Landes, die Gebräuche uſw. herauszubekommen. Später auf der Miſſionsſtation Mugera (1899) bekam man höchſtens Batuſſi zu ſehen, beſonders Wenengwe (ſ. S. 182), aber nur wenige Großhäuptlinge, die eine führende Rolle ſpielten. Dieſe großen Herren werden in ihrem Stolz und ihrem Mißtrauen nicht leicht intim und laſſen ſich ſchwer ausfragen, und doch kann man faſt nur von ihnen etwas Genaues über Staats- und Familienangelegenheiten erfahren. Der gewöhnliche Murundi, ſei er Mutuſſi oder Muhutu, weiß wenig oder gar nichts oder bringt nur Verworrenes, Unkontrollierbares zutage. Es iſt bekannt, daß faſt alle Neger ſehr ſchwer dazu zu haben ſind, die Namen der Verſtorbenen zu nennen, aus Aberglaube oder Furcht vor den Geiſtern der Verſtorbenen. Um ſo erſtaunlicher iſt es, daß Muhini zum Beiſpiel alle Namen der verſtorbenen Fürſten ohne weiteres ausplauderte.

Das will aber nicht ſagen, daß meine Liſte vollſtändig und in allen Details genau iſt. Zwar ſtehen darauf einige hundert Namen von Waganwa und Wamikaſi bzw.

Wenemweſi, alſo von königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen, aber vielleicht nicht ein Zehntel der Geſamtzahl, denn die Geſamtheit dieſer größeren und kleineren Waganwa bedeckt wie ein Netz ganz Urundi. Der größte Teil von ihnen ſitzt in Nord-, Nordoſt- und Zentral-Urundi, während ſie im Süden und weſtlich des großen Tanganika-Randgebirges minder zahlreich ſind oder ganz fehlen. Dort gibt es nur Batuſſihäuptlinge, beſonders der vier großen adligen Familien oder Sippen (ſ. unten). So iſt z. B. auf der Regierungsſtation Uſumbura der bekannte Häuptling Kijogoma ein Munjakarama. Meine Liſte iſt aber doch wertvoll, beſonders was Nord-Urundi betrifft, wo Muhinis Ahnen ſaßen und ſeine Verwandtſchaft noch wohnt. Jetzt gilt es, die Liſte zu vervollſtändigen, was hauptſächlich durch die Miſſionare geſchehen kann, da dieſe länger im Lande ſind, an verſchiedenen Orten ſich aufhalten, die Sprache beherrſchen und auch das Vertrauen der Häuptlinge in höherem Maße beſitzen als andere.

Ein großer Teil der Kinder des Sultans Kiſabo, beſonders der älteſten, haben jetzt ſchon Enkelkinder (Seruſchanja) oder Großenkel (Seberiti); daher könnten ſchon jetzt Hunderte von Namen aus Nordweſt-Urundi eingetragen werden. Muhini nannte mir ſtets ohne Zögern auch die Namen und Zahl der Töchter, Frauen und anderer weiblicher Verwandter, wie er ſie auch gelegentlich gern vorſtellte. Aber unter gewöhnlichen Umſtänden iſt es ſehr ſchwer, Genaueres über die Frauen zu erfahren. So hörte ich erſt 1905 von Muhini, daß zwei ſeiner Schweſtern mit meinem alten Freund Ruſſabiko (1896) und ſpäter mit deſſen Bruder Serjamurungu verheiratet waren. Man hat es alſo hier mit einer hochintereſſanten Königsfamilie zu tun, die enorm zahlreich und fein gegliedert iſt und ſich jahrhundertelang durch die eigentümliche, ſtreng durchgeführte Endogamie (ſ. S. 101, 182) ſehr rein erhalten hat.

Viele Europäer, auch Offiziere, verwechſeln noch immer die Batuſſi mit den Baganwa (abaganwa), was aber grundverſchiedene Dinge ſind. Muhini z. B. würde es als eine Beleidigung aufgefaßt haben, wenn ſeine Leute ihn einen Mutuſſi genannt hätten; er iſt ein Muganwa, ein Prinz aus königlichem Blut. Dieſe Baganwa gelten faſt als geheiligte Perſonen; ſie zu töten, zu ſchlagen oder auch nur zu beleidigen, iſt ein Sakrilegium und wird niemals vergeſſen. Unter den Batuſſihäuptlingen gibt es zwar auch größere mit viel Einfluß, aber ſie nehmen doch ſtets eine untergeordnete Stellung ein, ſelbſt wenn ſie zu einer der vier oder fünf privilegierten adligen Sippen gehören, z. B. den Wenengwe oder den Wanjakarama. Es wäre von großem Wert, wenn ſolche Baganwa ſich zum Chriſtentum bekehrten. Bis jetzt iſt nur ein einziger Chriſt, namens Buridzje in Kaninja, der mir 1905 wie ein gewöhnlicher Muhutujunge beim Bau der Miſſionsſtation half.

Intereſſant wäre es auch, genealogiſche Tabellen von den Batuſſiſippen anzufertigen, ſpeziell den vier oder fünf großen privilegierten. Ich gebe nur eine einzige, von Suris Kindern.

Schließlich gebe ich auch noch die Namen von Ruſſengos Ahnen (in Bugufi). Da dort möglicherweiſe bald der Pfiff der Lokomotive erſchallen wird, wäre es wertvoll, dies Land zu ſtudieren, ehe es zu ſpät iſt. Pater Grün ſoll dort in Luſſengos Gebiet ſehr alte bearbeitete Steinobjekte gefunden haben, wie auch in Karagwe; er glaubt an ſemitiſche Herkunft. Der Sage nach haben ſich dort in Nordoſt-Urundi, Kiſſaka, Karagwe uſw. vor 3—400 Jahren heftige Kriege abgeſpielt, z. B. zwiſchen dem legendenhaften Nſoro, den Wahondogo und dem Ruhinda oder Ntare. Vielleicht handelt es ſich da um die Kämpfe einheimiſcher Fürſten (Nſoro) mit den aus Norden eindringenden Bahinda-Batuſſi-Eroberern. Mit dieſen könnten die genannten Funde möglicherweiſe zuſammenhängen.

2. **Chronologie.** In meiner Tabelle der Urundiſultane von Ruhinda an bis Mutaga IV. habe ich Zahlen angegeben, die nur rechneriſch ermittelt ſind. Beim Mangel feſter Überlieferung iſt es unmöglich, etwas Beſtimmtes darüber zu erfahren. Ich habe dieſe Einteilung gemacht, um an das aus der übrigen Geſchichte ziemlich feſtſtehende Jahr 1500 heranzukommen. Statt drei Reihen von vier Königen, wie in meinem Buch „Un grand peuple de l'Afrique équatoriale", habe ich jetzt vier ſolcher Reihen aufgeſtellt. Da die Urundiſultane ſehr jung und unverheiratet ihr Amt antreten, ſo kann man eine lange Regierungszeit als das Normale annehmen, aber Muhini ſagte mir, daß es auch Awami (Sultane) gegeben habe, welche nur kurz regierten. Der letzte, im Oktober 1908 geſtorbene Mweſi Kiſabo hat jedenfalls ſehr lange, ca. 60 Jahre regiert. Er war noch ein Kind, das auf dem Rücken getragen wurde, als ſein Vater ſtarb; geboren iſt er um 1840. Da um dieſe Zeit (1840 bis 1850) die Araber nach Tabora und Udjidji kamen, iſt es wahrſcheinlich, daß ſie nach dieſem damals zur Regierung gelangten jungen Mweſi das Land mit dem allgemeinen Namen Unjamweſi bezeichneten.

Kiſabos Vater, Ntare IV., ſoll etwas älter geweſen ſein, als er an die Regierung kam, und noch nicht alt, als er ſtarb. Dagegen ſoll Mwambutſa III., der Vater von Ntare IV., ſehr alt geſtorben ſein; deſſen Vater Mutaga III. (oder II.?) jedoch noch jung im Krieg gegen Ruanda. Er hatte nur drei Söhne und keine Tochter.

Die Sultane von Urundi führen nur vier, immer in derſelben Reihenfolge wiederkehrende Namen: Ntare, Mweſi, Mutaga, Mwambutſa. Dies iſt auch anderswo in Negerdynaſtien üblich, z. B. in Uha, wo ebenfalls vier Namen immer wiederkehren, während es in Uſâmbiro deren nur zwei ſind. 1896/97 nannte man mir in Uſumbura irrtümlich den Mwambutſa vor dem Mutaga. Daſelbſt behauptete der Häuptling Kijogoma, daß Mwambutſa (Ruhinda?) der Gründer der Dynaſtie geweſen ſei.

Was paſſiert, wenn ein Umwami ſehr jung ohne männliche Nachkommen ſtirbt, iſt mir nicht bekannt; wahrſcheinlich wird dann ein noch unverheirateter Bruder des Verſtorbenen gewählt und führt deſſen Namen, wie es z. B. in Uſâmbiro Brauch iſt.

3. **Geſchichtliches.** Wie ſchon erwähnt, iſt es ſchlechterdings unmöglich, viel wirklich Beſtimmtes über die Geſchichte ausfindig zu machen. Nach dem Tod des Ntare I. kam es zu großem Streit über die Erbfolge. Ntares Nachfolger war Mweſi II., der auch Rufuku genannt wurde. Allgemein wird ausgeſagt, daß unter Ntare IV. (Kiſabos Vater) das Land ruhig und glücklich geweſen ſei, ohne Krieg, feindliche Einfälle, Krankheiten, wie ſolche z. B. unter Kiſabos langer Regierung häufig waren (Rinderpeſt, Sandflöhe, Pocken, Heuſchrecken uſw.). Doch wird behauptet, daß Ntare IV. vergiftet worden ſei. Es ſteht feſt, daß in früheren Jahrhunderten das Land und ſeine Bevölkerung nur ſelten längere Zeit zur Ruhe kam wegen der ewigen Familienfehden und Streitigkeiten um die Erbfolge oder wegen der Kriege der Sultane und Großhäuptlinge untereinander. Dieſe Fehden dauerten bisweilen Jahrzehnte oder ein Menſchenalter lang, wie unter dem König Kiſabo. Kriege wie die des 1908 geſtorbenen Kiſabo mit dem Pſeudo-Mweſi Kilima, mit ſeinen Brüdern und Neffen, oder die des Großhäuptlings Ruſſabiko mit ſeinem Bruder Muſaſſe in Ujogoma, ſind ſicherlich keine Ausnahme in der Geſchichte Urundis

geweſen, ſondern vielmehr das Normale; wie bei uns im Mittelalter. Weiß Gott, wie viele Leute dabei zugrunde gegangen ſind. Daß unter ſolchen ſchwierigen Umſtänden die Bevölkerung, auch die des Sultansgeſchlechtes, für afrikaniſche Verhältniſſe in Urundi und Ruanda ſo zahlreich iſt, das ſpricht deutlich für die erſtaunliche Lebenskraft und für den Kinderreichtum dieſes ſtarken Volkes. Es iſt nicht zu verwundern, daß andere afrikaniſche Volksſtämme aus ſolchen Gründen gänzlich in Verfall geraten ſind, z. B. die 20 Sultanate des Waſſumbwaſtammes. Was Pater van Thiel von der Bahindadynaſtie in Buſindja geſchrieben hat (Anthropos 1911, S. 497—520) iſt ja nur ein Beiſpiel. Darum muß man es als einen großen Segen betrachten, daß die deutſche Regierung in dieſer Beziehung Ordnung und Frieden ſchafft und derartige Fehden und Kriege, wie ſie unter Kiſabo üblich waren, allmählich unmöglich macht.

Früher war es in Urundi, wie faſt überall in Oſtafrika, die Regel, daß der neue Sultan ſeine nächſten Verwandten, beſonders die älteren Brüder, durch Meuchelmord, Gift oder Krieg aus dem Wege ſchaffte. Wenn 1908 bei Kiſabos Tod die deutſche Truppe nicht ſchnell zur Hand geweſen wäre, wäre ſicherlich der kleine Mutaga (der jetzige Sultan) nicht unbehelligt von ſeinen Verwandten geblieben, und es hätte jahrelange kriegeriſche Streitigkeiten zwiſchen Seruſchanja, Kilima, Kanoguno, Ruſſokoſa u. a. gegeben.

Von äußeren Kriegen iſt in den Überlieferungen wenig die Rede, doch ſcheint Urundi nicht immer ſo groß geweſen zu ſein wie heute. Die große Landſchaft Ujogoma gehörte zu Nkanſas Zeit noch zu Nord-Uha (Ujungu) und ſcheint vom Urundikönig Ntare IV. (1830—60) erobert und ſeinem Sohn Ruaſſa zugewieſen worden zu ſein. Kiſabo aber hatte viel mit Angreifern, die von außen kamen, zu tun, z. B. mit den Wangoni im Oſten, die er bei Murole ſchlug, und mit den Arabern (Rumaliſa) im Weſten. Mutaga III. (1780—1800) ſtarb jung im Krieg gegen Ruanda. Es war ein Verteidigungskrieg, denn der Akanjarufluß ſcheint immer die Grenze gegen Ruanda geweſen zu ſein. Die Ruandaſultane der jüngeren Dynaſtie haben immer Eroberungsgelüſte bei den Urundiherrſchern vorausgeſetzt und gefürchtet. Dort gibt es eine Sage, daß einmal ein großer König aus Urundi kommen werde, der ganz Ruanda erobern werde.

Ntare III. (oder II.?) ſoll Urundi nach Nordoſten hin vergrößert haben und die Wahondogo unter Nſoro (Sohn des Sewukeje) endlich beſiegt und nach Ruanda (Bugeſſera, Kiſſaka) gedrängt haben. Dort in Ruanda leben noch Abkömmlinge des Nſoro als gewöhnliche Batuſſi. Der Krieg muß heiß geweſen ſein, denn die Alten reden viel von jenen Wahondogo. Im Anfang war das Kriegsglück offenbar auf ſeiten der letzteren, denn Ntare mußte nach Uha flüchten, wo er die Rionawa, Tochter des Kihumbi (des Vaters von Ruhaga und Großvaters von Nkanſa) heiratete. Er wollte zwar Nſuriwakugwa, eine Schweſter des Ruhaga, zur Frau haben. Dies wurde ihm aber verweigert, und aus Rache dafür ſoll er den Ruhaga getötet haben. Einen Monat ſpäter ſei er zur Strafe für die Miſſetat an den Pocken geſtorben. Die Exogamie (ſ. S. 101) hat aber nichts daran ändern können, daß ſpäter unter Nkanſa (1880?) Ujogoma für Uha verloren ging. Der ſchließliche Sieg des Ntare über die Wahondogo iſt im Lande durch ein Denkmal verewigt, das für Mittelafrika ſehr ungewöhnlich iſt. Ende 1904 fand ich wenige Kilometer nördlich vom Sultanskral Mbuje am Berg Iwanga hinauf eine doppelte Reihe von Steinhaufen in regelmäßigen Abſtänden, wie eine „Siegesallee“ von Kilometerlänge. Möglicherweiſe ſind unter den Steinhaufen gefallene Krieger begraben, vielleicht enthalten ſie Knochen, Schmuckgegenſtände, Waffen.

Ich ſprach von Beziehungen Urundis zu Uha. Uha ſcheint bezüglich ſeiner Geſchichte, Ethnologie uſw. ein ſehr altes Land zu ſein. Auch jetzt noch ſtehen die Ruanda- und Urundiſultane in Beziehung zu den Uhazauberern und Hohenprieſtern und ſchicken von Zeit zu Zeit Deputationen dorthin. Schon 1892 ſagte mir der Pater Capus: „Dort in Uha (Ruguru) gibt es eine zentrale Akademie für Zauberer (Waſumu).“ Das Wort Akademie klingt ja etwas feierlich, aber ſicherlich iſt dort ein Zentrum von Großwaſumu und Geheimbünden, z. B. der Watſchweſi, wie es ein zweites ſolches Zentrum in Kihija in Uſukuma gibt. Viele Waſumu aus Unjamweſi, Uſſumbwa, Uſâmbiro, Uſſuwi uſw. gehen nach Uha, um dort zu ſtudieren, und holen ſich dort ihre Weisheit und ihre Komplottgelüſte. Denn der Unfug des Kihege in Süd-Uha (1909—10) iſt zweifellos aus jenem Neſt entſprungen.

Der Mweſi Kiſabo wurde in Mugera in Mittel-Urundi, 3 Stunden ſüdlich von der St.-Antonius-Miſſion, geboren. Deswegen kam es ihm und ſeinen Zauberern ſehr ungelegen, daß gerade dort am 11. Februar 1899 die erſten Europäer (katholiſche Miſſionare) ſich feſtſetzten. Der Mugeraberg gilt als ein heiliger Berg; ſein Imana (Gruppe von alten heiligen Bäumen) iſt berühmt. Kiſabo durfte bei Lebzeiten den Boden dieſes Berges nicht betreten. Kiſabos Mutter iſt in Wukeje begraben, und auch Mwambutſa, Kiſabos Großvater, liegt dort begraben. Dort in Nordweſt-Urundi, öſtlich des Gebirgshanges, gibt es eine beſonders große Menge ſolcher Imanas oder Ivigabiros, d. h. geheiligter Plätze, die einſt wohl Sultanskrale geweſen ſind.

4. **Die hohen Adelsgeſchlechter der Batuſſi.** Unter den zahlreichen Batuſſigeſchlechtern Urundis gibt es nur vier (oder ſechs?), welche das ausſchließliche Recht und die Ehre haben, dem regierenden Sultan (umwami) die ebenbürtigen Ehefrauen zu liefern; mit andern Worten: aus dieſen vier Geſchlechtern (umurjango) wählt ſich der Sultan ſeine Ehefrauen und niemals unter den Töchtern der Baganwa. Der obenerwähnte Fall, wo ein Sultan Ntare ſich eine Prinzeſſin aus Uha (Kihumbis Tochter) holte, iſt meines Wiſſens eine Ausnahme; es war wahrſcheinlich nur eine politiſche, nicht ebenbürtige Ehe. Dieſe Regel ſcheint auch für die Söhne des Sultans zu gelten, wird aber nicht ſo ſtreng durchgeführt. Die Töchter des regierenden Sultans werden jedoch niemals an Baganwaſöhne verheiratet, aber ſtets an Batuſſi der vier privilegierten Geſchlechter. Andererſeits verheiraten die Baganwa ihre Töchter meiſtens an andere Baganwa. Aus demſelben Grund der Reinhaltung des Blutes gibt es andere Negerdynaſtien, z. B. Mſalala in Unjamweſi, wo nicht ein Sohn des verſtorbenen Sultans regiert, ſondern ein Sohn von einer der Schweſtern ſeines Vaters oder auch ſeine eigene Schweſter. So wird von Luabugiri, dem Vater Muſingas in Ruanda, behauptet, daß er ſeine eigene Schweſter oder gar ſeine Tochter zur Frau gehabt habe. Dies aber ſei in den Augen der Bevölkerung verpönt geweſen. Die meiſten Sultane prunken damit, Königstöchter aus weiter Ferne zu Frauen zu haben. So hatte z. B. der berühmte Sike von Unjanjembe (Tabora) eine Häuptlingstochter aus Uſâmbiro zur Frau; Mhimu in Ngaja (Mſalala) eine Tochter des Sultans der Wangoni, wie auch Mirambo.

Die vier privilegierten, ſozuſagen hoffähigen Batuſſigeſchlechter ſind: die Wakundo, die Warwanda, die Wenengwe und die Wanjakarama, vielleicht auch die Waſigawa. Ob der Urvater der Warwanda (Wawanda, Wabanda?) aus Ruanda ſtammte, bleibe dahingeſtellt. Der Urvater der Wakundo hieß Rukundo und war von mütterlicher Seite der Urvater des 1. Ntare; vermutlich ſtammte er aus Kiſſaka. Auch Ruruna, einer der Ahnen Schojas, war ein Wenerukundo. Die Wanjakarama nennen Senjakarama, der in Rugaſi, Kungare, begraben iſt, ihren Urahnen; und endlich die Wenengwe den Kenengwe. Manche behaupten, es gebe noch ein fünftes privilegiertes Geſchlecht (umurjango), die Waſigawa, die wenigſtens früher dem Sultan Ehefrauen lieferten (kuschingira). Dieſes Geſchlecht iſt noch in Kiſſaka und auch in Uha häufig. So ſoll die Mutter des 1. Ntare, die aus Kiſſaka ſtammte, eine Muſigawa mit Namen Nakaſumba-Kaukomera geweſen ſein. Endlich iſt noch die Rede von einem ſechſten privilegierten Geſchlecht, den Waterwa (Watirwa), deſſen Urahne Ruterwa geweſen iſt. Zu dieſem Geſchlecht der Waterwa gehörte Tſchiandore, deſſen Vater Virengeſi war.

Die Wenengwe-Batuſſi ſind beſonders zahlreich in Mittelurundi (Mugera) und waren ſeit faſt einem Jahrhundert ſehr rührig. Sie haben eine Menge führender Stellungen als Batwale inne. Dagegen traten die andern genannten Geſchlechter, beſonders die Wakundo und Wawanda, immer mehr in den Hintergrund, was übrigens nicht zu verwundern iſt, da die Mütter der zwei letzten Könige (Ntare IV. und Mweſi Kiſabo) Wenengwe waren. Mit den Wenengwe haben aber auch die Wanjakarama in der letzten Zeit mehr Einfluß gewonnen. Unter den 11 Frauen Kiſabos zählte man fünf Wenengwe, vier Wanjakarama, eine Mukundo und eine Muwanda.

5. Thronfolge und Sultanswahl. Die Mutter des jetzigen Umwami Mutaga, alſo die Ninamutaga, iſt eine Tochter des Sekawonji. Sie wurde geboren im Kral Katabo zu Muſiramwanda (Provinz Wunoge, Nordoſt-Urundi); ſie heißt Ndirikumútima und gehört zu den Wanjakarama-Batuſſi. Ihre älteſte Schweſter war die erſte Frau des Muhini. Sie ſoll noch jung und insobe (hübſch) ſein und dazu ſehr intelligent und energiſch. Eines Tages ging die Prinzeſſin auf Beſuch nach Wukeje zu einer ihrer Verwandten, nämlich der Mutter des Seruſchanja, des älteſten lebenden geliebten Sohnes von Kiſabo. Dieſe Verwandte, Umwamikaſi, war auch eine Munjakarama. Dort lernte der alte Sultan Kiſabo die Prinzeſſin kennen, und nach dem Tod von Seruſchanjas Mutter nahm er ſie zu ſeiner Favoritfrau. In wenigen Jahren ſchenkte ſie ihm 13 Kinder, von denen 1908 noch acht am Leben waren, ſechs Knaben und zwei Mädchen. Der älteſte der Knaben, Mwikidzje oder Mwikidje, der jetzige Mutaga, war 1908 kaum mehr als 15 Jahre alt. In der erſten Zeit ihrer Ehe wohnte die Frau in dem Sultanskral Mutukura, aber bald darauf ſiedelte ſie nach Ndago in Nordweſt-Urundi über, wo auch die meiſten ihrer Kinder, u. a. der Kronprinz Mwikidje, geboren ſind. Alle Barundi ſagen und glauben, daß der Mwikidje bei ſeiner Geburt als Zeichen ſeiner künftigen Herrſchaft in ſeiner kleinen Hand die Samen von allen Getreiden und Pflanzenarten Urundis mit zur Welt gebracht habe. Als er von der Bruſt entwöhnt und mit zwei Jahren ein Mutſchuku war, hat die Ndirikumútima ihren Erſtling eines Tages feierlich dem Seruſchanja und andern offiziellen Perſonen gezeigt, und ſo galt er von dieſem Tag an als der zukünftige Umwami, jedoch ohne Wiſſen der andern Brüder. Von dieſem Tage an iſt er dann jahrelang in Mwirimwa ſüdlich von Kigando bei vertrauten Batuſſi verborgen geblieben, angeblich um ihn vor der Vinjorokrankheit (Framböſie?) zu ſchützen, in Wirklichkeit aber, um ſein Leben gegen die Eiferſucht ſeiner zahlreichen Brüder und Anverwandten zu ſichern. Zur Zeit des Krieges des Hauptmanns v. Beringe gegen Kiſabo (1903), als der letztere wie ein Flüchtling in ſeinem Land umherſtreifte und die Mutter wie auch die anderen Reichsgroßen glaubten, daß es mit dem alten Mweſi zu Ende ſei, iſt der vorher beſtimmte Kronprinz etwa neunjährig aus Mwirimwa zurückgeholt worden, um für alle Fälle bereit zu ſein.

Was gehört nun dazu, um Sultan von Urundi zu werden? Wie erwähnt, fabelt die Menge davon, daß der künftige Thronfolger mit allerhand Samen von Landesfrüchten in ſeinen Händen geboren wird. Auch in anderen Negerſtaaten beſteht dieſer Glaube. Eine zweite Bedingung iſt die, daß er noch nicht verheiratet iſt, und die dritte, daß ſeine Mutter noch lebt, denn ein Sprichwort ſagt: „Ein Waiſenkind regiert nicht“. Diesmal mußte aber auch noch die Mutter eine Munjakarama ſein. Wie geſagt, waren die Mütter der zwei letzten Könige Wenengwe, und wahrſcheinlich gibt es hier eine beſtimmte Regel für den Wechſel der privilegierten Familien, ſo daß ſchon hierdurch die meiſten noch lebenden Söhne Kiſabos von der Herrſchaft ausgeſchloſſen waren, weil die Söhne ſchon verheiratet waren oder ihre Mütter nicht mehr lebten. Jedenfalls ſagte mir Muhini ſchon 1905, daß nur die Kinder der Ndirikumútima in Betracht kämen, und daß unter dieſen der Mwikidzje der Prädeſtinierte und Auserwählte (kutora, kutorwa) ſei.

Es iſt zu bemerken, daß in Urundi die Thronfolge zwar erblich iſt, aber doch auch eine Wahl ſtattfindet. Man ſpricht immer von kutora (wählen). Gewöhnlich wartet man einen Monat nach dem Tod des Sultans ab. 1908 bei Kiſabos Tod war aber Eile nötig. Der alte Kiſabo ſtarb nach einem Beſuch der Militärſtation Uſumbura unweit von dieſem Platz plötzlich auf dem Rückweg nach Wukeje. Dieſes Mal verlief der große Wahlakt glatt. Wenn aber die Deutſchen mit ihrem Militär nicht im Land geweſen wären, wäre es ſicher zu einer großen Streiterei gekommen, wie nach dem Tod Ntares IV., und es hätten wohl beſonders der Häuptling Kilima und die Baganwa im Oſten ihre Stimme erhoben.

Der Wahlakt ſcheint keine bloße Formalität zu ſein. In früheren Jahren ſagte man mir, daß der Vater ſelbſt ſeinen Nachfolger bezeichne, aber ſolcher Bezeichnung wird bei der Wahl häufig nicht Rechnung getragen. Daß auch die Mutter reſp. die Mütter mitreden, verſteht ſich von ſelbſt, obwohl ſie nicht bei der Wahl gegenwärtig ſind.. Sicherlich ſpielen auch die alten Bahima-Bafumu, die Zauberer, eine große Rolle bei dieſer Gelegenheit

Wenn der Wahltag, der durch Opfer an die Geiſter (keterekera) feſtgeſtellt iſt, gekommen iſt, werden am frühen Morgen die Rinder aus dem Kral des Königs zur Tränke getrieben. Dies beſorgen diesmal nur die Wahlmänner, nicht die gewöhnlichen Hirten; es ſind alte vertraute Batuſſi, die Räte des verſtorbenen Sultans, zuſammen mit einer entſprechenden Anzahl von Bafumu (Zauberern). Auch der älteſte Sohn des verſtorbenen Umwami (diesmal Seruſchanja) iſt dabei, ſonſt niemand. Die Rinderherde iſt eine auserwählte, denn es gibt ſogenannte heilige Herden in Urundi. Beim Tränken der Tiere vollzieht ſich nun die Wahl. Wie dieſe aber im einzelnen geſchieht, ob aus dem Benehmen der Tiere beſtimmte Weiſungen abgeleitet werden, die zur Entſcheidung des Wahlaktes führen oder ob andre Zeichen gedeutet werden, iſt mir unbekannt und wird wohl noch für lange unbekannt bleiben. Denn der Vorgang wird mit großem Geheimnis umgeben. Die Batuſſi, die Baganwa und die ganze königliche

Familie üben ja einen wahren Rinderkultus aus. So iſt auch das Zurtränketreiben der Rinder ſtets ein feierlicher Akt für die Batuſſi. Nachdem die Herde vom Wahlakt gekommen iſt und die Kühe gemolken worden ſind, fragt die verſammelte Menge neugierig, wer der Erkorene ſei, und feierlich antworten die Wahlmänner: „Umwami wimje, n'intuse" (d. h. der König herrſcht, es iſt N. N.). Nun geht der Jubel los. Die ſogenannte Strohhuldigung (kukura ubwatsi) beginnt. Berge von trockenem Gras häufen ſich an; man klatſcht in die Hände (kukoma maschi), man beſchmiert ſich die Geſichter mit Kalkerde (ingwa), die Trommeln werden gerührt, und laut wird der Name des neuen Herrſchers ausgerufen, indem man ſchreit: „Umwami arataschje, arasje", d. h. der König hat ſich verabſchiedet, er iſt zurückgekommen. Man tanzt wie toll, und das ganze Hofperſonal nimmt an dem Tanz teil; man bringt zahlloſe Dankopfer dar, verſchenkt Bier in Menge und ſchlachtet viele Ochſen an dieſem Tag und in der nächſten Zeit.

Nur die Mutter des neuen Sultans iſt anweſend, und auch ihr wird viel Ehre erwieſen. Die anderen Sultansfrauen dürfen nicht dabei ſein, und möglichſt werden auch die andern jungen Prinzen beiſeite gehalten. Die ältern Sultansweiber läßt man leben, aber die jüngern, von denen man annimmt, daß ſie ſich noch einmal verheiraten könnten, werden getötet, wenigſtens geſchah dies früher nach der alten Sitte. Solange der Sultan noch jung iſt, hat die Königsmutter einen großen Einfluß auf die Geſchäfte, auch auf die politiſchen, und ſpielt eine faſt ebenſo große Rolle wie der Regent (damals Seruſchanja). Bald nach der Wahl ſucht man dem Umwami eine Frau aus den Töchtern einer der vier privilegierten Sippen aus. Beim jetzigen König Mutaga ſcheint die Sippe der Wenengwe in den Hintergrund treten zu müſſen und die Wanjakarama, die Wakundo und die andern mehr in den Vordergrund zu treten. Früher war es eine der erſten und vornehmſten Beſchäftigungen des neuen Königs, richtiger geſagt der Königsmutter, des Regenten und ſeiner Familie, die Wagome, d. h. die Aufſtändiſchen (meiſt Familienmitglieder), zu beſeitigen. Künftig wird das nicht mehr möglich ſein.

6. Tod und Beſtattung des Königs, Trauergebräuche. Nach dem Tod eines Königs wird der Leichnam, ſo wie er iſt, in den Kral (lugo) getragen, wo die Leute, beſonders die Weiber, zuſammenkommen, um ihn zu beweinen (kugandara). Dann werden die privilegierten Leichenträger (wanjange) beſtellt, die zugleich die Wächter der Grabſtätten der Urundiſultane ſind. Sie bilden einen eigenen Stand, ſind Bahutu, keine Batuſſi, und wohnen in ihrem Dorf Wunjange ſüdlich des Imangaberges. Dorthin wird nun der Leichnam in einem Trauerzug getragen, aber nur wenige Vertraute des Königs, darunter auch einige Dienerinnen (intschoreke), begleiten den Zug. Wunjange iſt eine geheim gehaltene Örtlichkeit, die kein Murundi betreten darf. Dort angekommen, fangen die Wanjange an, den Leichnam zu präparieren, denn von einem eigentlichen Begraben kann nicht die Rede ſein. Nachdem die Leiche von allem Schmuck, Amuletten uſw. befreit iſt, wird ſie gewaſchen und reichlich mit Butter eingeſalbt. Dieſe Butter iſt mit wohlriechenden Kräutern (imbasi), mit roter Erde (akahama) u. a. vermiſcht. Darauf wird der Leichnam in zahlreiche Häute, unter anderen in ſolche der Moorantilope (insobe) und in Fikusrindenſtoffe eingewickelt und auf ein hölzernes Gerüſt, das aus dem Holz des Murinſi-Baumes hergeſtellt iſt, gelegt (kutarura). Zwei Monate lang wird unter dem Gerüſt ein leichtes Rauchfeuer unterhalten und der Körper mehrmals umgedreht. Nach nicht

langer Zeit kommt, wie alle Barundi glauben, ein dicker großer Wurm zum Vorſchein (umusimu wa sultani), der nun durch die Wanjange mit Milch gefüttert und gepflegt wird (kurarira), bis er ſich in einen Löwen oder eine Pythonſchlange verwandelt. Wenn nach langer Zeit das Gerüſt vermodert zuſammenbricht, wird eine Hütte über die Trümmer gebaut, aber nichts wird berührt, alles, auch die Knochen, bleiben an ihrer Stelle liegen, ſelbſt der neue Sultan darf nichts wegnehmen. Der Ort Wunjange iſt die einzige Beſtattungsſtelle der Könige von Urundi, obwohl man ſagt, daß Mwambutſa III. anderswo „begraben“ ſei. Der ſorgſam geheimgehaltene Platz iſt auch ein Freiplatz, d. h., wenn es vorkäme, daß zufällig ein zum Tode verurteilter Miſſetäter ſich dorthin flüchten würde, dürfte er dort nicht beläſtigt werden. Möglicherweiſe wird er in den Bund der Wanjange aufgenommen. Bei der genannten Leichenhütte (ikigabiro) werden von nun an dauernd Opfer gebracht.

Die dienenden Frauen und Mädchen (intschoreke), die den Leichenzug begleitet haben, kehren nach zwei Tagen zurück, aber ein Mädchen, das vom Chef der Wanjange auserwählt worden iſt, bleibt dort und wird die Frau des Wanjangechefs, welcher fortan den Namen Mweſi annimmt; ihre Kinder werden Awene Mweſi wu Wunjange genannt. (Bis zum Tode Kiſabos gab es dort alſo einen überlebenden Ntare.) Alles, was das erwähnte Mädchen an Vieh, Hausgeräten uſw. beſitzt, wird dorthin geſchafft. Stirbt ſie, ſo wird ſie nicht durch eine andere Perſon erſetzt.

In Wunjange gibt es noch einen zweiten Wanjangechef, der den Namen Mweſi w'inkoma oder Njamateke führt. Dieſer Chef hat die Obhut der heiligen alten Getreide- und Fruchtſamen (imbuto ja masaka). Dieſer Behüter der Getreidefrüchte wird beim Tod des Sultans getötet. Sonſt werden, wie mir Muhini berichtete, bei Gelegenheit der Beſtattung des Sultans keine jungen Mädchen oder andere jungen Leute mehr getötet oder geopfert, aber man wählt unter den Großen des Landes einen umuherekesi, welcher getötet wird, um den verſtorbenen Sultan ins Jenſeits zu begleiten (kuherekesa), und zwar wird dieſe Rolle als eine beſondere Ehre angeſehen.

Wie erwähnt, leben auf dieſe Weiſe durch Stellvertreter die Königsnamen Ntare, Mweſi, Mutaga, Mwambutſa fort, und die Barundi hegen keine Scheu, dieſe Namen auszuſprechen, während ſie ſonſt ängſtlich vermeiden, die Namen der Toten, unter andern der Eltern, zu nennen; vielleicht werden die Barundiſultane noch als lebend betrachtet. Jedenfalls iſt dieſe Ausnahme von der Regel bemerkenswert. Im übrigen wird die Scheu vor den Verſtorbenen ſo weit getrieben, daß ſogar Berge und andere Gegenſtände, die den gleichen Namen wie der Verſtorbene haben, dieſen ändern. Einer der Söhne Kiſabos heißt z. B. Maſjuguru, d. h. Speer. Nach ſeinem Tod benennt man nun einen Speer nicht mehr mit dem Wort maſjuguru, ſondern mit itschumu. Der älteſte Sohn Kiſabos hieß Namagongo. Nach ſeinem Tod wurde der große Bergſturz in Nord-Urundi nicht mehr Magongo, ſondern Mukidja genannt. Ich möchte nebenbei bemerken, daß meiner Anſicht nach ein großer Teil der oſtafrikaniſchen Bantunamen für Länder, Provinzen uſw. von Perſonennamen herrührt. So ſpricht man z. B. in Unjamweſi immer von Ukundi, Upera, Uſambiro uſw., was früher einfach die Namen der Könige waren, die in der betreffenden Landſchaft herrſchten.

Die Trauergebräuche der Barundi beim Tod der Könige ſind ſehr mannigfaltig. Ich kann nur von einem Teil Mitteilung machen. Die tiefe Trauer dauert nur einen Monat für die geſamte Bevölkerung, ausgenommen die Batwa, die keine Verpflichtung zum Trauern haben, weil ſie keine Abantu (Menſchen) ſind. In der Umgegend der Sultanskrale dauert die Trauer faſt ein Jahr. Während des vollen Monats der tiefen Trauer darf kein Murundi ſein Feld beſtellen, ackern, ſäen oder pflanzen. Jedes Geräuſch wird vermieden oder bei Arbeiten, die nicht ohne Geräuſch ausgeführt werden können, wenigſtens ſehr gemildert. Die Schmiede dürfen nicht ſchmieden, das Klopfen der Baumrinden zum Herſtellen der Rindenkleider iſt verboten, oder man darf das Zeug nur auf einem Holzblock oder auf dem harten Boden ganz leiſe klopfen. So muß auch beim Mehlmahlen der Weiber der Mahlſtein ſtatt auf eine ſteinerne Unterlage nur auf den Boden gelegt werden. Das Getreide darf nicht in Mörſern geſtampft werden, ſondern man darf die Körner nur leiſe auf dem harten Erdboden ausklopfen. Beim Bau einer Hütte dürfen die Löcher im Boden, in welche die Hüttenſtützen geſteckt werden, nicht wie ſonſt mit einem eiſernen Speerende ausgegraben werden, ſondern nur mit einer Feldhacke, was weniger Geräuſch macht. Das Buttermachen durch Schütteln in großen Kalebaſſen iſt nicht erlaubt. Der geräuſchvolle große Religionsakt des kubandwa darf während der Trauerzeit nicht ausgeübt werden. Getanzt darf nicht werden, aber es iſt erlaubt, die inkindi, d. h. die als Tanzſchmuck gebrauchten weißgegerbten Häute, zu tragen. Statt der üblichen ſchwarzen Rindenſtoffe werden rotbraune, nicht geſchwärzte, getragen, wenn man ſolche hat. Die Haarfriſuren (massunsu, urugori uſw.) werden abraſiert, die Weiber verhüllen ihre kupfernen und eiſernen Armbänder und Beinringe mit altem Rindenzeug uſw.

Ein eigentümlicher Trauerbrauch iſt der, daß bei den Rindern die männlichen Tiere von den weiblichen getrennt gehalten werden, dergleichen beim Kleinvieh, ſelbſt beim Geflügel. Noch mehr: auch die Menſchen ſollen während der Trauerzeit einen Monat lang Abſtinenz üben (warariama hasi); man glaubt ſogar, daß der neue Sultan ſterbe, wenn in dieſer Zeit ein Kind gezeugt werde. Ein ſolches Kind komme zur Welt mit den Füßen voran und mit Zähnen an der Naſe. Ein derartiges Monſtrum (ikimuga) wird ſofort im Fluß ertränkt.

Im allgemeinen verurſachen nach dem Glauben aller Barundi Zuwiderhandlungen gegen dieſe Trauergebräuche allerlei großes Unglück. Die Übertreter werden zwar nicht getötet, aber ihre Handlungsweiſe wird als ſchwere Pietätloſigkeit oder gar als Majeſtätsbeleidigung angeſehen. Wenn Bahutu z. B. ertappt werden, daß ſie in dieſer Zeit doch ihr Feld beſtellen, werden ihre Hacken durch den Mutwale beſchlagnahmt. Endlich behaupten die Barundi, daß in dem Trauermonat ein großer Hund oder anderes Ungeheuer (ikisuka) vom Königskral aus nächtlich das ganze Land durchſtreift und die unverheirateten Frauen und Mädchen beläſtigt. Die Ärmſten müſſen in dieſer Zeit eine Menge zweifelhafter Witze hören.

7. **Die heilige Trommel**, das Paladium des Reiches. Die für heilig gehaltene Trommel des Sultans heißt akarjenda; ſie ſtammt aus Mugera in Mittel-Urundi, wie auch die karinga genannte Trommel der Ruandaſultane und ebenſo die der früheren Sultane von Kiſſaka. Dieſe heilige Trommel wird nie geſchlagen, ſondern bleibt ſtets verhüllt in eine Menge Rindenzeug und Matten. An dem Tag, wo der Sultan für ganz Urundi die Erlaubnis gibt zum Ausſäen des Sorghumgetreides (masakka), wird die Trommel etwas von ihrer Hülle befreit. Die akarjenda-Trommel empfängt faſt göttliche Verehrung (kusenga); der Sultan in Perſon

bringt ihr eine Menge Rinder zum Geſchenk. Zum Alarmſchlagen gibt es noch eine zweite Trommel, rukinso genannt. Drei „Veſtalinnen“ ſind angewieſen, die akarjenda-Trommel zu behüten und ihr die pflichtmäßigen Opfer zu bringen. Eine ſolche Veſtalin wird umuka w' akarjenda, d. h. Frau des akarjenda genannt. Die erſte im Rang, eine Mutuſſikaſi, wohnte damals in Kagongo bei Ndaga unweit des alten Krals des einſtigen Sultans Ntáre; ſie gehörte der Batuſſifamilie der Warima an. Die zweite hat ihren Sitz in Wukeje, die dritte in Itara. Die letztere war eine Muhutu aus dem Geſchlecht der Wawaga. Dieſe drei Veſtalinnen werden durch die Älteſten ihrer Familie ausgewählt. Sie müſſen Jungfrauen (inkumi) ſein und bleiben. Sie werden ſtreng überwacht und, wenn es vorkommt, daß ſie ihre Keuſchheit verletzen, getötet.

Bei der Gelegenheit, als Muhini mir manches über die akarjenda-Trommel erzählte, kam auch die Sprache auf Riangombe, einen der Hauptgötter der Barundi (S. 120, 122, 126). Dieſer Riangombe, wie auch der zweite Gott Kiranga, ſoll ein Menſch, ein gewöhnlicher Sterblicher geweſen ſein. Dagegen wird Imana, der oberſte Gott, als die Weltſeele, die gebärende, befruchtende, lebenſpendende Urkraft, eine Art Pandämonium, gedacht. Riangombe ſoll in Murinſi begraben ſein. Der Name des geweihten Murinſiholzes in den Königskralen war wahrſcheinlich früher der Name für einen Ort oder eine Landſchaft. Mpumuti hat Riangombe getötet, aber Ruhanga hat ſeinen Vater Riangombe gerächt und den Mpumuti erſchlagen. Die Sage geht, daß Riangombe eines Tages auf der Rhinozerosjagd durch Mpumuti, der die Geſtalt eines ſolchen Tieres angenommen hatte, ermordet wurde. Darauf hätten ſeine ſämtlichen Kinder Selbſtmord begangen, ausgenommen Ruhanga, welcher die Tochter Mpumutis zur Frau nahm.

8. **Der Urundiprätendent Kilima.** In der genealogiſchen Tabelle habe ich den Häuptling Kilima, der dem rechtmäßigen Umwami Kiſabo und auch der deutſchen Regierung ſo viel zu ſchaffen gemacht und das Land immer in Unruhe gehalten hat, beſonders aufgeführt. Von dieſem Kilima, der auch Kitinwa (der Gefürchtete), Witaho oder Kirimamjambi genannt wurde, wird behauptet, er ſei ein richtiger Muganwa, ein Sohn des Maſango oder Kihanamaſango (eines Sohnes des Ntare), der durch ſeinen Bruder Kiſabo getötet worden ſei. Andere behaupten, er ſei identiſch mit Kihanamaſango. Kilima hat einen großen Anhang, der an ſeinen berechtigten Anſpruch auf „die Krone“ Urundis glaubt, aber nur in der äußerſten Nordweſtecke Urundis, auf der Weſtſeite der Kibiraberge zum Ruſſiſſifluß hin und in geringerem Maß auch unter den Nachkommen Ndiwjarjes in Oſt-Urundi, Bweru. Daß der alte Kiſabo den Kilima ſtets für einen Eindringling erklärte, ihn einen Inwubu (Nilpferd), einen Muhutu, ſogar einen Mutwa nannte, könnte aus Neid oder Politik erklärt werden, aber die richtigen Baganwa, z. B. Muhini und Tſchoja, der ſicherlich kein Freund Kiſabos war, haben mir ſtets beſtimmt verſichert, daß er ein Pſeudo-Umwami, ein Pſeudo-Muganwa ſei. Sein Ahne (Vater?) ſoll Makaſa, ein Sohn des Ntatſchawukura, ein Mutwa des Ruandaſultans Luabugiri geweſen ſein. Nach anderen Ausſagen folgen die Ahnen Kilimas aufwärts in nachſtehender Reihe aufeinander: Ruabika (ſein Vater), Materana, Makombe. Wahrſcheinlich iſt er einfach ein Munjambungu aus der großen Landſchaft Unjambungu weſtlich des Ruſſiſſifluſſes und ſoll durch Rutaganda, den Sultan von Unjambungu, aus politiſchen Gründen gegen Urundi ausgeſpielt worden ſein. Kilimas Mutter war eine

[illegible]njambungu und ſeine erſte Frau (Njaviſaga) eine Muwira aus der Landſchaft Uwira. Als ſeine Söhne werden u. a. genannt Kagijebuami, Ruaſſa u. a.

Kilima macht perſönlich einen guten Eindruck, und es iſt nicht zu leugnen, daß er von Anfang an (1896—1898) der deutſchen Regierung und den Europäern überhaupt viel freundlicher geſinnt war als Kiſabo und die alte konſervative Batuſſipartei, welche früher und heute noch alle Europäer am liebſten aus dem ſchönen Land Urundi hinausgeworfen hätte. Aber das war von ſeiten Kilimas großenteils nur Politik; er wäre gern mit Hilfe der Deutſchen in den Beſitz von ganz Urundi gekommen. Jetzt iſt Kiſabo tot und ſein Nachfolger Mutaga noch jung, aber es wird immer aufreizend auf die Sultansfamilie wirken und noch manche Wirren hervorrufen, wenn man den Kilima in der Nordweſtecke dicht bei den uralten Königsheiligtümern (ivigabiro) und heiligen Bäumen (imana), die beſonders zahlreich in Wukeje ſind, wohnen läßt. Wenn man den Kilima beibehalten will, ſo wäre es klug, ſeinen Bezirk auf den Teil Urundis weſtlich vom Kiviragebirge bis nach Uſumbura, dem Ruſſiſſifluß und der Ruandagrenze hin zu beſchränken.

FO42 Rundi

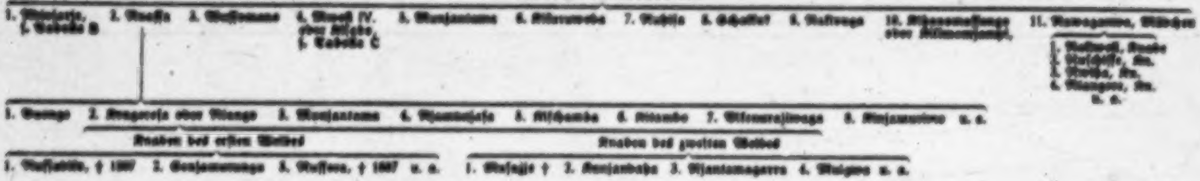
Anhang I.

Genealogiſche Tabellen der Barundifürſten.

Von Pater J. M. M. van der Burgt.

Tabelle A.

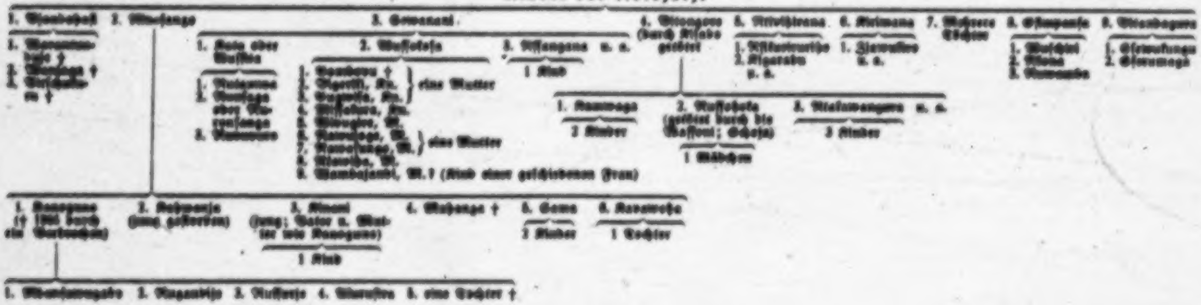
Kinder des Ntare IV.



Knaben des erſten Weibes
Knaben des zweiten Weibes
u. a.

Tabelle B.

Kinder des Ndivjarje



eine Mutter
eine Mutter
1 Kind
2 Kinder
1 Mädchen
3 Kinder
1 Kind
2 Kinder
1 Tochter
u. a.

2: Meyer

Tabelle C.

Kinder des Mweſi Kiſabo († 1908).

Söhne:

1. Njagongo †: Sebiriti (hat Kinder) u. a.
2. Sewubandi, † 1907 zu Njanda
3. Njawankwanda oder Mahinga †, eine ſeiner Töchter verheiratet mit Muſagarra
4. Kisjogori, † 1908
5. Seruſchanja: hat Kinder und Kleinkinder
6. Setoborma, † 1902 zu Kihinga
7. Ngumidzje
8. Nugema
9. Kitandaß †
10. Kitſchondo †
11. Nugwiſa
12. Karawona
13. Wiſchinga
14. Ndumwe
15. Kabondo
16. Majabo
17. Sangawana
18. Njamumira †
19. Wikinanintama †
20. Sebatima oder Mahyugura oder Matſchumi, † im Krieg
21. Mwikidzje; jetzt König unter dem Namen Mutaga
22. Bangura
23. Ngangoſe

Töchter:

24. Njowakenka †, verheiratet mit Muſchenji †
25. Muhutukaßi †, verheiratet mit Sewugandika, Vater des Muſſagarra
26. Ninakaheſſi †, verheiratet mit Mutawiſſi
27. Mutatſchumwera †, verheiratet m. Ntenhanji †
28. Muſtritſchondo } verheiratet mit Nuwarariſa,
29. Mpawije † } ein Mwenengwe, getötet
30. Ninaſſaſa, verheiratet mit Barigama, ein Mwenengwe
31. Nawawumba †, verheiratet mit Mwenjange, ein Muriwilſo
32. Nandawunga, verheiratet mit Ntaſangura, Sohn des Sari
33. ? getötet durch ihren Mann, verheir. m. Rwaſchamtſchke, Sohn d. Rugomſa († in Uſumbura)
34. ?
35. ?
36. Ninawajengera
37. Njangererwa

u. a.

Nach den Müttern geordnet:

1. ? eine Mukundo der Familie Warukundo von Ntare ja lera	1. Njagongo, älteſter S. 2. Sewubandi 3. eine Tochter
2. Muſſanimana, Tochter des Vitahwa, eine Munjakarama	1. Seruſchanja 2. Kitandaß 3. Nugema 4. Nandawunga, M. 5. Maſſaſſa, M. 6. Mpawije, M.
3. Ninawantu, Tochter des Njamatega, eine Mwenengwe	1. Setoborma 2. Setakwa 3. Ngumidzje 4. Njowakenka, M. 5. Ninakaheſſi, M.
4. Ninavirege, eine Mwenengwe	1. Kabondo 2. Majabo 3. Njamumira 4. eine Tochter
5. ?	1. Kitſchondo 2. Muſtritſchondo, M.
6. Ninaviſenge, Tochter des Sſerujaſabo, eine Mwenengwe	1. Kisjogori 2. Mahinga 3. Nugwiſa 4. Muhutukaßi, M.
7. Rwima (getötet durch Kiſabo), Tochter des Niaho, Sohn des Kikunſi, eine Munjakarama.	1. Sangawana 2. Wikinanintama
Ihre Mutter (Wiſſanintore) war eine Tochter des Katamba, Großvater Muhinis. So: Katamba: Viratumganje — Wiſſanintore Muhini — Rwima Ntware — Sangawana	
8. Ndirikumutima, Tochter des Geſawenji, eine Munjakarama. Ihre Schweſter war die erſte Frau Muhinis.	1. Karawona } verheiratet (1908) 2. Wiſchinga } verheiratet (1908) 2. Ndumwe } verheiratet (1908) 4. Mwikidzje, jetzt König Mutaga 5. Bangura 6. Ngangoſe 7. Ninawajengera, M. 8. Njangererwa, M. und 5 Kinder tot

Noch lebende Frauen des Kiſabo (Oktober 1908): Sollten nach der alten Sitte alle getötet werden, auf daß ſie ſich nicht wieder verheiraten (oder Nachwuchs bekommen):

1. Ninavirege, alt; Mutter des Majabo uſw.
2. Ndirikumutima, Lieblingsfrau des alten Kiſabo; Mutter des jetzigen Königs; eine ſehr intelligente und energiſche Frau
3. [illegible] „[illegible]“ (zu Muyaga wohnend, November 1904): ihre Tochter war erſt verheiratet mit [illegible], ſpäter mit Bitari
4. [illegible]: 1 Sohn: [illegible]
5. [illegible]: 1 Tochter
6. ? eine [illegible]: 1 Kind †

Töchter des Geſawenji (alſo Großvater mütterſeits des Mutaga): Wanjakarama Watuſſi (adlige) Sippe, eine der vier adligen Familien, welche dem König Frauen zur Heirat bringen: „[illegible]“

1. [illegible], die Älteſte
2. [illegible]
3. Ndirikumutima; ihre Mutter ([illegible]) war eine Mwenengwe, jetzt „[illegible]“
4. [illegible], Weib des Sewubandi, Sohn Kiſabos
5. [illegible], die jüngſte, † zu Muyaga: war die erſte Frau Muhinis; Mutter von 1) [illegible], 2) [illegible], 3) [illegible]

FO42 Rundi

2: Meyer

Tabelle D.

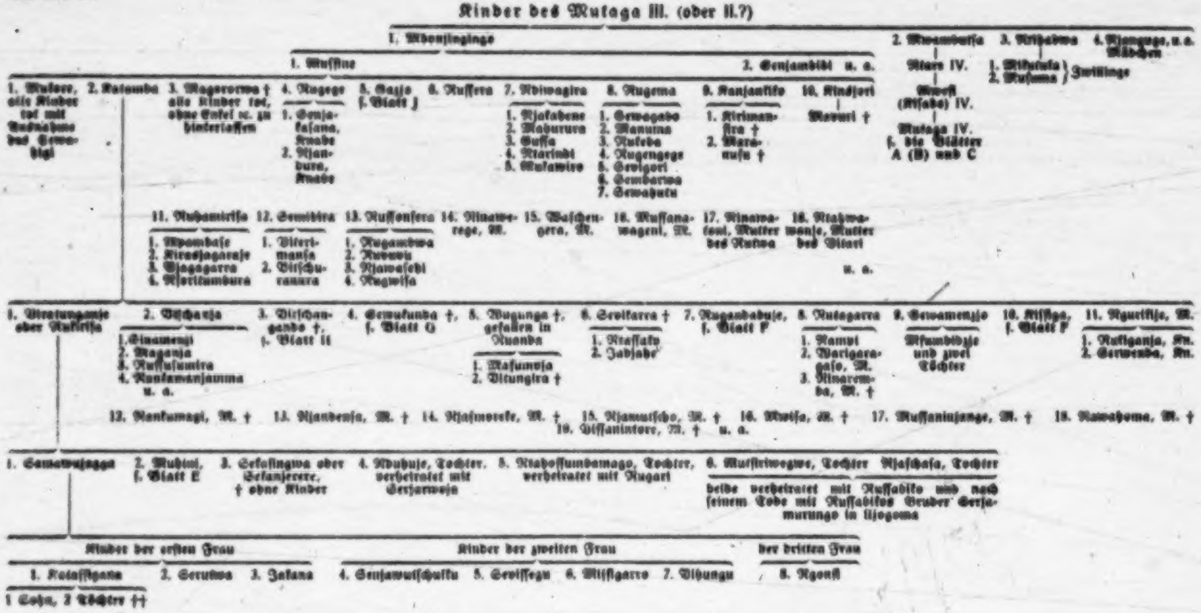

Kinder des Mutaga III. (oder II.?)
1. Mbonjinginge
2. Mwambutſa
3. Rikabwa
4. Njangoge, u. a. Mädchen
Ntare IV.
Mweſi (Kiſabo) IV.
Mutaga IV. ſ. die Blätter A (B) und C
1. Mikulula
2. Muſuma
Zwillinge
1. Muſſine
2. Senjambibi u. a.
1. Mukore, alle Kinder tot mit Ausnahme des Sewabigi
2. Katamba
3. Magororwa † alle Kinder tot, ohne Enkel ꝛc. zu hinterlaſſen
4. Rugege
1. Senjakaſana, Knabe
2. Njandura, Knabe
5. Bajo ſ. Blatt J
6. Muſſera
7. Ndiwagira
1. Njakabene
2. Mahurura
3. Guſſa
4. Ntarindi
5. Mulamiro
8. Rugema
1. Sewagabo
2. Manuma
3. Nuleba
4. Rugengege
5. Sevigori
6. Sembarwa
7. Sewahutu
9. Kanjankiko
1. Kirimankira †
2. Maranuſu †
10. Kindjori
Mawuri †
11. Ruhamiriſa
1. Mpombaſe
2. Kiradjagaraje
3. Bjagagarra
4. Mſorikumbura
12. Semibira
1. Biterimanſa
2. Birſchuranura
13. Ruſſonſera
1. Rugambwa
2. Ruvuwu
3. Njawaſebi
4. Rugwiſa
14. Ninawerege, M.
15. Waſchengera, M.
16. Muſſanawageni, M.
17. Ninawatoni, Mutter des Rutwa
18. Ntahwawanje, Mutter des Bitari
u. a.
1. Biratunganje oder Rukiriſa
2. Bitſchanja
1. Sinamenji
2. Maganja
3. Ruſſuſumira
4. Runkamanjamma
u. a.
3. Birſchangando †, ſ. Blatt H
4. Sewukunda †, ſ. Blatt G
5. Mugunga †, gefallen in Ruanda
1. Maſumvja
2. Bitungira †
6. Sevikarra †
1. Ntaſſaku
2. Jabjabe
7. Ruganbabuje, ſ. Blatt F
8. Rutagarra
1. Rampi
2. Marigaragaſo, M.
3. Ninaremba, M. †
9. Sewamenjje
Mſumbidje und zwei Töchter
10. Miſſga, ſ. Blatt F
11. Nguriſije, M.
1. Rukiganja, Kn.
2. Serwemba, Kn.
12. Rankumagi, M. †
13. Njandenſa, M. †
14. Njaſimorefe, M. †
15. Njamuſcho, M. †
16. Mwiſa, M. †
17. Muſſaniujange, M. †
18. Nawahoma, M. †
19. Biſſanintore, M. †
u. a.
1. Samabwajagga
2. Mubini, ſ. Blatt E
3. Sekalingwa oder Sekanjerere, † ohne Kinder
4. Mbuhuje, Tochter, verheiratet mit Serjarwaja
5. Ntahoſſumbamago, Tochter, verheiratet mit Rugari
6. Muſſiriwegwe, Tochter
Njaſchaſa, Tochter
beide verheiratet mit Ruſſabiko und nach ſeinem Tode mit Ruſſabikos Bruder Serjamurungo in Ujogoma
Kinder der erſten Frau
1. Kataſſgata
2. Serutwa
3. Jakana
1 Sohn, 2 Töchter ††
Kinder der zweiten Frau
4. Senjawutſchuku
5. Sewiſſegu
6. Miſſigarro
7. Bihungu
der dritten Frau
8. Ngonſi

Tabelle E.

Kinder des Muhini:

1. Mujowera
2. Ntware
3. Nſirakuſſeſwa
4. Ntuntu
5. Kimana
6. Rurakenjanja
   u. a.
7. Kahiwu, M., die älteſte; noch nicht verheir. (1908)
8. Mageja, M.
9. Muhimpundu, M.
   u. a.

Muhinis Frauen:

1. Ninatama, † in Monge, Mutter des Mujowera, alſo eines Neffen des Königs Mutaga
2. Kirebe
3. Irwagiſa, Schweſter des Schoja
4. Mukujangombe, Schweſter des Schoja
5. Nawaganwa
6. Ninawunjegere
7. Wavakure
8. Natamo, Schweſter der Schoja

Tabelle G.

Kinder des Sewukunda (eine ſeiner Frauen: Ninandore; ihr W

1. Rumſaga †, Vater des Rukanjagura
2. Venjoa
   1. Seſamoja
   2. Kanjandibu
   3. Muburantſchuti
   4. Ruhombawana
   5. Mutambananga
   6. Bukhuru } Mutt. Kajagge[1]
   7. Toji }
3. Vikweto †, eine ſ. Frauen heißt Muneſchengwa, Mutter von 3 Kindern
4. Ndawahagama † 5. Njavirere 6. Ntak

Mutter Kaſſagg

1. Senjagari 2. Buridſſe 3. Munanga 4

1. Njabubwa 2. Kwaſſa 3. Rutimburantſchuro 4. Semahorovje 5. Iriri 6. N

---

[1] Kajagge, welche nach dem Tode des Ndawahagama ſich mit Venjoa verheiratete.

Tabelle H.

Kinder des Vitſchangando.

Söhne:

1. Imbajiba
2. Kanjamagendo
3. Muhoma
4. Vigomeſe
5. Kavamahanga
6. Ntakawaſſoba
7. Kenenina
8. Kwaſſa
9. Ntiruhangura
10. Wandije
11. Vifata
12. Warantuntuje
    u. a.

Mädchen:

1. Kaburente
2. Vikamakare
3. Ntakafiriti
4. Nakigina
5. Njakaſſa
6. Ntamanama
7. Nawuſebe
8. Njariſchaho
9. Waraſananije
   u. a.

Vitſchangandos Frauen[1]:

1. Simbaſchiramanga
2. Ntiwihirana[2]
3. Wakinga
4. Wukeje
5. Ninakatſchanji
6. Njankurikije
7. Nſojihera
8. Kamandagaje

---

[1] Dieſe Frauen ſind faſt alle Wavunakaſi, eine alte Watuſſifamilie ([illegible]: Schoja), abſtammend von Ruanda, ſiehe Blatt K.

[2] Dieſe Ntiwihirana, Mutter des Muhoma, war eine [illegible], Tochter des alten [illegible] (in Ruvinja), welcher den Ntare ([illegible] Vater) [illegible] hat und mit dieſem in den Krieg gegen Ruanda zog.

Tabelle F.

Kinder des Rugandabuje:	Kinder des Kiſſiga:
1. Warankata	1. Biwaſſowutare
2. Ntakagije	2. Warenſira
3. Nſikaruriho	3. Fujagga
4. Serwagwati	4. Irihanjuma
5. Ruganja	5. Ruſſimana
6. Bihege	6. Kibugu
7. Ngeragese	7. Tſchanguſſi
8. Sekandari	8. Ntamukiſa, M.
9. Wuhembe	9. Namawuga, M.
10. Mpengjeri	10. Nanjakakura, M.
11. Ruganga	11. Ndawirinde, M.
12. Kakana, M.	12. Mudsjakaſi, M.
13. Ndondere, M.	13. Ntawaganira, M.
14. Ntiwambarirwa, M.	
15. Ninamagana, M.	

r Vater: Ruſſengo; ihr Bruder: Ntiwurſindimwi, Vater des Ruaſſa)

ttakaguje 7. Nikakaſje, M. 8. Muſſehe, M. 9. Mawerwa, M. 10. Muſchakawubi, M. 11. Namiſſiſchiru, M.

jagge

Von einer anderen Frau

a 4. Minani, M. 5. Kitimbir 6. Rugundana 7. Wenjawegurira 8. Mahongare, M.

6. Nijongere 7. Wajimba 8. Wambere 9. Toji 10. Wahimba 11. Wukuru 12. Minani 13. Ninamonge

Mädchen

Tabelle J.

Kinder des Gazjo

1. Biſſirakuſſura 2. Ntahogora 3. Viramba † 4. Ngenbananga, Tochter u. a.

Ntegura

1. Nſirajawabi 2. Ntahiradſja 3. Mashavu u. a. (zahlreich)

Tabelle K.

Kinder des Ntare III.

1. Ruvuna 2. Kabuje 3. Rukundo 4. Mavugikiro 5. Mweſi III. 6. Kiſſonga

1. Sankumba 2. Rutaſama 3. Wanſakaſe, M.

1. Mutombo 2. Bijogoma 3. Wirwanji 4. Ngamuſſaſſi, M. 5. Tombaſimuhana

1. Ruidſje 2. Kiwiri 3. Muſſambere 4. Rugoraroka 5. Mwiſa 6. Nangwizje, M.

1. Schoja[1]) 2. Rugaſſakuhunga † 3. Ruhinjura † 4. Njamweſſa † 5. Funguranji † 6. Ru

12. Ruvuna † 13. Mbomba † 14. Muwenganera, M. †, die älteſte, geſt. in Karehe; Frau des Sewakunda 15. Murekw gabo, S des Köni

1. Kaleje, Frau des Rukangirankoko, 2. Semujange, Frau des Kataſſigana 3. Mutorutwa,

3 Kinder

8. Muſſoni 9. Mukajimaſigi, Frau d. Kominji in Ruand

---

[1]) Schoja behauptet, von Ntare III. (durch Ruvuna) abzuſtammen.

Tabelle L.

Kinder des Großhäuptlings Suri

(wird auch „Ruganzwe“ genannt, aber nur honoris causa, gehört in das adlige Watuſſigeſchlecht der Wanjakarama):

Mutter: Njongere

1. Sewuhume
2. Ntaſangora
3. Njakatugu, ſeine Frau: Warigomerwa
   1. Nakararire
   2. Muwigiri
   3. Sekiwiriſo
4. Warigono
5. Katwa
6. Semuha †: 1 Kind
7. Waranderefe †, Frau des Kaſſaſſi; neu verheiratet mit Ruſſengo
8. Namawumba, Frau des Sſetoborwa †, Sohn Kiſabos
9. Warantſchongo, Frau des Ntanokare
10. Bigoro
11. Muhimpundu, Frau des Muſaſje (Ruſſabikos Bruder)
12. Mutſiri
13. Namwikima, M.
14. Inawukere

u. a.

Tabelle N.

Geſchlecht des Ruſſengo, Sultan (umwami) von Bugufi, Nordoſtecke Urundis.

1. Wodzja[1])
2. Schawakanga
3. Bikowahara
4. Waramba
5. Mpandana
6. Ruwubi
7. Ruſſengo

---

[1]) Dieſer Wodzja, Begründer der Dynaſtie, ſoll ein gewöhnlicher Muhutu geweſen ſein, welcher aber nach der Sage dem Ntare I. (oder II.) das Leben rettete und dafür eine Trommel (ingoma), Muhawura genannt, und den Sultanstitel (umwami) und das Land Bugufi (und Mawogo?), gewiß noch ganz bewaldet und unbewohnt, als Domäne empfing. Seitdem iſt Bugufi doch immer etwas abhängig; die Suzeränität von Urundi iſt geblieben.

onga 7. Ruhenguſa

va

Ł. 7. Waſchjamunda, M. 8. Toji, M.

. Rutwa 7. Munjiganiko 8. Ruwoganje 9. Serwenda 10. Ruwano † 11. Songoſinka †

rekiwa, M., Frau des Saran-
o, Sohn des Luabugiri, Vater
Königs Muſinga von Ruanda

16. Natamo, M. 17. Iriwagiſa, M. 18. Mukujangombe, M.
Frauen des Muhini

a, Frau des Senjawutſchuktu 4. Njampakaſi 5. Mutwiſchi 6. Munjavirori 7. Murenſi

anda 10. Wenkeſchja, M. 11. Mpajana 12. Rukutſa 13. Vikanga 15. Wojira, M. u. a.

Tabelle M.

Stammtafel der Könige (awami) von Urundi.

1500—1530 Ruhinda
1530—1550 Ntare I.
1550—1580 Mweſi I.
1580—1600 Mutaga I.
1600—1620 Mwambutſa I.

1620—1650 Ntare II.
1650—1680 Mweſi II.
1680—1700 Mutaga II.
1700—1720 Mwambutſa II.

1720—1750 Ntare III., ſ. **Blatt K**
1750—1780 Mweſi III.
1780—1800 Mutaga III., ſ. **Blatt D** (Muhinis Stamm)
1800—1830 Mwambutſa III. (geſt. im Krieg gegen Ruanda)

1830—1860 Ntare IV., ſ. **Blatt A**
1860—1908 Mweſi (Kiſſabo) IV., ſ. **Blatt C**
1908— Mutaga IV.

Anhang II

Literaturverzeichnis

1. J. H. Speke, Journal of the discovery of the source of the Nile. London 1863. Deutſch, Leipzig 1864. Bd. II.
2. H. M. Stanley, Through the dark continent. London 1878. Bd. I.
3. C. F. Wilſon and R. W. Felkin, Uganda and the Egyptian Soudan. London 1882. 2 Bde.
3a. Ph. Paulitſchke, Beiträge zur Ethnographie und Anthropologie der Somal, Galla und Harari. Leipzig 1886.
4. Oskar Baumann, Durch Maſſailand zur Nilquelle. Berlin 1894. S. 78—84, 215—225.
5. F. Stuhlmann, Mit Emin Paſcha ins Herz von Afrika. Berlin 1894.
6. G. F. Scott Elliot, A naturalist in Mid-Africa. London 1896. S. 255—274.
7. H. Ramſay, Uha, Urundi, Ruanda. — Mitt. a. d. d. Schutzgebieten 1897, S. 177—181.
8. Oberſt v. Trotha, Meine Bereiſung von Deutſch-Oſtafrika. Berlin 1897. Verlag von B. Brigl. S. 60—77.
9. C. F. S. Vandeleur, Two Years travel in Uganda, Unyoro and on the upper Nile. — Geograph. Journal 1897, IX, S. 377.
10. Pater Capus, Eine Miſſionsreiſe nach Uha und Urundi. — Peterm. Mitt. 1898, S. 121, 182. (Mit Karte.)
11. H. Ramſay, Über die Expedition nach Ruanda und zum Rukwaſee. — Zeitſchr. d. Geſ. f. Erdk. Berlin 1898, Bd. 25, S. 302—323.
12. Hauptmann Bethe, Bericht über einen Zug nach Ruanda. — D. Kol.-Bl. 1899, S. 6—12.
13. Hauptmann H. Fonck, Über Waffen, Geräte, Trachten uſw. in Urundi und Ruanda; mit 9 Bildertafeln. — Mitt. a. d. d. Schutzgebieten 1900, S. 128—131.
14. Miſſionsberichte in „Kreuz und Schwert“, Jahrg. 1900/01, S. 48, 177/8, 214, 218; 1902/03, S. 211, 231; 1903/04, S. 38, 168, 199.
14a. Pater J. M. M. van der Burgt, Urundi. — Zeitſchrift „De Katholik“, Amſterdam 1901.
15. J. E. S. Moore, To the Mountains of the Moon. London 1901.
16. Miſſionsberichte in „Gott will es“, Jahrg. 1901, S. 161; 1906, S. 159.
17. H. H. Johnſton, The Uganda Protectorate. London 1902. 2 Bde.
18. Pater J. M. M. van der Burgt, Eléments d'une Grammaire Kirundi. — Mitt. d. Seminars für oriental. Sprachen. Berlin 1902, Jahrg. V, 3. Abteil., S. 1—108.
19. Pater J. M. M. van der Burgt, Dictionnaire Français-Kirundi. Bois le Duc 1903.
20. Pater J. M. M. van der Burgt, Un grand peuple de l'Afrique équatoriale (Auszug aus dem Dictionnaire Français-Kirundi). Bois le Duc 1903.
21. Hauptmann v. Beringe, Bericht über eine Expedition nach Urundi. — Deutſch. Kol.-Blatt 1904, S. 6—12.
22. Richard Kandt, Caput Nili. Berlin 1904. S. 245—248, 253—255, 324—326, 339—340, 361—363, 389.
23. Miſſionsberichte in „Afrikabote“ Jahrg. 1904/05, S. 35/6, 166, 173, 238—245 (mit Bildern); 19. Jahrg. 1912/13, S. 305—310; Jahrg. 1913/14, S. 105—113, 121—125.
24. Pater H. N. P. van Thiel, Le sorcier dans l'Afrique équatoriale. Anthropos I, 1906.
25. Paul Fuchs und A. Hauter, Wirtſchaftliche Eiſenbahn-Erkundungen im mittleren und nördlichen Deutſch-Oſtafrika. — Beihefte zum Tropenpflanzer, Berlin 1907, S. 108—122.

26. Major Meldon, Notes on the Bahima of Ankole. — Journal of the African Society. London 1907. Bd. XXII.

27. J. Roscoe, The Bahima a Cow Tribe of Ankole. — Journ. Royal Anthrop. Institute. London 1907, Bd. 37.

28. Pater Loupias, Tradition des Batutsi sur la création du monde. Anthropos III, 1908.

28a. F. Stuhlmann, Beiträge zur Kulturgeſchichte von Oſtafrika. Berlin 1909.

29. Pater F. Ménard (der „Weißen Väter)“, Dictionnaire Français-Kirundi et Kirundi-Français. Roulers (Belgien) 1909. (Bloß Wörterbuch für Miſſionsbedarf.)

29a. Derſelbe: Grammaire Kirundi. Maison Carrée, Alger 1909.

29b. Derſelbe: Conversation Français-Kirundi. Maison Carrée, Alger 1910.

30. J. G. Frazer, Totemism and Exogamy. 4 Bde. London 1910. (Beſonders Bd. II.)

31. Herm. Rehſe, Kiſiba, Land und Leute. Stuttgart 1910.

31a. Jan Czekanowski, Verwandtſchaftsbeziehungen der zentralafrikaniſchen Pygmäen. — Korreſp. Bl. d. Deut. Geſ. für Anthrop., Ethnol. u. Urgeſch. Berlin 1910, S. 101—109.

32. P. W. Schmidt, Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeſchichte. Stuttgart 1910.

32a. F. Stuhlmann, Handwerk und Induſtrie in Oſtafrika. — Abhandlungen des Hamburgiſchen Kolonialinſtituts, Bd. I. Hamburg 1910.

33. Hauptmann M. Weiß, Die Völkerſtämme im Norden Deutſch-Oſtafrikas. Berlin 1910.

34. Bernh. Struck, Bemerkungen über die Mbandwa des Zwiſchenſeengebiets. — Zeitſchr. f. Ethnologie, Berlin 1911, S. 516—521.

35. Pater H. R. P. van Thiel, Buſinga unter der Dynaſtie der Bahinda. — Anthropos, Wien 1911, S. 510ff.

36. A. Vix, Beitrag zur Ethnologie des Zwiſchenſeengebiets von Deutſch-Oſtafrika. — Zeitſchr. f. Ethnologie, Berlin 1911, S. 502—515.

37. E. Zimmermann, Wirtſchaftliche Erkundungsreiſe in Urundi. — Verh. d. Kol. Wirtſch. Komitees 1911, Nr. 2.

38. Jan Czekanowski, Ethnographie des Nil-Kongo-Zwiſchengebietes; Begleitworte zur ethnographiſchen Überſichtskarte 1 : 1500000. — Peterm. G. Mitt. 1912, Januarheft.

39. E. Johanſſen, Ruanda. Bethel bei Bielefeld 1912.

40. C. Meinhof, Die Sprache der Hamiten. Hamburg 1912. (Dazu Anhang II: F. v. Luſchan, Hamitiſche Typen.)

41. C. Meinhof, Afrikaniſche Religionen. Berlin 1912.

42. R. Pöch, Zwergvölker und Zwergwuchs. — Mitt. d. k. k. Geograph. Geſ. zu Wien 1912, Heft 5 u. 6.

43. W. Wundt, Elemente der Völkerpſychologie. Leipzig 1912.

43a. Pater Dufays, Deutſch-Kinjaruanda-Wörterbuch. Trier 1913.

44. Pater A. Arnoux, Le Culte de la Société secrète des Imandwa au Ruanda. — Anthropos, Wien 1912/13.

45. Pater J. P. Gaßldinger, Kiranga, der Allverderber; und andere Aufſätze. — Afrikabote 1912/13, S. 359—363; 1913/14, S. 45—50, 75—86, 309—317.

46. Pater J. P. Gaßldinger, Tod und jenſeitiges Leben in der Vorſtellung der Barundi. — Afrikabote 1913/4, 20. Jahrg., S. 12—19.

46a. Pater J. M. M. van der Burgt, Die Urundi-Eiſenbahn. — Deutſch-Oſtafrik. Ztg. 1913, Nr. 82, 83, 84.

47. Biſchof Lechaptois, Aux rives du Tanganika. Alger 1913.

47a. R. Roehl, Die ſozialen und wirtſchaftlichen Verhältniſſe Ruandas. — Kolon. Rundſchau, Berlin, 1914, S. 270—287, 321—337.

48. Jan Czekanowski, Forſchungen im Nil-Kongo-Zwiſchengebiet, Erſter Band, Ethnographie: Zwiſchenſeengebiet Mpororo, Ruanda. Leipzig 1916 (?). — Wiſſenſch. Ergebniſſe der Deutſchen Zentralafrika-Expedition 1907/08, Bd. VI, Erſter Teil.

49. B. Ankermann, Verbreitung und Formen des Totemismus in Afrika. — Zeitſchr. f. Ethnologie, 47. Jahrg., Berlin 1915, S. 114—180, mit Karte.

50. Miſſionsberichte in den Annalen der Afrikaniſchen Miſſion. Oudenboſch, Holland 1896—1916. (Beſonders die ausführlichen Berichte des Pater van der Burgt im Anfange der Urundi-Miſſion [1896], über ſechs Jahrgänge laufend, und aus den letzten Jahren die Briefe des Pater Dr. Zuure.) Jg. 13, 1896/97: S. 215—226, 250—265, 269—281, 283 bis 291, 302—311, 325—326, 334—341; Jg. 14, 1897/98: S. 10—19, 32—37, 38—46, 61—67, 69—79, 93—97, 107—115, 127—131, 138—147, 206—215, 234—243, 260 bis 272, 301—305, 325—330, 337—341, 362—369; Jg. 15, 1898/99: 9—19, 20—28, 48 bis 54, 64—74, 79—86, 95—104, 130—139, 166—176, 217—220, 231—239, 269—275,

288—293, 322—327, 332—338, 348—351, 359—364; Jg. 16, 1899/1900: 5—9, 19—27, 33—38, 46—52, 78—86, 101—108, 113—119, 134—136, 142—149, 164—177, 201 bis 207, 237—241, 267—272, 282—284, 298—308, 323—339, 352—359, 365—370; Jg. 17, 1900/01: 24—28, 52—56, 62—71, 77—81, 122—126, 144—150, 164—175, 193—194, 200—206, 224—229, 231—242, 269—278, 301—313, 340—347; Jg. 18, 1901/02: 30 bis 32, 53—56, 71—74, 151—157, 172—174, 191—194, 233—236; Jg. 19, 1902/03: 39, 76—80, 97—100, 113—119, 138—140, 202—206; Jg. 20, 1903/04: 4—10, 28—32, 124 bis 127, 219; Jg. 21, 1904/05: 131—136, 150—157, 210—219, 230—233; Jg. 22, 1905/06: 63—67, 73—80, 128—131, 164—166, 183—186, 203—208, 224—228, 228 bis 232; Jg. 23, 1906/07: 7—11, 22—25, 43—46, 61—68, 68—70, 216—223; Jg. 24, 1907/08: 21—23; Jg. 25, 1908/09: 90—94, 119—125, 135—142, 238—240; Jg. 26, 1909/10: 6, 15, 22, 90, 106—108, 184—190; Jg. 27, 1910/11: 20, 147—150, 162; Jg. 28, 1911/12: 187—194, 212—217, 228—231; Jg. 29, 1912/13: 12—16, 48—56, 75—80, 96—100, 157—163, 168—171, 172—175, 183—186, 196—200, 210—216, 230 bis 233, 245—248; Jg. 30, 1913/14: 19—21, 23—27, 28—30, 52—54, 70—74, 91—94, 133—136, 167—172, 226—228; Jg. 31, 1914/15: 28—31, 48—50, 67—69, 87—92, 113—116, 129—133.

51. Miſſionsberichte (vereinzelte) in Missions d'Afrique des Pères Blancs, Paris, rue cassette 127. Von 1896 bis 1916.

Notiz: Vielfache andere Literaturangaben ſind im Text des Buches zerſtreut.

Namen- und Sachregiſter

Ababandwa, religiöſe Brüderſchaft 119. 124. 129.
Abandwa, Medizinmänner 124.
Abafumu, Ärzte 129.
Abaganwa, Königsſippe 159. 179, ſ. Baganwa.
Abahondogo, ſ. Wahondogo.
Abaroſi, Hexen 133.
Abaſimu, böſe Geiſter 119.
Aberglauben 137 ff.
  bei Ackerbau 57.
  „ Mahlzeiten 137.
  „ Viehzucht 46.
  „ Waſſerverbrauch 138.
  im Familienleben 138.
Abortus 109.
Ackerbau 48 ff.
  Ackergeräte 49.
  Arbeitsgebiet des Mannes u. der Frau 49.
  Beete 54.
  Bewäſſerung, künſtliche 55.
  Düngung 54.
  Entwicklung des 177.
  Felder 54.
  Feldſchutz 56.
  Grabſtock 49.
  Hackbau 49.
Ackerbau
  Hacke 49.
  Hackfrüchte 49.
  Haumeſſer 49.
  Jahreszeiten 55.
  Religiöſe Gebräuche 57.
  Säen 54.
  Terraſſenfelder 54.
Adel 94. 182 ff.
Aderlaß als Heilmittel 141.
— der Rinder 45.
Adjektiva 147.
Adoption 97.
Äquatorialklima 4.
Ahnengeiſt 136.
Ahnentier 102.
Akarjenda, heilige Trommel 187.
Akkolade 95.
Alkohol 60 ff.
  Bananenbier 60.
  Bananenmoſt 61.
  Hirſebier 61.
  Honigbier 61.
Altersklaſſen 113.
Altkirundi 70. 124. 148.
Almwirtſchaft 21.
Amboß 85.
Amulette 130. 132 ff.
Angel 37.
Angelfiſcherei 38 ff.
Angina 142.
Animismus 103. 117.
Anker 73.
Ankermann 104.
Anthropologie 7.
Aphrodiſiaca 109.
Araber 151. 165. 181.
Arbeiteranwerbung 175. 177.
Arbeiterreſervoire 176.
Arbeitsgeſänge 70.
Armringe, als Schutz gegen Bogenſehne 8. 27. 34. 82.
Arundinaria alpina 5.
Ärzte 129.
Atoxyl 144.
Aufbahrung des Königs 115. 185.
Aufgaben der Kolonialverwaltung 176 ff.
Aufzucht der Rinder 112.
Außenhandel 175.

Babito 156. 158, ſ. Wamitu.
Baden 28.
Bäder als Heilmittel 141.
Baganda, Madiſtämme 155. 158.
Baganwa, Königsſippe in Urundi 88. 91. 101. 159. 169. 170. 179.

- Bahima 153 ff. 160 ff., ſ. a. Batuſſi.
  - Ausbreitung 157.
  - Einwanderung 157.
  - Expanſionstrieb 160.
  - Dynaſtie 156.
  - Geiſtige Eigenſchaften 14.
  - Geſchichte 162.
  - Götter 122.
  - Hirtenvolk 158.
  - Körperbeſchaffenheit 14.
  - Rind 40.
  - Wanderungen 160.
- Babinda 158 ff.
- Bahiru, Zentral-Bantu 153.
- Bahre, Beförderungsmittel 172.
- Bahutu 6. 51. 53.
  - Bedürfnis der Unterordnung 16.
  - Beweglichkeit des Geiſtes 13.
  - Feigheit 13.
  - Geiſtige Eigenſchaften 13.
  - Körperbeſchaffenheit 9.
  - Prahlen 13.
  - Tiefſtand 16.
- Bakiga, Zentral-Bantu 9.
- Ballſpiel 64.
- Bambus 5.
- Banane 50.
  - Bier 60.
  - Kultur 50.
  - Moſt 61.
  - Pflanzungen 50.
- Banjambo, Zentral-Bantu 153.
- Banjeginja, Herrſchergeſchlecht in Ruanda 159.
- Bantudialekt 7. 147.
- Bantumerkmale 152.
- Bantuſprache 147.
- Bantuvölker 152.
- Barundi 6 ff.
  - Bevölkerungsdichtigkeit 18.
  - Geiſtige Eigenſchaften 12 ff.
  - Geſchichte 7. 151 ff.
  - Körperbeſchaffenheit 7 ff.
  - Zahl 17.
- Batate 52.
- Batſchweſi 124. 147. 155.
- Batuſſi 6. 151. 153. 155. 179 ff., ſ. a. Bahima.
  - Faulheit 15.
  - Feigheit 14.
  - Geiſtige Eigenſchaften 14 ff.
  - Genußleben 15.
  - Geſchichte 153.
- Batuſſi, Herrenraſſe 14.
  - Intelligenz 14.
  - Körperbeſchaffenheit 8.
  - Lügen 15.
  - Müſſiggang 15.
  - Politiſcher Sinn 16.
  - Raſſenſtolz 14.
  - Zauberer 16. 132.
- Batwa, Pygmäen 6. 151. 152.
  - Biertrinker 62.
  - Geiſtige Eigenſchaften 12.
  - Götter 123.
  - Jäger 36.
  - Körperbeſchaffenheit 10.
  - Lederarbeiter 83.
  - Parias 7. 13. 94.
  - Schärfe der Sinne 12.
  - Schmiede 35. 83.
  - Soziale Stellung 94.
  - Sprache 148.
  - Töpferei 77.
- Batwale, Beamte 88. 170.
- Bauart der Hütten 21.
- Baumann, Oskar 1. 21. 151. 165.
- Baumwollſtoffe 30. 77.
- Beamte 88. 90.
- Beete 54.
- Begräbnis 113 ff.
  - Aufbahrung des Königs 115. 185.
  - Grabbeigaben 114.
  - Hockerſtellung 113.
  - Leichenträger 185.
  - Stellung der Witwe 114.
  - Totenſchmaus 115.
  - Trauerfarbe 114.
  - Trauergebräuche 114. 185.
- Begrüßungsformel 46.
- Beil 49.
- Beringe, v. 1. 166.
- Beſchneidung, unbekannt 113.
- Beſeſſenheit 123.
- Beſitzverhältniſſe 56. 171.
- Beſtattung des Königs 185 ff.
- Betelkauen 62.
- Bethe 1. 166.
- Bettſtelle 22.
- Beulen, eiternde 142.
- Bevölkerung Urundis 6 ff., ſ. Barundi, Batwa, Bahutu, Batuſſi.
- Bewäſſerung, künſtliche 55.
- Bienen 39 ff.
- Bienenkorbhütte 21. 158.
- Bienenſtöcke 39 ff.
- Bienenzucht 40.
- Bier 60.
  - bei religiöſen Feſten 129.
  - -brauen 60.
- Bier, Opfer 118.
  - -trinken 60.
- Bindetechnik der Flechterei 79.
- Blaſebalg 84.
- Blutmiſchung 9.
- Blutrache 93. 97. 105.
- Bogen 34.
  - Armringe als Schutz 34.
  - Köcher 34.
  - Pfeil 34.
- Bohnen 51.
- Boot 72.
  - Anker 73.
  - Einbaum 71. 72. 73. 82.
  - Rindenkanu 73.
  - Ruder 73.
  - Schnitzen der Boote 82.
  - Staakboot 73.
- Borana-Galla 153.
- Brachycephalie 10.
- Brandmalerei 91.
- Bräuche 137. 157 ff.
  - Akkolade 95.
  - Begräbnis 113 ff.
  - Grashuldigung 95.
  - Grußformen 95.
  - Trauer 114. 185.
- Brauneiſenſtein 83.
- Brautwerber 106.
- Brauverfahren 61.
- Brennmaterial 24.
- Brettſpiel 65.
- Bruchſtufe, tektoniſche 2.
- Brücken 71. 72.
- Brüderſchaften 124. 129.
- Buckelrinder 41.
- Burgt, van der, Pater 1. 103. 113. 120. 124. 149. 151. 159. 162. 178.
- Burton 151.
- Butter 45.
  - Kosmetiſches Mittel 28.
  - -milch 45.

- Charakter der Barundi 12 ff.
- Chirurgie 140.
- Chronologie der Könige 180 ff.
- Clan 98 ff.
  - Abzeichen 35.
  - -älteſte 90. 100. 104.
  - der Baganwa 88. 91. 101. 159. 169. 170.
  - Blutrache 105.
  - Exogamie 100. 101.
  - Gliederung 99.
  - Kommunismus 104.
  - Namen 99.
  - Organiſation 89. 100.
  - Tabellen 99.
  - Totem 102.

Czekanowski 10. 148. 155. 156. 160. 163.

Dach der Hütte 21.
Dämonenglaube 117.
Dampfbäder 141.
Deformation der Zähne 30. 113.
Degeneration der Rinder 44.
Dickmilch 45.
Diebſtahl 93.
Dienerſchaft 96.
Dolichocephalie 8.
Dorf 19. 23.
    -plan 20.
    -umzäunung 23.
Drahtziehen 85.
Drehſcheibe 78.
Dreieinigkeit 121.
Dünger 54.
Dynaſtie in Urundi 88. 101. 162.
Dysenterie 143.

Ehe 106 ff.
    Brautwerber 106.
    -bruch 101. 107.
    -hinderniſſe 107.
    Exogamie 100.
    Endogamie 100. 153.
    Gruppenehe 100.
    Jungfräulichkeit der Braut 107.
    Kaufpreis für die Braut 106.
    Leviratsehe 108.
    Mitgift 106.
    Monogamie 108.
    Patriarchat 107.
    Polyandrie 109.
    Polygamie 108.
    -ſcheidung 107.
    Schweſternheirat 102. 157. 182.
    Witwe 108.
Eid 98.
Eier 47.
Eigentumsverhältniſſe 41 ff. 56. 93. 171.
Einbaum 71. 72. 73. 82.
Eingeweidewürmer 143.
Einzeltänze 65.
Einzelſiedelung 19.
Eiſenbahn, Zentral- 173 f.
    Urundi-Ruanda- 176.
Eiſeninduſtrie 83 ff.
Elefantenjagd 36.
Eleuſine 52.
Ekſtaſe, religiöſe 123.
Emin Paſcha 110. 115. 142. 154.
Endogamie 100. 153.
Erbfolge 92.
Erblehen 89.
Erbſen 51.
Erdnüſſe 52.
Euphorbienhecken 93.
Exogamie 100. 153.

Fallen für Tiere 37.
Fallgruben 36.
Familienfehden 180.
Familienleben 138.
Färbemethode für Rindenſtoff 31.
Fauna Urundis 6.
Feigheit der Bahutu 13.
— — Batuſſi 14.
Feile 84.
Felder 19. 54.
Fellbearbeitung 83.
Fellkleidung 30. 32.
Fetiſchismus 117.
Fettſchwanzſchaf 47.
Feuerſtelle 24.
Ficusarten 24. 31.
Fingerrechnen 146.
Fiſchfang 37 ff.
    Angel 37.
    Angelfiſcherei 38.
    Harpunen 39.
    Netze 37.
    Reuſen 39.
    Schleppnetz 38.
Fiſchhandel 38.
Flechterei 79.
    Bindetechnik 79.
    Matten 79.
    Nähtechnik 80.
    Spiraltechnik 80.
    Webetechnik 79.
Flechtmatten der Hütten 21.
Fleiſch, Zubereitung 25.
Fleiſchgenuß 45, 46, 103.
Flora Urundis 4 ff.
Floß 72.
Flöte 68.
Flugdrachen, Kinderſpielzeug 64.
Fonck 1. 166.
Frau 106.
    ſoziale Stellung 108.
Friedensſchluß 87.
Fruchtabtreiben 100.

Galla 8. 154. 158.
Gallaexpanſion 154.
Gaßldinger 127. 130. 132.
Gebetshilfe 127.
Gebräuche, abergläubiſche 137 ff., ſ. a. Bräuche.
Geburt 110.
    Kaiſerſchnitt 110. 140. 142.
    Namengebung 111.
    Zwillinge 110.
Gefäße 25. 44. 78.
Gefäßblaſebalg 84.
Gefechtsſpiele 63.
Gefolgſchaft 97.
Geheimbund 119. 122. 124 ff. 129.
Geheimniſſe, religiöſe 126.
Gehöft 19.
Geiſter 119.
Geiſterhütten 22. 127. 135.
Geiſterwelt 120.
Geiſtige Eigenſchaften der Bahutu 13.
— — — Batwa 12.
— — — Batuſſi 14.
    Höflichkeit 96.
    Klatſchſucht 45.
    Kriegeriſcher Geiſt 86.
Geld 76 ff.
    Baumwollſtoffe 77.
    Heller 76.
    Rupie 76.
    Perlſchnüre 76.
Gemeinden 104.
Gemeinderat 90.
Genußleben 15.
Genußmittel 58.
    Alkohol 60 ff.
    Betelkauen, unbekannt 62.
    Haſchiſchrauchen, unbekannt 62.
    Tabak 52 ff. 58.
Geologie Urundis 2.
Geſang 68. 70. 127.
Geſchenke 96.
Geſchichte der Barundi 7. 151 ff. 180.
Geſchlechter, vornehme 99. 182.
Geſchlechtsreife 112 ff.
Geſellſchaft, Gliederung 94. 96 ff.
    Haushörige 96.
    Knechte 97.
    Mägde 97.
Geſichtsform der Batuſſi 8.
— — Batwa 10.
Gewichte 77.
Gewohnheitsrecht 92.
Gifte, als Heilmittel 141.
    Pfeilgifte 34.
    -probe 98. 133.
Gitega, Station 74. 173.
Glaſieren der Töpfe 78.
Glossina morsitans 144.
— palpalis 12. 144.
Goering v. 169. 170.
Gonorrhöe 143.
Götter 117. 119 ff.
    -bilder, fehlende 137.
    Imana 41. 46. 120.
    Kiranga 121. 188.

Götter, Namen 120.
  Riangombe 46. 122. 188.
Gottesurteil 98. 133.
Götzen, Graf von 14. 21.
Gouverneure 88. 90.
Grab 114, ſ. Begräbnis.
Graben, zentralafrikaniſcher 2.
Grabſtock 49.
Grashuldigung 95.
Grasland 4.
Grawert v., 1. 166. 167.
Grenzbäche 87.
Grenzen Urundis 2.
— Verwaltungsbezirke 89.
Groß-Batwale 88. 170. 171.
Großhäuptlinge 178.
Großhornrinder 40. 158.
Gruß 46.
  -formen 95.
  Rindergruß 47.
Grün, Pater 179.
Grundbantu 6.
Gruppenehe 100.
Gruppentänze 65.

Haar der Bahutu 9.
— — Batuſſi 9.
— — Batwa 11.
  Epilieren 28.
  Raſieren 28.
Hackbau 49.
Hacke 49. 81.
Hackfrüchte 49.
Hain, heiliger 118, 137.
Halsſchmuck 27.
Hammelfleiſch 26. 46.
Hammer 85.
Hamiten 6. 153.
  Sprachreſte 149.
Handel 74 ff. 175.
  Fiſchhandel 38.
  Geld 76 ff.
  Hauſierhandel 175.
  Märkte 74.
  Rindshäute 44. 46. 75. 175.
  Salz 74.
  Wachs 75. 175.
Handgelenk 8.
  Armring 27. 82.
Händler 175.
Handwerk 77 ff.
  Batwaſchmiede 35.
  Brauverfahren 61.
  Drahtziehen 85.
  Eiſeninduſtrie 83.
  Flechterei 79.
  Fellbearbeitung 83.
  Holzſchnitzerei 80.
  Hauswerk 77.
Handwerk, Lederbearbeitung 83.
  Lohnwerk 77.
  Schmiede 33. 84.
  Töpferei 78.
  Weberei 80.
Handwerkszeug 81.
Harpune 39.
Haſchiſchrauchen, unbekannt 62.
Haumeſſer 49.
Häuptlinge 170. 178.
  weibliche 108.
Haushörige 96.
Hauſierhandel 175.
Haustiere 40 ff.
  Huhn 47.
  Hund 48.
  Rind 40 ff.
  Schaf 47.
  Ziege 47.
Hauswerk 77.
Hautfarbe der Bahutu 9.
— — Batuſſi 9.
— — Batwa 11.
Hecke 93.
Heilige Bäume 120.
— Haine 118. 137.
— Herden 184.
— Speere 127. 134.
— Stiere 121.
— Trommel 187.
Heirat 106 ff. 157. 182. 185.
Heller 76.
Herd 24.
Herden 42.
Heroen 119.
Heroenkult 116.
Herrenkaſte der Batuſſi 14.
Herrſchergeſchlecht 88. 162. 171.
Heuſchrecken, Nahrungsmittel 39.
Hexerei 133.
Hirſebier 61.
Hirtengott 122.
Hirtengruß 95.
Hirtenvölker, Bahima 158.
Hochweideland 4.
Hockerſtellung 113. 115.
Hofbeamte 88.
Höflichkeit 96.
Hohlmaße 77.
Hölle 122.
Holzgefäße 25.
Holzmörſer 25.
Holzſchnitzerei 80.
Honig 40.
Honigbier 61.
Hörige 96.
Hörner der Rinder 43.
Hottentotten 158.
Houy 2. 7.
Huhn 47.
Hühnerfleiſch 46. 47.
Hund 48. 158.
Hütte 19. 21 ff.
  Bauart 21.
  Bienenkorbform 21. 158.
  Dach 21.
  Feuerſtelle 24.
  Geiſterhütte 22. 127. 135.
  Herd 24.
  Opferhütte 135.
  Rundhütte 7.
  Tür 19.
  Vorratshütte 22. 56.
Hydrographie von Urundi 4.
Hymnen 127.

Igitara, Bergland 153.
Imana 41. 46. 120. 137. 188.
Imandwa 123.
Inder 173.
Intelligenz der Batuſſi 14.
Intrige, politiſche 170.
Iſlam 139.
Iviranga, Prieſter 123.
Iwanga, Berg 164. 181.

Jagd 26. 36.
  Elefantenjagd 36.
  Fallen 37.
  Fallgruben 36.
  Fiſchfang 37 ff.
  Hunde 36. 48.
  Leimrute 37.
  Schlinge 37.
  Treibjagd 36. 48.
  Vogeljagd 37.
Jahreszeiten 145.
— bei Ackerbau 55.
Johanſen 105.
Johnſton 155. 157.
Jungfräulichkeit 107.

Kagera, Fluß 4.
Kagora, Gott 120.
Kaiſerſchnitt 110. 140. 142.
Kalb 44.
Kamm 28.
Kandt 1. 5. 12. 14. 16. 66. 166. 167.
Kapformation 2.
Kaufpreis für Braut 106.
Kauteriſation 141.
Keulen 35.
Kilima, Häuptling 162. 168. 170. 188. 189.
Kind 110.

- Kindererziehung 112.
- Kinderreichtum 19. 181.
- Kinderſpiele 63 f.
- Kindsmord 111.
- Kiranga 111. 121. 127. 128. 188.
- Kirundiſprache 70. 124. 128. 147. 148.
- Kiſabo, König 1. 32. 165. 166. 167. 180. 183. 188.
- Kitara, Bergland 153.
- Kleidung 30 ff.
  - Baumwollſtoffe 30.
  - Felle 30, 32.
  - Kopfbedeckung 32.
  - Lendenſchurz 30.
  - Rindenſtoff 30.
  - Tanzkoſtüme 67.
- Klientel 97.
- Klima von Urundi 4.
- Klimawechſel 143.
- Kliſtiere 141.
- Knechte 97.
- Kneiperei 61.
- Kochen 25.
- Köcher 34.
- Kochgeſchirr 25.
- Kolonialgeſchichtliches 165.
- Koloniſten, deutſche 177.
- Kommunismus 104.
- König 88 ff.
  - Beſtattung 115. 185.
  - Chronologie 180 ff.
  - Heirat 101. 185.
  - Menſchenopfer 116.
  - Thronfolge 91. 169. 183.
  - Titel 88.
  - Tragſeſſel 168.
  - Trauergebräuche 185 f.
- Königsmutter 169. 185.
- Königsſippe 88. 101. 171.
- Königstrommel 70. 187.
- Königswahl 184.
- Konkubinat 109.
- Kopfbedeckung 32.
- Körbe 79.
- Körperbeſchaffenheit der Barundi 7.
- Körpergröße 8. 9. 10.
- Körperhaltung der Barundi 33.
- Körperſchmuck 27.
- Körperverunſtaltungen 30.
- Kosmetiſche Mittel 28.
- Koſtüme zum Tanzen 67.
- Kral 23.
- Krankheiten 140. 142 ff.
- Kreiſel, Kinderſpielzeug 64.
- Krieg 86.
  - Friedensſchluß 87.
  - Führung 86.
- Kriegshorn 68.
- Kriegslehen 89.
- Kriegsſchmuck 35.
- Kriegstänze 35. 66.
- Kriegsüberlieferung 181.
- Kronprinz 91. 183.
- Kubandwa, religiöſer Bund 122. 123. 124. 125.
- Kuhurin, zum Ausſpülen der Milchgefäße 45.
- Kultgemeinde 124.
- Kulthandlungen 134.
- Kulturarbeit der Miſſion 139.
- Kulturgewächſe 50 ff.
  - Banane 50.
  - Bataten 52.
  - Bohne 51.
  - Erbſe 51.
  - Erdnuß 52.
  - Eleuſine 52.
  - Kürbis 53.
  - Mais 52.
  - Maniok 52.
  - Ölpalme 53.
  - Pfeilwurz 52.
  - Sorghum 52. 61.
  - Tabak 52.
  - Yams 52.
- Kultus 123 ff.
  - Bier 129.
  - Medizinmänner 124. 129.
  - Prieſter 123.
  - Totem 102.
  - Zauberer 129.
- Kunſt 81.
  - Brandmalerei 81.
  - Figuren 81.
  - Holzſchnitzerei 80.
  - Ornamente 29. 78. 81.
- Kupfer 85.
- Kürbis 53.
- Kuß 112.

- Lagerſtatt 22.
- Landlehen 89.
- Langenn-Steinkeller v., VII. 1. 98. 99. 159. 162. 170. 172.
- Langheld 1. 166.
- Langſchädel 9.
- Lederbearbeitung 83.
- Lehnsweſen 89. 171.
  - Erblehen 89.
  - Kriegslehen 89.
  - Landlehen 89.
  - Lehnsbereich 90.
  - Lehnsleute 98. 171.
  - Viehlehen 89.
- Leibwache 87.
- Leichenträger 185.
- Leimrute 37.
- Lendenſchurz 30.
- Lepra 142.
- Leviratsehe 92. 108.
- Linienornamente 29. 78.
- Livingſtone 151.
- Lohnwerk 77.
- Löſegeld 97.
- Loupias 122. 158.
- Lügen, der Batuſſi 15.
- Luſchan v. 9. 158. 160.
- Luxusvieh 44.
- Luzifer der Barundi 121.

- Madiſtämme 155. 158.
- Mägde 97.
- Magiſche Kräfte 129. 132. 140.
- Mahlzeiten 25. 26.
- Mais 52.
- Malaria 143.
- Maniok 52.
- Manismus 117.
- Marienheim 139. 166.
- Märkte 74 ff.
- Maſſai 101. 108. 113. 154.
- Maſſentänze 65.
- Matten 79.
- Medien 123.
- Medizin 132. 140 ff.
  - Aderlaß 141.
  - Atoxyl 144.
  - Bäder 141.
  - Chirurgie 140.
  - Gifte 141.
  - Kaiſerſchnitt 110. 140. 142.
  - Kauteriſation 141.
  - Kliſtiere 141.
  - Schröpfen 141.
- Medizinmänner 124. 129. 131. 134. 140.
- Meinhof 100. 117. 158.
- Melken 44.
- Menſchenopfer 116. 186.
- Meſſer 81.
  - Haumeſſer 49.
  - Schwertmeſſer 34.
- Meſſing 85.
- Milch 25. 44.
  - Buttermilch 45.
  - Dickmilch 45.
  - Gefäße 44.
- Mirambo, Häuptling 164.
- Mißernten 19. 56.
- Miſſion 1. 138. 139. 165.
- Mitgift 106.
- Mlagaraſſi, Fluß 4.
- Mondjahr 145.
- Monogamie 106.
- Monotheismus, angeblicher, 121.
- Mpara, Prieſtergehilfen 125.
- Mugaſcha, Gott 120.

- Mugera, Miſſionsſtation 1. 139. 166.
- Mugeraberg 182.
- Muhini, Großhäuptling 178.
- Mujaga, Miſſionsſtation 1. 139. 166.
- Muſik 67 ff.
  - Inſtrumente 67. 68.
  - Orcheſter 70.
  - Querpfeife 68.
  - Raſſelbretter 68.
  - Raſſelkürbiſſe 69.
  - Schalenzither 67. 156.
  - Trommel 69.
- Muſinga, König 13. 165.
- Mutaga, König 162. 169. 180. 183.
- Mwambutſa 162. 180.
- Mweſi 145. 162. 165. 180. 186.
- Mwikidje 169. 183.

- Nahrungsmittel 25.
  - Butter 45.
  - Eier 47.
  - Fiſche 37 ff.
  - Hammelfleiſch 46.
  - Heuſchrecken 39.
  - Honig 40.
  - Hühnerfleiſch 46. 47.
  - Milch 25. 44 ff.
  - Rindfleiſch 45.
  - Rindsblut 45.
  - Termiten 39.
  - Ugalibrei 52.
  - Wild 36.
  - Ziegenfleiſch 46.
- Nähtechnik der Flechterei 80.
- Namen 98. 111.
- Namenänderung 186.
- Namengebung 111.
- Narbentätowierung 29.
- Naſenklemmer, der Schnupfer 59.
- Nbirikumutima 183.
- Negercharakter 14.
- Netze 80.
  - Fiſcherei 37.
  - Tragnetze 80.
- Neubettelsbacher Miſſion139.
- Nilotenſtämme 156.
- Niloto-Hamiten 154.
  - Maſſai 154.
  - Sprache 149.
- Niragongo, Geiſt 122.
- Notzeiten 19.
- Ntare, König 162. 164. 180.

- Oberprieſter 88. 125.
- Oberzauberer 131.
- Ölpalme 53.
- Opfer 119. 121. 135. 136. 184.
  - Bieropfer 118.
  - Huhnopfer 45.
  - Hütte 135. 136.
  - Rinderopfer 126.
- Orakel 47.
- Orcheſter 70.
- Ornamente 78. 81.

- Palmöl 53. 74.
- Papyrusdickichte 5. 54. 71.
- Paradies 122. 153.
- Parias (Batwa) 7. 13. 94.
- Patriarchat 100. 107.
- Paulitſchke 154.
- Perle 76.
- Perlſchnüre 76.
- Pfählung 97.
- Pfeffer 54.
- Pfeil 34.
  - Aderlaß der Rinder 45.
  - Fiederung 33. 34.
  - Gifte 34. 141.
  - Spitze 34.
- Pfeilwurz 52.
- Phaseolus vulgaris 51.
- Pisum sativum 51.
- Plateauland 4. 17.
- Pocken 19. 142.
- Politiſcher Sinn der Batuſſi 16.
- Polyandrie 109.
- Polygamie 108.
- Prieſter 88. 123. 125. 134.
- Prinz 179.
- Prinzeſſin 179.
- Prodentie 9.
- Prognathie 9.
- Proſtitution 101. 109.
- Provinzgouverneure 90.
- Pubertätsfeſte 113.
- Puppen 64.
- Pygmäen 10. 11. 152, ſ. a. Batwa.
- Pythonſchlange 115. 136. 186.

- Quarzitgebiete 17.
- Quarzit-Schieferplateau 2.
- Querpfeife 68.

- Ramſay 1. 166.
- Rangabzeichen 28.
- Raſieren 28.
- Raſſelkürbiſſe 69.
- Raſſelſtäbe 68. 134.
- Raſſenſtolz der Batuſſi 14. 101. 160.
- Raubwirtſchaft 26. 175.
- Rauchen 53. 58.
- Rechnen 146.
- Rechtsbegriffe 93.
- Rechtspflege 92 ff.
  - Adoption 97.
  - Blutrache 93. 97. 104.
  - Diebſtahl 93.
  - Ehebruch 101. 107.
  - Eheſcheidung 107.
  - Eid 98.
  - Eigentum 93.
  - Erbfolge 92.
  - Gewohnheitsrecht 92.
  - Gottesurteil 98. 113.
  - Kindsmord 111.
  - Körperſtrafen 94.
  - Leviratsehe 92.
  - Löſegeld 97.
  - Patriarchat 100. 107.
  - Richter 94.
  - Selbſthilfe 105.
  - Stellung der Witwe 92. 108.
  - Strafen 97.
  - Totſchlag 105.
- Regenmenge von Urundi 4.
- Regierungsbeamte 88.
- Reifenwerfen 64.
- Reihenfolge der Könige 162. 180.
- Religion 117 ff.
  - Aberglaube 137.
  - Ahnengeiſt 136.
  - Amulette 130. 132.
  - Animismus 102.
  - Gebetshilfe 127.
  - Gebräuche 57, ſ. a. Bräuche.
  - Geheimbund 119. 124.
  - Geiſterhütte 22. 127. 135.
  - Geſänge 70. 127.
  - Götter 119.
  - Gottesurteil 98. 113.
  - Heroen 119.
  - Hexerei 133.
  - Hölle 122.
  - Kulthandlungen 134.
  - Kultus 123.
  - Medizinmänner 124. 129. 140.
  - Menſchenopfer 116.
  - Monotheismus, angeblicher, 121.
  - Opfer 119. 121. 135.
  - Opferhütte 135.
  - Paradies 122. 153.
  - Prieſter 88. 123. 134.
  - Scheu vor Verſtorbenen 186.
  - Seelenſitz 118.
  - Seelentiere 102.
  - Seelenwanderung 102. 118.
  - Seelenwurm 115. 186.

Religion, Totemismus 102 ff.
  Trommel, heilige 69. 187.
  Unſterblichkeit der Seele 102. 118.
  Wahrſager 133.
  Weltſchöpfer 120.
  Zauberer 31. 129.
  Zaubermittel 132.
  Zaubererſchule 131.
Reſident 166. 167. 173.
Reuſen 39.
Rhythmus bei Arbeit 70.
Riangombe 46. 120. 122. 126. 188.
Richter 94.
Rikiranga, Gott 121.
Rinder 40 ff.
  Aderlaß 45.
  Bahimarind 40.
  Beſitz 42.
  Blut 45.
  Degeneration 44.
  Einfuhr 176.
  Fleiſch 45.
  Großhornrind 41. 158.
  Häute 44. 46. 75.
  Heilige 44. 184.
  Hirtengruß 47.
  Hörner 43.
  Opfer 126.
  Peſt 19. 43.
  Raſſen 176.
  Schutzherr 41. 122.
  Stammkapital 41.
  Unterernährung 43.
  Verehrung 41. 103. 184.
  Zebu 41.
  Zuchtſtiere 43.
Rindenkanu 73.
Rindenzeug 30 ff.
  Bearbeitung 31.
  Färbmethode 31.
  Kleidung 24. 30.
Roehl 149.
Ruanda, Dynaſtie 165.
Ruder 73.
Rugaba, Gott 120.
Ruhinda, Herrſcher 159. 162.
Rumaliſa 165. 181.
Rumpffläche, geologiſche 4.
Rupie 76.
Ruſſabiko 179.
Ruſſiſiniederung 6.

Sackblaſebalg 84.
Säge 81.
Salz, Handelsware 74.
Sämiſchleder 83.
Sandfloh 142.
Säugetiere Urundis 6.
Saugrohr beim Biertrinken 62.
Schädel 8.
  brachycephal 10.
  der Bahutu 9.
  „ Batuſſi 8.
  „ Batwa 10.
  dolichocephal 8.
Schaf 47.
Schalenblaſebalg 84.
Schalenzither 67. 158.
Scheidung der Ehe 107.
Schiefer, kriſtalline 2.
Schilde 35. 81.
Schlafkrankheit 12. 144.
Schlagkeulen 35.
Schlauchblaſebalg 84.
Schleppnetz 38.
Schlingtechnik der Flechterei 88.
Schmiede 33. 83.
  Batwa 35.
Schmiedewerkzeuge 84 ff.
Schmuck 27 ff.
  Armring 34.
  Haartracht 28.
  Halsſchmuck 27.
  Holzring am Handgelenk 8. 27. 34. 82.
  Körperſchmuck 27.
  Kriegsſchmuck 35.
  Rangabzeichen 28.
  Tätowierung 28 ff.
Schmuck, Verunſtaltungen 30.
  Ziernarben 29.
  Zuſpitzen der Zähne 30. 113.
Schmutz 23.
Schnupfen 53. 59.
Schnupftabak 59.
Schollenbewegung, geologiſche 4.
Schöpflöffel 25.
Schreibung der Völkernamen 2.
Schröpfen 141.
Schuli 156.
Schutztruppe 1. 166. 173.
Schweinfurth 157.
Schweſternheirat 102. 157. 182.
Schwiegermutter 138.
Schwiegervater 138.
Schwimmen 74.
Seele 117.
  Seelentiere 102. 118.
  Seelenwurm 115. 136. 186.
  Unſterblichkeit 118.
  Wanderung 118.
Seifenfabrikation 53.
Selbſthilfe 105.
Selbſtmörder 98.
Seruſchanja 169. 179.
Sexuelle Laſter 112. 113.
Siedlungen 17 ff.
Sinne, der Batwa 12.
Sippen, Clans 98 ff.
Sittliche Verhältniſſe 107 ff.
  Abortus 109.
  Jungfräulichkeit der Braut 107.
  Kindsmord 111.
  Konkubinat 109.
  Laſter 112.
  Polyandrie 109.
  Proſtitution 101. 109.
Sklaven 96.
Sonne 145.
Sorghum 61.
Soziale Verhältniſſe 94.
  Adel 94.
  Altersklaſſen 113.
  Brüderſchaften 129.
  Clanorganiſation 89.
  Gefolgſchaft 97.
  Hofbeamte 88.
  Parias 94.
  Standesgliederung 94.
  Stellung der Frau 106.
  Unfreie 94.
  Vornehme Geſchlechter 99. 182.
Speer 32 ff.
  Formen 32.
  Heiliger Speer 127. 134.
  Schäfte 33.
Speiſeverbote 26. 137.
  im Totemismus 103.
Speiſevorſchriften 137.
Speke 151. 154.
Spiele 63 ff.
Spinat 54.
Spione des Königs 90.
Spiraltechnik der Flechterei 80. 158.
Sprache 147 ff.
  Adjektiva 147.
  Altkirundi 70. 124. 148.
  Batwa 148.
  Hamitiſch 149.
  Kirundi 148.
  Schnelligkeit des Sprechens 147.
  Subſtantiva 147.
  Zeitwort 147.
Sprichwörter 149 ff.
Staakboote 73.
Staatsrat 90.
Stallfütterung 42.
Stammkapital, Rinder als 41.
Standesgliederung 94.
Stanley 151.
Stege 72.

- Steinwerkzeuge 35. 151. 179.
- Steuern 174.
- Stockwettwerfen 64.
- Strafen 97.
  - Körperſtrafen 94.
  - Pfählung 97.
- Straßen, der Bahimawanderungen 160.
- Strohhuldigung 185.
- Stuhlmann 77. 84. 153. 155.
- Sultanswahl 183.
- Syphilis 142.

- Tabak 52. 58.
  - Pfeifen 79.
  - Rauchen 53. 58.
  - Schnupfen 53. 59.
- Tageszeiten 146.
- Täler 4. 17.
- Tanganikaſee 2.
  - Fiſcherei 38.
- Tänze 65 ff.
  - Einzeltanz 66.
  - Koſtüme 67.
  - Kriegstanz 35. 66.
  - Religiöſe 128.
  - Weibertanz 67.
- Tätowierung 28 ff.
- Termiten, Nahrungsmittel 39.
- Terraſſenfelder 54.
- Teufel 121.
- Thermalbäder 141.
- Thiel, van 124. 159. 181.
- Thronfolge 91. 183. 184.
- Thronwechſel 169. 183.
- Tierarzt 43.
- Tiere, jagdbare 36.
  - Haustiere ſ. Haustiere.
- Tiller 2.
- Tod 113.
  - Scheu vor den Verſtorbenen 186.
- Ton 78.
- Tongefäße 25. 78.
- Tonſchieferplateau 2.
- Töpferei 78. 79.
- Totemismus 102 ff. 117.
  - Speiſeverbote 103.
  - Tiere 118.
- Totenfeſte 114.
- Totenſchmaus 115.
- Totſchlag 105.
- Tragbahre 72.
- Trägerverkehr 72. 75.
- Tragnetze 80.
- Tragſeſſel des Königs 168.
- Trauerbräuche 114. 186.
- Trauerfarbe 114.
- Treibjagd 36. 48.
- Tröge 42.
- Trommel 69.
  - Heilige 69. 187.
  - Königstrommel 70. 187.
- Trotha, v. 1. 166.
- Tſetſefliege 144.
- Türöffnung 21.

- Überwurf 30.
- Ugalibrei 52.
- Uganda 155.
- Uha 131. 163. 181. 182.
- Ujogoma 181.
- Umubandwa 125.
- Umuſumu, Arzt 134.
- Umugaſcha, Gott 120.
- Umuroſi 133. 134.
- Umuſimu 118.
- Umuſiru, Clantotem 102.
- Umwami, Königstitel 88. 188.
- Umzäunung 23.
- Unfreie 94.
- Unjamweſi, Erklärung des Namens 145.
- Unjoro 153. 155. 159.
- Unſterblichkeit der Seele 118.
- Urundi 1 ff.,
  - Bevölkerung 6 ff.
  - Dynaſtie 163. 180.
  - Erforſchung 1.
  - Geologie 2.
  - Geſamtbevölkerung 11.
  - Grenzen 2.
  - Hydrographie 4.
  - Klima 4.
  - Königreich 88.
  - Königſippe 170.
  - Tierleben 6.
  - Vegetation 4 ff.
- Urwald 5.
- Uſumbura 1. 53. 74. 75. 166. 172.

- Vegetation Urundis 4 ff.
- Verkehrsmittel 71 ff.
- Verlogenheit der Batuſſi 14.
- Verſteckenſpielen 64.
- Verunſtaltungen, ſchmückende 30.
- Verwaltungspolitik 167. 174.
- Veſtalinnen 188.
- Viehglocken 42.
- Viehhäute 175.
- Viehleben 89.
- Viehtränken 43. 185.
- Viehweide 42.
- Viehzucht 40 ff.
  - Aberglauben 46.
  - Bahimarind 40. 158.
  - Export 46.
  - Hühner 47 ff.
  - Hund 48.
- Viehzucht, Kalb 44.
  - Kraftfutter 43.
  - Luxusvieh 44.
  - Melken 44.
  - Rinderpeſt 43.
  - Rindviehbeſtand 176.
  - Schaf 47.
  - Stallfütterung 42.
  - Tierarzt 43.
  - Tierpflege 43.
  - Tröge 42.
  - Viehglocken 42.
  - Weidegang 42.
  - Zeburind 41.
  - Ziegen 47.
  - Zuchttiere 41. 176.
- Vögel 6. 37.
  - Vogeljagd 37.
  - Vogelſcheuchen 56.
- Völkernamen 2.
- Volkskraft 177.
- Vorgeſchichte 151. 179.
- Vorratshütten 22. 56.
- Votivgaben 136.

- Wabandwa, Medizinmänner 124.
- Wachs 40. 75. 175.
- Waffen 32 ff.
  - Bogen 24.
  - Meſſer 34.
  - Pfeil 34.
  - Schild 35. 80.
  - Schlagkeulen 35.
  - Speer 32.
- Waganwa 179, ſ. Baganwa.
- Wahima 153, ſ. Bahima.
- Wahondogo 163. 164. 179. 181.
- Wahrſager 133.
- Wahuma 154, ſ. Bahima.
- Wakundo, Adelsgeſchlecht 182.
- Waldbantu 151.
- Waldbatwa 13. 36.
- Waldrodung 161.
- Waldverwüſtung 5.
- Walindi 154.
- Wamara, Gott 120.
- Wambutti, Urwaldpygmäen 10.
- Wanderhändler 175.
- Wanderungen der Bahima 154. 157. 160.
- Wandſchirme 21.
- Wangoni 181.
- Wanjakarama, Adel 182.
- Warwanda, Adel 182.
- Waſigawa, Adel 183.
- Waſſerprobe 98.
- Waterwa, Adel 183.

Watſchweſi, Batſchweſi 124. 147. 155.
Watuta 164.
Wawitu 154. 155. 156, ſ. Babito.
Webetechnik der Flechterei 79.
Weberei, ſehlende, 80.
Wege 71.
Wehrgehänge 34.
Weiberbünde 109.
Weibertänze 67.
Weidegang 42.
Weihe der Felder 57.
Weiße Väter, Miſſionsgeſellſchaft 1. 139. 151.
Weltſchöpfer 120.
Wenengwe, Abel 182.
Weule 63. 65.
Wildwachſende Pflanzen 54.
Wirtſchaft 36.
    Ackerbau 48 ff.
    Bienenzucht 39.
    Fiſchfang 37 ff.
    Genußmittel 38 ff.
    Hackbau 49.
Wirtſchaft, Handel 74.
    Handwerk 77.
    Jagd 26. 36 ff.
    Raubwirtſchaft 26. 175.
    Verkehrsmittel 71 ff.
    Viehzucht 40 ff.
Witſchweſi 154. 156.
Witwe 92. 108. 114.
Wohnhütten 21 ff.
Wundt 117.

Yams 52.

Zahl der Barundi 17.
Zählen 146.
Zähne 9.
    Deformation 30. 113.
    Schiefzähnigkeit 9.
Zauberer 129. 131.
    Batuſſi 16.
    -mittel 132.
    -raſſeln 133.
    -ſchule, Uha 131. 182.
Zaun 23. 24.
Zeburind 41.
Zehnten 57.
Zeitrechnung 145.
    Jahreszeiten 145.
    Mondjahr 145.
    Tageszeiten 146.
Zeitwort 147.
Zentralbahn 173. 174.
Zentralbantu 9. 152.
Zeremonien des Kubandwa 125 ff.
— des heiligen Speeres 127. 134.
Ziege 47.
    Felle 30.
    Fleiſch 46.
Ziernarben 29.
Zivilverwaltung 174.
Zuchttiere 41. 43.
Zweikampf 63.
Zwerge, ſ. Pygmäen.
Zwillinge 110.
Zwiſchenſeengebiet 2.
Zwiſchenſeenhaumeſſer 49.
Zwiſchenſeenſtämme 2.

Zur Einführung

Am 1. November 1914 iſt in Leipzig das Kgl. Sächſ. Forſchungsinſtitut für Völkerkunde ins Leben getreten, deſſen erſte Veröffentlichung hiermit der wiſſenſchaftlichen Welt vorgelegt wird.

Das neue Inſtitut faßt, dem univerſalen Charakter des Leipziger Muſeums für Völkerkunde und dem an der Univerſität geübten Lehrbetrieb entſprechend, die Völkerkunde in ihrem ganzen Umfang ins Auge; ſie ſchließt deshalb in ſie neben der Ethnographie und der Ethnologie auch die Urgeſchichte und die Volkskunde ein, ſoweit beide Wiſſenſchaften Vergleichsmomente mit der Völkerkunde im engeren Sinn ergeben. Die Arbeitsteilung in Feldforſchung durch Expeditionen mit Spezialaufträgen und in Inſtitutsforſchung mit der Unterſuchung beſonders wichtiger Probleme, wie ſie das Bureau of Ethnology in Waſhington, das einzige Inſtitut verwandter Art, ſeit Jahrzehnten ſo erfolgreich betrieben hat, iſt auch für Leipzig die gegebene Methode.

Für die Veröffentlichung der Ergebniſſe dieſer Studien ſind zunächſt zwei Reihen von Abhandlungen vorgeſehen:

Reihe I: Ethnographie und Ethnologie.
Reihe II: Urgeſchichte und Volkskunde.

Die einzelnen Abhandlungen werden vom Unterzeichneten in zwangloſer Folge herausgegeben. Sie erſcheinen im Verlag der Firma Otto Spamer in Leipzig und ſind durch jede Buchhandlung zu beziehen. Alle Zuſchriften und Sendungen, die die Mitarbeit an den Forſchungen und die Herausgabe von Abhandlungen betreffen, ſind zu richten an das Kgl. Sächſ. Forſchungsinſtitut für Völkerkunde, Leipzig, Graſſimuſeum.

Leipzig, im Herbſt 1916.

Karl Weule.

[p. iii]

[pp. i, ii are blank]